This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 473269

281 | 283 | 110.-

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES · SCIENTIA · VERITAS
1817

reſia

'g

r.

Geschichte

der

Kaiserin-Königin Maria Theresia.

XI.

Der österreichische Erbfolgekrieg

von

Dr. J. B. Weiß,
k. k. o. ö. Professor der Geschichte an der Hochschule zu Grätz.

Wien, 1872.
Im Commissions-Verlage von Karl Gronemeyer.
Prandel's Buchhandlung.

Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

D292
.W43

1.

Tod Kaiſer Karls VI. Die pragmatiſche Sanction.

Mittwoch den 19. October 1740 war große Beſtürzung im Schloſſe Favorita zu Wien. Kaiſer Karl VI. war ſchwer erkrankt und die Aerzte erklärten, daß keine Rettung möglich ſei. Eine Erkältung auf der Rückkehr aus Ungarn, anfangs wenig beachtet, nahm bald einen gefährlichen Verlauf. Zwar der Kaiſer war ruhig und gefaßt, er empfing mit Ergebung in den göttlichen Willen aus den Händen des Nuntius das Abendmahl, er ſagte ſeinem untröſtlichen Miniſter Bartenſtein: „Wer ſeiner Sache ſo gewiß iſt, wie ich, der kann eine ſolche Reiſe wohl mit gutem und gelaſſenem Muthe antreten"; er gab ruhig ſeine letzten Befehle, und dankte ſeinen Dienern warm für ihre Treue. „Klage nicht", ſagte er zum Gemahl ſeiner Tochter Maria Thereſia, „obſchon du einen wahren Freund verlierſt!" — Aber um ſo lauter gab ſich der Schmerz in ſeiner Familie kund; denn in der Burg zu Wien war das Familienleben rein und zart, während damals die meiſten Höfe Schauplätze der gröbſten Zügelloſigkeit oder tragiſcher Scenen waren. Die Kaiſerin wollte das Gemach des kranken Gemahls nicht verlaſſen, die älteſte Tochter

Maria Thereſia lag vor Schmerz und Schrecken zu Bette. Als ſie vor drei Tagen das Krankenzimmer des geliebten Vaters betrat, und bemerkte, wie der Tod ſchon ſein Antlitz zeichne, da verſagten ihr die Knie den Dienſt und mit Mühe gelangte ſie an die Seite des Kranken. Vater und Tochter ahnten, daß man ſich zum letzten Male ſehe, und wollten in der kurzen Zeit die ganze Fülle ihrer Liebe in ihre Worte legen — und vermochten es nicht; denn das Zwiegeſpräch ward immer wieder von lautem Schluchzen unterbrochen, und die Thränen waren beredter, als die Worte. Man nahm Abſchied für immer. In der Nacht vom 19. auf den 20. wandte ſich der Kaiſer noch einmal gegen das Zimmer ſeiner Tochter und ſprach Worte des Segens, denn man ließ ſie nicht mehr zu ihm, weil ihr Zuſtand Schonung forderte. Ihr Gemahl ſtand händeringend am Lager des Kaiſers und empfing ſtatt ihrer die letzten Rathſchläge. Die Kräfte des Kranken ließen allmälig nach, am 20. October früh 2 Uhr hörte ſein edles Herz auf zu ſchlagen.

Karl hinterließ keinen Sohn, nur zwei Töchter, Maria Thereſia und Maria Anna, aus ſeiner Ehe mit Eliſabeth Chriſtina, einer Tochter Ludwig Rudolfs von Braunſchweig-Blankenburg. Mit Karl ſtarb alſo der Mannsſtamm des Hauſes Habsburg aus, das durch die Größe ſeiner Schickſale merkwürdig iſt. Von kleinen Anfängen war es zu ſtaunenswerther Macht emporgeſtiegen. Das Gebiet des Grafen Rudolf von Habsburg umfaßte wenige Stunden und im Reiche Karls V. ging die Sonne nicht unter. Das Geſchlecht iſt reich an wunderbaren Wechſeln des Glückes. Rudolf I. ward vom einfachen Grafen von Habsburg auf den erſten Thron in der Chriſtenheit erhoben und gewann dem Reiche und ſeinem Hauſe die Herzogthümer Ober- und Nieder-Oeſterreich, Steiermark und Kärnthen. Sein Sohn Albrecht erwarb dem Hauſe das Königreich

Böhmen, und war daran die Macht der Krone zu festigen, daß Deutschland auf Jahrhunderte hinaus einiger und kräftiger gewesen wäre, denn je, als ihn Meuchelmord fällte. Sein Tod war ein Schicksalsschlag für das Reich, wie für sein Haus. Die Krone, die sein Sohn Friedrich der Schöne nur kurze Zeit trug, und nicht zu behaupten vermochte, blieb dem Hause länger als ein Jahrhundert entrissen. Dann unter dem edlen, hochbegabten Albrecht II. nahmen die Habsburger wieder einen Aufschwung und dreizehn Glieder ihres Stammes trugen nacheinander die Kaiserkrone. So sehr die Macht des Hauses unter dem allzu bedächtigen Friedrich III. geschwächt wurde, einen um so herrlicheren Aufschwung nahm sie unter seinem ritterlichen Sohne Maximilian I.; strahlend von Geist, Kraft und Schönheit, gewann er die Liebe Marias von Burgund, und durch sie das Herzogthum Burgund, das heutige Belgien und die Niederlande. Philipp der Schöne, sein Sohn, ward durch seine Gemahlin Johanna der Erbe von Spanien, Neapel, Sicilien und der neu entdeckten Länder in der andern Welt. Noch mächtiger war Philipps Sohn, Karl V. Er besaß als Kaiser eine Macht, wie wenige vor ihm, er beherrschte nicht bloß Deutschland und Spanien, sondern auch Italien; er vermählte seinen Sohn Philipp mit der Erbin von England, seine Flotte landete an der Küste von Afrika und nahm Tunis weg; einer seiner Unterthanen, der kühne Cortez, eroberte für ihn das mächtige Reich Mexiko, ein anderer, Pizarro, stürzte den Thron der Inkas und gewann ihm das goldreiche Peru. Ein dritter kühner Mann, Balbao, nahm für ihn feierlich alle Länder im großen stillen Ocean vom Nord- bis zum Südpole in Besitz; sein Admiral Magelhaens machte die erste Fahrt um die Erde und pflanzte sein Banner an den gewürzreichen Inseln des östlichen Asiens auf, während unter des Kaisers Schritten Europa zitterte.

Ein Grundzug kehrt in der Geschichte des Geschlechtes immer wieder, tiefe Religiosität und der Sinn für das Recht Als Rudolf von Habsburg von den Kurfürsten an das Reich gewählt wurde, schrieb zu seiner Empfehlung der Erzbischof von Cöln an den Papst: „er ist ein eifriger Katholik, ein Freund der Kirche, strahlend in Frömmigkeit, tüchtig im Rath, ein Pfleger der Gerechtigkeit". Karl V. der Herr einer Welt, legte die Krone nieder, um in einem Kloster sich für den großen Schritt in die Ewigkeit vorzubereiten. Der Glaube an das Recht, conservatives Streben kennzeichnet Alle, sie glauben an Ehre und Treue unter den Menschen und stehen dafür ein, und greifen nicht muthwillig nach fremdem Besitz.

Diesen Sinn hatte auch der letzte vom Mannsstamme der Habsburger. Karl VI. glaubte an das Halten der Verträge, weil er sie selber hielt. Namentlich lagen ihm die Verträge am Herzen, welche von ihm zur Gewährleistung eines Staatsgrundgesetzes abgeschlossen wurden, der pragmatischen Sanction.

So nannte man in jener Zeit landesherrliche Edicte, die ein wichtiges Verhältniß für immer ordnen sollten. So hat Karl VI. von Frankreich 1438 der gallicanischen Kirche ihre Freiheiten durch eine pragmatische Sanction bewilliget, so gab Don Carlos III. von Spanien 1759 eine pragmatische Sanction, als er das Königreich beider Sicilien auf seinen dritten Sohn übertrug. 1713 stellte Karl VI. ein neues Grundgesetz des Reiches auf, wornach die österreichischen Länder untheilbar sein und die Erbfolgeordnung in der Weise geregelt werden sollte, daß in Ermangelung von Mannserben seine Töchter nachfolgen sollten, die älteste zuerst, in Ermangelung von Töchtern seine Nichten und mit einem Worte, daß weibliche Erben nach dem Grade ihrer Blutverwandtschaft mit Kaiser Karl, und nicht mit früheren Kaisern, ebenso gut sein sollten, als leibliche Manns-

erben Kaiſer Karls geweſen ſein würden. Zwar hatte Leopold I. feſtgeſetzt, daß die Töchter Joſephs I. den Töchtern Karls vorangehen ſollten, allein Karl hatte das Recht, ein Grundgeſetz des Reiches aufzuſtellen, zumal es die Zuſtimmung nicht blos aller Stände ſeiner Länder, ſondern auch der meiſten Cabinete Europas erhielt. Die Töchter Joſephs I. entſagten vor ihrer Vermählung feierlich jedem Anſpruch.

Die Länder, welche dieſes Grundgeſetz zu einem untheilbaren Reiche erklärte, waren: das Erzherzogthum Ober- und Niederöſterreich, das Herzogthum Steiermark, das Herzogthum Kärnthen, das Herzogthum Krain, die windiſche Mark, Iſtrien und die Grafſchaft Görz, die gefürſtete Grafſchaft Tyrol, das Königreich Ungarn mit der Wallachei und dem Temesvarer Banat, das Großfürſtenthum Siebenbürgen, das Königreich Slavonien, das Königreich Croatien ſammt der Hälfte vom Königreiche Serbien, das Königreich Böhmen, die Markgrafſchaft Mähren, das Herzogthum Ober- und Niederſchleſien, die vorderöſterreichiſchen Lande, die öſterreichiſchen Niederlande oder der burgundiſche Kreis; außerdem gehörten noch zu dem Ländergebiete Karls VI. die Herzogthümer Mailand und Mantua, Parma und Piacenza.

Die pragmatiſche Sanction ward als Reichsgeſetz 1713 im Staatsrath angenommen. Am 13. April 1716 ward Karl ein Sohn geboren, der Erzherzog Leopold, der aber ſchon am 4. November des gleichen Jahres ſtarb. Es trat alſo, da der Kaiſer keinen Sohn mehr erhielt, der in der pragmatiſchen Sanction vorgeſehene Fall ein, daß die älteſte Tochter Maria Thereſia all' dieſe ſchönen Länder erben und die Einheit und Ruhe des Reiches erhalten ſollte.

Der große Feldherr Eugen rieth dem Kaiſer beſtändig, auf ein ſtarkes Heer und einen gefüllten Schatz mehr zu halten, als

auf alle Versprechen der Fürsten, „200.000 Soldaten seien besser, als alle Tractaten“. Es war ein politischer Fehler Karls VI., daß er diesen Rath in den Wind schlug, er hielt das Erbe seiner Tochter und die Ruhe seiner Staaten um so gesicherter, je mehr er von anderen Staaten Versprechungen erhielt, daß sie die pragmatische Sanction anerkennen. Und so zieht sich denn durch alle seine Verhandlungen mit fremden Höfen das Bestreben, ihre Garantie der pragmatischen Sanction zu erhalten. Er erreichte sein Ziel, wenn auch mit großen Opfern. Nachdem die Stände in den Erblanden die pragmatische Sanction beschworen, wurde sie 1725 von Spanien anerkannt, 1726 von Rußland, 1728 wiederholt von Rußland und Spanien, 1726 von den Kurfürsten von Bayern und Cöln in besonderem Vergleich; 1728 nahm sie der Reichstag zu Regensburg als Staatsgesetz an, im gleichen Jahre Dänemark; die holländischen Generalstaaten traten dem Vergleiche zwischen dem Kaiser und Rußland bei, 1731 England; Frankreich garantirte die pragmatische Sanction im Wiener Definitiv-Tractat, 1733 der Kurfürst von Sachsen, nachdem er sich am längsten dagegen gesträubt hatte, 1738 der König der beiden Sicilien. Der König von Preußen war daran gebunden, nicht blos als Fürst des deutschen Reiches, sondern auch durch besonderen Vertrag von 1728. Wenn also irgend ein Reichsgesetz Giltigkeit haben konnte, so war es die pragmatische Sanction.

2.

Maria Thresia tritt die Regierung an.

Nach dem Erbschaftsgesetze, welches ihr ganzes Reich beschworen und die Mächte Europas anerkannt hatten, trat nun des verstorbenen Kaisers älteste Tochter, Maria Thresia,

die Regierung an. Auf sie waren die Blicke Europas gerichtet, fassen auch wir sie ins Auge!

Geboren den 13. Mai 1717, war die neue Herrscherin jetzt 23 Jahre 6 Monate alt. Ueber ihre Jugend haben wir wenige Nachrichten, ähnlich wie über die Jugend Karls des Großen, mit dem sie in der Erhabenheit ihrer Entwürfe manche Aehnlichkeit hat; die wenigen Zeugnisse aber besagen viel. Der venetianische Gesandte Foscarini schildert sie in einem Berichte an seine Regierung mit den Worten: „Man würde sie als Erbin des Hauses Oesterreich berufen, wenn unter allen Frauen der Welt die Wahl frei stünde. Der Hauptvorzug dieser Fürstin ist die Erhabenheit ihres Geistes, verbunden mit einer gewissen Männlichkeit der Seele". Andere Berichte schildern sie als ein Bild der Schönheit — und man kann in der That nicht satt werden, ihre Bildnisse aus jener Zeit zu betrachten, — schildern sie aber auch als bescheiden, mild und voll Majestät. Sie war sehr lernbegierig; Geschichte war ihre Lieblingsbeschäftigung, Sprachen lernte sie mit Leichtigkeit, und sprach lateinisch, französisch, italienisch, spanisch, neben ihrer Muttersprache mit voller Gewandtheit. Sie tanzte mit Anmuth, sie sang und musicirte mit Meisterschaft, sie schoß nach der Scheibe mit Sicherheit. Sie besaß einen durchdringenden, hellen Verstand, eine seltene Kraft des Willens, und über den Tiefen eines reinen und edlen Gemüthes spielte eine unerschöpfliche Heiterkeit, wie Sonnenschein auf der Fläche eines tiefen Sees. Sie war eine urkräftige, harmonische Natur; eine innige Religiosität durchdrang ihr Wesen. Sie war leutselig und voll Mitgefühl für die Leiden Anderer; von ihrem Vater Gnaden für Unglückliche zu erbitten, war ihr höchster Genuß; noch als Kaiserin auf der Höhe ihrer Macht rief sie einmal, als sie ein krankes Weib mit zwei halb verhungerten Kindern sah: „was habe ich denn der Vorsehung

gethan, daß ein ſolches Schauſpiel meine Augen betrübt und meine Regierung entehrt?“ Es iſt ein eigenthümlicher Zug, der in der Geſchichte ausgezeichneter Familien hin und wieder erſcheint, daß, wenn das Geſchlecht an einem großen Wendepuncte angekommen oder ſeinem Abſterben nahe iſt, alle glänzenden Anlagen desſelben noch einmal in einem ſeiner Mitglieder erſcheinen, wie die Flamme kurz vor ihrem Erlöſchen noch einmal in ihrem vollen Glanze ſtrahlt. In Maria Thereſia ſehen wir viele der Eigenſchaften vereint, welche Mitglieder ihres Geſchlechtes groß und berühmt gemacht haben.

Maria Thereſia galt ſeit lange als die künftige Erbin des Reiches. Natürlich war ſie eine lockende Braut. Die Königin von Spanien warb lange für ihren Sohn, Don Carlos, um ſie; in Berlin trug man ſich einmal mit der Hoffnung, ſie werde dem Kronprinzen Friedrich zu Theil; in München meinte man, ſie ſolle die Braut des Kurprinzen werden. Ihr Vater wollte ihr eigenes Herz wählen laſſen und ſie gab es dem Herzog von Lothringen, Franz Stephan, zu eigen.

Genealogen jener Zeit haben darzuſtellen verſucht, daß die Habsburger und Lothringer in uralter Zeit von demſelben Stamme entſprangen; gewiß iſt, daß, ſeit Frankreich beſtrebt war, dem Hauſe Habsburg die erſte Stelle unter den Mächten Europas zu entreißen, die Häuſer Lothringen und Habsburg in innige Verbindung traten. Die Herzoge von Lothringen fanden am Kaiſer Schutz gegen franzöſiſche Eroberungsgelüſte, und der Kaiſer an den Herzogen Vorkämpfer für die gerechte Sache des Reiches. Der gefeierte Sieger Karl von Lothringen, Feldherr im kaiſerlichen Heere, war der Großvater unſeres Prinzen. Franz Stephan, geboren 1708, kam als friſcher, blühender, offener, heiterer, leutſeliger Jüngling 1723 nach Wien und blieb hier bis 1730;

wo er die Regierung seines Herzogthums antrat. Hier wurde er erzogen, hier gewann er nicht blos die Gunst des Kaisers, sondern auch die Neigung der Erzherzogin. Der englische Gesandte Robinson schreibt an seinen Hof über die Erzherzogin: „Trotz ihrer starken Seele hegt sie eine zärtliche Liebe zu dem Herzog von Lothringen und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie den Mann je vergessen wird, den sie für sich geboren glaubt, und nie wird sie denjenigen vergeben, welche sie in Gefahr brachten, ihn zu verlieren". — Politik und Neigung trafen also hier glücklicher Weise zusammen, bald galt der Prinz, den der Kaiser seinen Sohn nannte, wie ein Mitglied des Hauses. 1732 bis 1735 war ihm die Statthalterei in Ungarn anvertraut; im Präliminar-Frieden 1735 war auf die künftige Vermählung des Herzogs mit der Erbin von Oesterreich schon Bedacht genommen. Am 31. Jänner 1736 warb er feierlich um die Hand der Erzherzogin, am 12. Februar ward er in der Hofkirche bei den Augustinern mit ihr vermählt, am 11. April des gleichen Jahres verzichtete der Herzog auf sein Stammland Lothringen und erhielt dafür das Großherzogthum Toscana mit dem Titel königliche Hoheit. Am 9. Juli 1737 starb der letzte Mediceer, Johann Franz. Am 17. December 1738 trat der junge Großherzog, nachdem er vorher im Kriege wider die Türken befehligt hatte, mit seiner Gemahlin die Reise nach Toscana an; am 20. Jänner zogen sie in das schöne Florenz ein und blieben dort bis 27. April 1739, ihren Aufenthalt durch wohlthätige Einrichtungen und vortreffliche Gesetze bezeichnend. Franz war keine Natur von ungewöhnlicher Begabung, wie Maria Theresia, aber ein klarer Kopf und ein ehrlicher Mann, kein Feldherr, aber tapfer; besser als die Kriegsführung verstand er die Leitung der Finanzen. Die Ehe war eine christliche und glückliche.

Obschon noch gebeugt von Schmerz und Kummer um den Verlust des Vaters, trat die neue Herrscherin, sich selbst aufraffend, mit den schönsten Vorsätzen und Hoffnungen, mit den feurigsten Wünschen für das Wohl ihrer Unterthanen, entschlossen ihre Regierung an, die sie fortan 40 Jahre hindurch mit einer Größe und Würde führte, welche sie den ersten Herrschergestalten anreiht. Ihre ganze Zeit gehörte fortan dem Glücke ihres Volkes; äußerte sie doch einmal: „Ich mache mir Vorwürfe wegen der Zeit, die ich dem Schlafe widme, ich entziehe sie meinen Völkern". Schon am 20. October wurden nach allen Seiten Couriere entsandt, welche den Tod des Kaisers und den Regierungsantritt der „Königin von Ungarn und Böhmen" meldeten. Am gleichen Tage empfing sie die Huldigung ihrer Minister und der Spitzen der Behörden. Ihre Rede war von Thränen und Schluchzen unterbrochen, aber sie sprach Worte des Dankes, der Versöhnung, der Ermuthigung! Sie beließ zunächst Alle in ihren Stellen und bat sie, auch ihr, wie ihrem Vater, treu zu dienen. Für Jeden hatte sie, obschon bisher den Geschäften ferne gehalten und schüchtern, sich selbst mißtrauend, ein passendes Wort. Den 76jährigen Feldmarschall Pálffy, den Genossen der Siege und Freund Eugens, einen der edelsten Ungarn jener Zeit, treu dem Kaiserhause wie seinem Vaterlande, nannte sie ihren Vater. Feldmarschall Königsegg, der hohe, milde, wohlwollende, verdiente Greis, Harrach, einst Botschafter in Madrid, wurden mit Worten der Huld beglückt. Bartenstein, der Protocollführer der Conferenz, fürchtete entlassen zu werden und legte darum vor der jungen Herrscherin seine Aemter nieder; sie aber erwiderte: „Jetzo ist nicht Zeit, daß Ihr abdanken dürfet, fahret fort, so viel Gutes zu thun, als Ihr vermöget, ich werde Euch schon verhindern, Böses zu thun". Sie war ihm in der That Anfangs

abgeneigt, wollte aber seine Kenntnisse und seine Kraft nicht vermissen. Dieser Bartenstein war in Straßburg 1689 geboren, der Sohn eines Professors, kam als armer Hauslehrer nach Wien, erregte durch seinen Geist und seine Kenntnisse die Aufmerksamkeit Starhembergs, der den strebsamen jungen Mann 1715 in den österreichischen Staatsdienst aufnahm und in die Nähe des Kaisers brachte, dem seine Kenntnisse des deutschen Rechtes und der österreichischen Geschichte, seine freimüthige und scharfe Rede gefielen. Bartenstein ward wegen seiner gewandten Feder Protocollführer der geheimen Conferenz, in den Adelsstand erhoben und Hofrath. Alle Staatsschriften aus jener Zeit gingen aus seiner Feder. Bald war er die Seele der kaiserlichen Politik, deren gute oder schlimme Folgen natürlich auch ihm zugeschrieben wurden. Er vertrat die Interessen seines Kaisers und Oesterreichs feurig und beredt, muthig und tapfer, besaß aber auch den verletzenden Stolz eines Emporkömmlings. Als nach einem unglücklichen Erfolge kaiserlicher Politik ihm Jemand zurief: „Ihr habt den Hof tief hineingefahren", antwortete er stolz: „Ich werde ihn auch wieder herausfahren". Darum lastete viel Haß auf ihm, das Volk hielt seinen Sturz beim Tode des Kaisers für unvermeidlich und bewarf sein Haus mit Koth. Maria Theresia aber, obgleich Anfangs, wie wir gesehen haben, von einem ungünstigen Vorurtheile gegen Bartenstein befangen, erkannte schnell den Werth des Mannes, dem sie binnen Kurzem ihr volles Vertrauen schenkte; sie war entzückt von seinem Wissen, von seiner unermüdlichen Arbeitskraft, und bald ging Alles wieder durch Bartensteins Hände.

Am 21. October nahm Maria Theresia zum ersten Male an der Sitzung ihres Ministeriums Theil. Da saß denn die jugendliche Herrscherin, strahlend von Schönheit, ihren lebensfrohen Gemahl an der Seite, unter den abgelebten

Greiſen — Bartenſtein ausgenommen war jeder mehr denn 70 Jahre alt — wie der Frühling neben dem Herbſte. Die Lage des Reiches wurde berathen, ſie war mehr als ernſt. Die Caſſen waren erſchöpft durch den letzten Krieg, der Ertrag der Steuern, früher 40 Millionen, betrug nur noch 20, und dieſe genügten nicht. Das Heer war nicht ſtark, ſtatt früherer 160.000 Mann hatte man nur 80.000 und dieſe waren von der türkiſchen Grenze bis in die Niederlande und von Toscana bis nach Böhmen zerſtreut; es fehlte der alte ſiegesgewiſſe Geiſt, die letzten Niederlagen hatten entmuthigt, die Disciplin war gelockert, die Feſtungen verwahrloſt; die Bevölkerung war in Ungarn wie in den deutſchen Provinzen in bedenklicher Stimmung. Die Aufgabe, welche die neue Herrſcherin zu löſen hatte, war rieſengroß. Die Miniſter ſahen mit bangen Ahnungen in die Zukunft, die wenigſten glaubten an den Fortbeſtand des Reiches. Sie ſahen, wie der engliſche Geſandte Robinſon berichtet, ſchon die Türken in Ungarn, die Ungarn empört, die Sachſen in Böhmen einbrechen, die Bayern vor den Thoren von Wien, und Frankreich Alle aufwiegelnd. In Wien meinten Viele, ein Weib könne ein ſo großes Reich nicht regieren, bald werde der Kurfürſt von Bayern Herr des Ganzen ſein.

Die junge Königin verzagte nicht und der Geiſt der Zuverſicht, der ſie beſeelte, theilte ſich bald ihrer Umgebung mit. Die erſten Maßregeln der neuen Regierung zeigten von dem Beſtreben, zu verſöhnen und Beſchwerden abzuſtellen. Jede Kraft wurde willkommen geheißen und zum Dienſte des Ganzen verwendet, Niemand wurde ohne Noth gedemüthigt und ſolche, die für ungerecht behandelt galten. in ihre Ehren und Würden wieder eingeſetzt. Die Feldmarſchälle Seckendorf, Wallis und Neipperg wurden aus der Gefangenſchaft entlaſſen, die beiden

letzten sogar mit Zeichen königlicher Huld überschüttet. Die Äußerungen königlicher Gnade fielen durchaus auf Würdige, wie auf den scharfsinnigen, erfahrenen Starhemberg, den genialen Daun. Prinz Karl von Lothringen, des Großherzogs Bruder, wurde zum Feldmarschall ernannt. Einige andere Maßregeln stimmten das Volk der neuen Regierung günstig. Theuerung herrschte, Maria Theresia ließ die Kornböden öffnen und das Getreide um billigen Preis verkaufen, das Wild in großen Massen abschießen, Verschleuderungen öffentlicher Gelder abstellen. Kaiser Karls Gutmüthigkeit war leider nur zu sehr mißbraucht worden, lebten doch 40.000 Personen vom Hofe, deren Erhaltung neun und eine halbe Million kostete; wurden doch in der Küchenrechnung 4000 Gulden jährlich blos für Petersilie aufgeführt und 12 Maß Ungarwein jeden Abend als Schlaftrunk für die verwittwete Kaiserin, zwei Faß Tokayer, um den Papageien des Kaisers das Brot einzuweichen, und 15 Eimer Wein für ihr Bad. Alle diese Mißbräuche wurden abgestellt, und die Pensionen auf ein gerechtes Maß zurückgeführt. Franz Stephan, Maria Theresias Gemahl, übernahm die Leitung der Finanzen, für die er ein besonderes Talent besaß.

Am 21. November ernannte Maria Theresia ihren Gemahl zu ihrem Mitregenten; zu gleicher Zeit übertrug sie ihm die Vertretung der böhmischen Kurstimme bei der bevorstehenden Kaiserwahl; sie wollte nicht blos, daß ihr Gemahl, den sie mit der ganzen Innigkeit eines kräftigen Gemüthes liebte, ihr an Rang nicht nachstehe, sondern es war ein Anzeichen, daß sie das Kaiserthum ihrem Hause erhalten und sein Haupt mit der ersten Krone der Christenheit geschmückt sehen wolle. Um den Mächten, welche die pragmatische Sanction gewährleistet hatten, nicht irgend einen Vorwand zu geben, ihr Wort zurückzunehmen, stellte der Großherzog Franz eine Bescheinigung aus, daß durch

dieſe ſeine Erhöhung der pragmatiſchen Sanction nicht der mindeſte Abbruch geſchehen ſolle.

Am 22. November leiſteten die Stände Niederöſterreichs die Huldigung, die übrigen Länder, Ungarn ausgenommen, leiſteten den Eid der Treue vor den Statthaltern.

So hatte denn das Auftreten der jungen Herrſcherin im Innern den beſten Erfolg, die Angſt derer, welche Öſterreich ſchon in Stücke fallen ſahen, ſchien unbegründet. Es kam nun in Frage, wie das Ausland den Regierungsantritt Maria Thereſias aufnehme, wie die Höfe auf das Begrüßungsſchreiben der jungen Herrſcherin antworten würden.

Das erſte Anzeichen eines drohenden Sturmes kam von München, nämlich ein Proteſt gegen den Regierungsantritt Maria Thereſias. Dort regierte als Kurfürſt Karl Albert, geboren 1697, der Sohn des heldenmüthigen, aber auch verſchwenderiſchen und durch ſeine Verbindung mit Frankreich im ſpaniſchen Erbfolgekriege für den Kaiſer und das Reich ſo gefährlichen Max Emanuel und der Thereſia Kunigunde Sobieska. Zwar hatte Karl Albert bei ſeiner Vermählung mit Maria Amalia, der zweiten Tochter Kaiſer Joſephs I., auf alle Anſprüche, die er durch ſie an Öſterreich machen konnte, verzichtet, 1731 aber mit dem Kurfürſten von Sachſen gegen die pragmatiſche Sanction Verwahrung eingelegt. Sein Geſandter Graf Peruſa gab die Anzeige vom Tode des Kaiſers und der Thronbeſteigung Maria Thereſias mit dem Bemerken zurück, daß ſein Herr die Erzherzogin als Königin von Ungarn und Böhmen nicht anerkennen könne; er forderte die Präſidenten der Hofſtellen auf, von niemand Befehl anzunehmen, als vom einzig berechtigten Erben, dem Kurfürſten von Bayern; er mahnte die anweſenden Geſandten der fremden Mächte, mit Maria Thereſia in keinerlei Verbindung zu treten, denn ſein

Herr allein habe das Recht der Nachfolge in sämmtlichen Ländern des Hauses Österreich. Worauf stützte er seine Ansprüche? Nicht auf das Testament Leopolds I.; denn dann hätte Josephs älteste Tochter, die Kurfürstin von Sachsen und Königin von Polen, das nächste Anrecht gehabt, sondern auf ein Testament Ferdinand I. vom Jahre 1543, in welchem dieser den Nachkommen seiner Tochter Anna und des Herzogs Albrecht III. von Bayern in einem gewissen Falle die Erbfolge zugesichert hatte. In München behauptete man, das bayrische Haus sei erbberechtigt, wenn der habsburgische Mannesstamm aussterbe, in Wien aber, wenn kein ehelicher Leibeserbe mehr vorhanden sei. Graf Perusa verlangte Vorlegung des Testamentes. Sie ward gewährt am 3. November 1741; vor den versammelten Gesandten wurde die Handschrift des Testamentes verlesen und dann von jedem der Anwesenden eingesehen. Es hieß darin nicht, daß Bayern erbberechtigt sei, wenn keine männlichen, sondern wenn keine ehelichen Leibeserben mehr vorhanden seien. Grundlos waren also die Ansprüche des Bayern, umsonst durchsah Perusa mehrmals das Testament, ob nicht eine Verfälschung vorgenommen sei, tief beschämt zog er sich endlich zurück. Am 20. November verließ er Wien, zumal ihm die Bevölkerung überall ihren Haß deutlich kund gab und er für die Sicherheit seiner Person zu fürchten begann. Wie Karl Albert handelte sein Bruder, der Erzbischof von Cöln, und sein Vetter, der Kurfürst von der Pfalz, welche die Meldung des Regierungsantrittes nur mit einem Schreiben, das sie mit der gewöhnlichen Post sandten und das die Adresse führte: „an die Erzherzogin Maria Theresia", beantworteten.

Der Widerstand Bayerns schien nicht gefährlich, zumal von anderen Cabineten die besten Versicherungen eintrafen. England erklärte, daß es den ihrem Vater ertheilten Zusagen

treu bleiben wolle, und machte den Antrag zu einer großen Verbindung wider das Haus Bourbon in Frankreich und Spanien. Die Generalstaaten betheuerten, daß sie ihren Verpflichtungen gegen die Erbin Karls VI. pünctlich nachkommen würden; Karl Emanuel III. von Sardinien war der erste, Maria Theresia anzuerkennen. Venedig und Pabst Benedict XIV. antworteten im gleichen Sinne. König August III. von Polen bot seinen Beistand an zur Verwirklichung der pragmatischen Sanction. Auch Friedrich II. von Preußen betheuerte seine freundschaftliche Gesinnung und erbot sich zur Hilfe gegen alle die, welche die pragmatische Sanction anfechten würden. Aus Petersburg kamen die besten Versicherungen. Der französische Staatssecretär Amelot betheuerte dem österreichischen Gesandten in Paris die Geneigtheit seines Hofes, die Verbindlichkeiten gegen Maria Theresia zu beobachten. Der Minister Cardinal Fleury entschuldigte die Verzögerung der schriftlichen Antwort seines Königs damit, daß man die Formularien, wie an die Könige von Ungarn geschrieben werden müsse, im Staatsarchiv noch nicht habe finden können. Im Januar 1741 traf endlich auch ein eigenhändiges Beileids- und Anerkennungsschreiben von Ludwig XV. in Wien ein. Man traute diesen Versicherungen, obschon England zum Mißtrauen aufforderte; man wies den Antrag zu einem Bunde gegen das Haus Bourbon kalt ab, man wiegte sich im Gefühle der Sicherheit und sah voll froher Hoffnung der Zukunft entgegen. Denn Bayern glaubte man nicht fürchten zu müssen, gegen einen etwaigen Angriff auf Böhmen stellte man die Regimenter an geeigneten Puncten auf. Die Officiere auf Urlaub erhielten Befehl zu ihren Truppen zurückzukehren, die Regimenter wurden ergänzt.

Dennoch zog sich ein furchtbarer Sturm gegen Maria Theresia zusammen. In Paris, in Madrid, in Berlin entwarf

man Pläne, Oesterreich zu zertrümmern und dem Kurfürsten von Bayern den Kaisermantel umzuhängen, wenn er undeutsch genug wäre, sein Vaterland den Fremden preiszugeben und mit ihnen den Raub zu theilen. Eine Gefahr trat für Oesterreich heran, wie sie nur zu Zeiten Ferdinands II. gedroht hatte, und aus der es allein durch die Seelengröße der Herrscherin und durch die Treue seiner Völker gerettet werden konnte. Fassen wir, um das Folgende zu verstehen, die politische Lage Europas jener Zeit näher ins Auge!

3.

Die europäischen Höfe beim Regierungsantritte Maria Theresias.

Wenden wir uns zunächst nach Spanien! Dort war noch jener selbe Philipp V. König, der Spanien sammt den Besitzungen in Amerika mit Hilfe französischer Waffen den Habsburgern entrissen hatte. Er herrschte aber nicht, denn er war schwermüthig bis zum Stumpfsinn geworden. Er konnte hin und wieder sechs Monate im Bette liegen, ohne die Wäsche zu wechseln oder sich Bart und Nägel abschneiden zu lassen; er konnte bisweilen Jeden schlagen und kratzen, der in seine Nähe kam, sich selber den Arm blutig beißen, und dann plötzlich auflachen und ein Lied singen. Die Seele der Regierung war seine zweite Gemahlin, Elisabetha Farnese, Prinzessin von Parma, ein Weib von maßloser Ehr- und Herrschsucht, das nach den Worten ihres Zeitgenossen Friedrichs II. die ganze Welt hätte beherrschen mögen, das durch keine Rücksicht sich zurückhalten ließ, mit kühnen Schritten auf ihr Ziel losging, und den Stolz eines Spaniers, die Hartnäckigkeit eines Engländers mit

italieniſcher Schlauheit und franzöſiſcher Lebhaftigkeit verband. Da aus der erſten Ehe des Königs ſchon ein Erbe der ſpaniſchen Krone vorhanden war und der Stolz des ſpaniſchen Volkes eine Theilung der Monarchie nicht geduldet hätte, ſo trachtete die erwerbſüchtige Mutter unabläſſig ihre Söhne mit Ländern auf Koſten Anderer zu verſorgen, und ſetzte durch ihre Ehrſucht ganz Europa in Bewegung. So war es ihren Schleichwegen früher ſchon gelungen, Oeſterreich Neapel zu entreißen und ihrem erſten Sohne Don Carlos die Krone von Neapel und Sicilien zu verſchaffen. Aber ſie hatte noch einen Sohn, Don Philipp, auch der ſollte nicht leer ausgehen. Toscana, Mailand, Tyrol und Kärnthen ward zu einem Königreich für ihn auserſehen, und darum eifrigſt gerüſtet, und, um wenigſtens einen Theil zu bekommen, das ganze Erbe Maria Thereſias in Anſpruch genommen, obſchon man für die Anerkennung der pragmatiſchen Sanction bereits Neapel und Sicilien von Oeſterreich bekommen hatte.

Das Haus Bourbon, ſo hieß es in Madrid, ſei zur Nachfolge in ganz Oeſterreich berufen; denn kraft des Theilungsvertrages von 1521 zwiſchen Karl V. und Ferdinand I. ſollten die öſterreichiſchen Länder beim Ausſterben der männlichen Nachkommenſchaft Ferdinands an die Erben Karls V. zurückfallen. Daß letztere ausgeſtorben waren, daß ſtatt einer habsburgiſchen Linie eine bourboniſche auf dem Throne zu Madrid ſaß, daß dieſe die pragmatiſche Sanction anerkannt hatte, ward gar nicht in Betracht gezogen. Demgemäß konnte auch der ſpaniſche Geſandte in Wien gegen die Uebertragung der Würde eines Großmeiſters des Vließordens an Franz von Lothringen und gegen alle anderen Handlungen, welche den Rechten Philipps als Nachfolger und Erben König Karls VI. zuwiderliefen, Verwahrung einlegen. Zum Glücke für Maria Thereſia

entsprach die Streitmacht Spaniens und die Lage seiner Finanzen nicht der Größe seiner Ansprüche. Spanien hatte eine Streitmacht von 60.000 Mann und 50 Kriegsschiffen, der König hatte ein Einkommen von 24 Millionen Thalern, die Regierung war aber nichts desto weniger ganz verarmt, das Volk hatte gar keine Industrie, die Schätze aus Amerika gingen nur durch das Land in die Hände der Italiener, Holländer und Engländer, welche Spanien mit ihren Fabricaten versorgten, und waren für das verarmte Land, was ein Tropfen Wasser für einen vor Durst Verschmachtenden.

Zum Glücke für Maria Theresia war Spanien in einen Krieg mit England verwickelt, seine Kraft hinwieder ward verstärkt durch seine nahen Beziehungen zu Frankreich und zu Neapel. Der neapolitanische Minister d'Estevan vollzog pünctlich die Befehle der Königin von Spanien. — Man unterhandelte mit dem Könige von Sardinien, welcher als Herr von Savoyen die Thore der Alpen hütete, ein Heer von 30.000 Mann, ein Einkommen von 5 Millionen Thalern besaß und nach der Vorschrift seiner Vorfahren, die Lombardei wie eine Artischoke zu verspeisen, d. h. ein Stück nach dem anderen, immerdar geneigt war sich dahin zu wenden, wo er etwas abzuzwacken vermochte. Und so war denn auch Karl Emanuel einige Zeit gesonnen, als Abkömmling von Katharina, der Tochter Philipps II., Anspruch auf Mailand zu machen.

In Frankreich war damals Ludwig XV. König, ein Mann von klarem Urtheile, der aber die Arbeit haßte und, einzig seinem Vergnügen lebend, das Regieren seinen Ministern überließ. Minister war von 1726—1743 sein ehemaliger Lehrer Cardinal Fleury, ein beredter, geistreicher, rechtschaffener, unbestechlicher Mann, kühn in seinen Entwürfen, bedenklich in ihrer Ausführung, sparsam mit den Geldern des Staates, vom

Geiſt der Ordnung beſeelt; er hatte durch ſeine weiſe Sparſamkeit den Staat vom Untergange gerettet, mit dem ihn die ſteten Kriege und die Verſchwendung unter Ludwig XIV. und der Regentſchaft bedrohten. Ein Theil der ungeheuern Schuldenlaſt war abgetragen, der Credit war wieder hergeſtellt, Frankreich hatte die entſcheidende Stimme auf dem Feſtlande, es rang darnach, England zur See zu überflügeln. Das ſtehende Heer betrug 130.000 Streiter und die Regierung verfügte über 80 Kriegsſchiffe und 60.000 Matroſen. Die Einkünfte des Staates beliefen ſich auf 60 Millionen Thaler. Fleury war grundſätzlich gegen jeden ungerechten Krieg; vom Kriege von 1733, in dem Frankreich doch Lothringen erhielt, ſagte man in Verſailles, Chauvelin habe dem Cardinal den Krieg unter den Händen wegprakticirt, aber der Cardinal habe ihm wieder den Frieden wegprakticirt. Doch der Cardinal war alt, und ihm gegenüber ſtand eine von Eroberungsluſt überbrauſende Kriegspartei; an ihrer Spitze ſtand der Marſchall Belleisle und des Königs Geliebte, die Chateauroux. Jener jagte einem wilden Traume von Größe und Kriegsruhm nach, dieſe wollte ihren königlichen Liebhaber im Schimmer eines Helden und Eroberers ſehen und klagte, der Cardinal laſſe den Kriegsruhm der Franzoſen zu Grunde gehen. Es hing von einem zufälligen Ereigniſſe ab, ob die Kriegs- oder Friedenspartei ſiege. Von Belleisle ſagt ein berühmter Zeitgenoſſe: „Sein Geiſt war weit umfaſſend, ſein Verſtand war glänzender Witz, ſein Muth Kühnheit; er liebte mit Leidenſchaft ſeine Kriegsbeſchäftigung, überließ ſich aber ohne Rückſicht ſeiner Einbildungskraft. Er entwarf die Pläne, ſein Bruder ordnete ſie. Man ſagte, der Marſchall iſt die Einbildungskraft, ſein Bruder die Vernunft“. Die Chateauroux war die vierte unter den Weibern, mit denen das ſchmachvolle Maitreſſenregiment in Frankreich begonnen hatte. Ludwig XV. war

ſchon längſt, obſchon er einen Engel zur Gemahlin hatte, auf den Abweg der Sünde gerathen und zog die Krone durch ſeine Ausſchweifungen in den Koth hinab. Sein ſchlaffes Herz war fortan kaum mehr von einer höheren Regung belebt.

Auch in England war damals ein Miniſter des Friedens, Walpole, der von 1721—1742 die Regierung leitete, mit Fleury innig befreundet, und durch ſeinen Bruder Horace Walpole, den engliſchen Geſandten in Paris, mit dem franzöſiſchen Miniſter ſtets im innigſten Verkehre. Wenn Frankreich Oeſterreich angriff, ſo war es gewiß, daß England Maria Thereſia beiſtand, denn jeder Engländer fühlte, daß es kein Bollwerk mehr gegen Frankreichs Uebermacht auf dem Feſtlande gebe, wenn Oeſterreich zerfalle; wie darum Fleury, ſo war auch Walpole für den Frieden aus Furcht vor einem weitausſehenden Kriege. Nur im Frieden konnte der Miniſter auch den Thron der Welfen in Großbritannien gegen die Partei der Stuarts befeſtigen. Groß waren ſeine Mittel, den Frieden zu erhalten, freilich nicht; Walpole erkaufte ſeine Gegner, und ſie ließen ſich durchgängig erkaufen; ein ſchmachvolles Beſtechungsweſen herrſchte damals in England. Walpole äußerte oft: für jeden Menſchen gebe es einen Preis, durch den man ihn gewinnen könne. Die Leitung der auswärtigen Politik überließ er meiſt ſeinem Bruder Horace. Als ihn einſt Damen zu einer Spielpartie einluden, antwortete er: „Das Spiel und Europa überlaſſe ich meinem Bruder“. So friedliebend Walpole war, ſo wurde er doch 1739 von der Stimmung der Nation in einen Krieg mit Spanien hineingeriſſen. Die Engländer waren nämlich unzufrieden mit der ſpaniſchen Colonialpolitik und hofften, Spanien durch einen Krieg zu anderen Zoll- und Mauthgeſetzen zu zwingen; die Mißhandlung eines engliſchen Schiffs-Capitäns ward von der Kriegspartei benützt, um die Nation in

Flammen zu ſetzen. Am 20. April 1731 war nämlich im Golfe von Florida der Capitän Jenkins vom Schiffe Rebekka von ſpaniſchen Zollwächtern bei Durchſuchung ſeines Schiffes, als er keine Contrebande anzeigen wollte, mißhandelt, und als er mit der Rache der britiſchen Majeſtät drohte, ihm das Ohr abgeriſſen und mit den Worten: „da bring' das deinem Könige!“ ins Geſicht geſchleudert worden. Jenkins bewahrte das Ohr in Baumwolle, brachte es dem Miniſter, der ihn aber zu begütigen ſuchte, weil er keinen Krieg wollte. Das Ohr des Jenkins war nun fortan das Geſchrei der Oppoſitionspartei, die es 1738 dahin brachte, daß das Parlament ſich als Comité conſtituirte und Jenkins vor die Schranken des Unterhauſes rief. Seine Erzählung von den erlittenen Mißhandlungen zündete, namentlich als er auf die Frage, was er während der Mißhandlung durch ſolche Barbaren empfunden habe, antwortete: „Ich empfahl meine Seele Gott und meine Angelegenheit dem Vaterlande“. Vergebens ſuchte der Miniſter zu vermitteln und erwirkte von Spanien eine Summe zur Schadloshaltung; die Gegner zwangen ihn 1739 im October an Spanien den Krieg zu erklären, und nun entbrannte ein wilder Kampf zur See. England verfügte damals über 80 große und 150 kleine Kriegsſchiffe, es hatte bei einem Einkommen von 24 Millionen Thalern 30.000 Mann Landtruppen, zu denen Dänemark für eine Jahresrente von 150.000 Thalern jährlich 6000 Mann ſtellte; auch Heſſen ſtellte gegen Hilfsgelder 6000 Mann und Hannover 22.000 Mann. Weil Frankreich mit Spanien durch einen Familienvertrag ſeit dem 7. November 1733 verbunden war, ſo lag die Gefahr nahe, daß Frankreich mit Spanien gemeinſchaftliche Sache mache, um England die Handelsvortheile und die Herrſchaft zur See zu entreißen. Darum hatte auch England Maria Thereſia gleich bei ihrem Regierungsantritte den Antrag zu einem Bunde wider die

bourboniſchen Höfe gemacht, den aber Maria Thereſia ablehnte, weil ſie den friedlichen Verſicherungen des franzöſiſchen Cabinetes traute.

Mit England ging damals die Republik Holland meiſt Hand in Hand und folgte der engliſchen Politik, wie eine Schaluppe der Spur eines Kriegsſchiffes. Hollands Beitritt war von Bedeutung, da es bei einem Einkommen von 12 Millionen Thalern 40 Kriegsſchiffe und 30.000 Mann regulärer Truppen beſaß. Leider hatte die holländiſche Armee keinen tüchtigen Anführer, die alte Schule ausgezeichneter Officiere war theils auf den Schlachtfeldern gefallen, theils den Krankheiten erlegen.

Was den Norden und Oſten Europas anlangt, ſo war Schweden ebenſo im Sinken als Rußland im Aufſteigen. Schweden hatte ſeine Kraft zu den Zeiten Guſtav Adolfs und Karls XII. verſpritzt, die Macht der Monarchie war ſeit dem Tode des letzteren dahin, der Adel herrſchte, das Königthum war ein Schatten. Zu arm für den Aufwand, zu dem ſie ihr Stolz trieb, ließen ſich die ſchwediſchen Adeligen vom Auslande beſtechen; Frankreich und Rußland bezahlten, und ſo gab es eine franzöſiſche und eine ruſſiſche Partei, jene hieß die der Hüte, dieſe die der Mützen. Auf jedem Reichstage ſtritten ſich dieſe Parteien. Das Volk, zwei Millionen ſtark, hatte noch immer kriegeriſchen Geiſt, das Vaterland war aber von den Parteien verrathen. Die Kriegsmacht Schwedens beſtand in 24 Linienſchiffen, 36 Fregatten, 7000 Mann regelmäßigen Militärs und 33.000 Mann Landmilizen, das Einkommen des Staates betrug 4 Millionen Thaler.

Peters Rieſenfauſt hatte Rußland aus aſiatiſcher Erſchlaffung in die Reihe der europäiſchen Staaten geſtellt und für die Freiheit des Abendlandes gefährlich gemacht. Auf Peter folgte 1725—1727 ſeine Gemahlin Katharina und auf dieſe der Enkel

Peters, Peter II., bis 1730. Dann bestieg Anna, die verwittwete Herzogin von Kurland, den Thron der Czaren, die Tochter von Peters des Großen jüngerem Bruder Iwan. Sie war eine gutmüthige, für große Pläne empfängliche Frau; ihr Feldherr Münnich, für Rußland was Eugen für Oesterreich, demüthigte die Pforte; ihr Günstling Biron, der Enkel eines Stallknechtes, jedoch zum Herzog von Kurland erhoben, wurde vor ihrem Tode (sie starb am 26. October 1740) zum Regenten ernannt für Iwan, den Sohn ihrer Schwestertochter, der an den Herzog von Braunschweig vermählten Anna von Mecklenburg. Biron war hart, herrschsüchtig, aber ein Feind Preußens, und darum von ihm nichts für Oesterreich zu befürchten. Die Streitmacht Rußlands betrug in jener Zeit 170.000 Mann, 12 Linienschiffe, 26 geringere Kriegsschiffe und 40 Galeeren. Ueber die Russen von damals urtheilte Friedrich II.: „Der Geist der Nation ist ein Gemisch von Mißtrauen und List; faul, aber eigennützig, sind sie geschickt genug, nachzuahmen, doch ohne Genie zum Erfinden; die Großen sind zu Unruhen geneigt, die Garde ist den Regenten furchtbar; das Volk ist dumm, trunkliebend, abergläubisch und unglücklich. Sie sind die Schiedsrichter des Nordens und äußerst furchtbar. Man kann nichts dabei gewinnen, wenn man sie angreift, weil man eine Art von Wüstenei durchziehen muß, um zu ihnen zu gelangen, und es ist Alles zu verlieren, wenn man sich bei ihrem Angriffe auf den Vertheidigungskrieg einschränkt. Diesen letzten Vortheil ziehen sie aus der Menge Tataren, Kosaken und Kalmücken, die sie in ihren Armeen haben. Diese herumstreifenden Horden von Plünderern und Mordbrennern können durch ihre Einfälle die blühendsten Provinzen zerstören, ohne daß die eigentliche Armee dieselbe betritt. Alle Nachbarn schonen sie deshalb, um diese Verwüstungen zu vermeiden."

Von dem Großtürken befürchteten die Minister Maria Theresias einen Angriff auf Ungarn, zumal der in Constantinopel so mächtige Renegat Bonneval dazu trieb, die Verlegenheiten Oesterreichs zu benützen; allein der Sultan Mohammed V. war ein friedliebender und schwacher Mann. Die Pforte begnügte sich mit den Vortheilen des letzten Friedens, und als Friedrich II. in Schlesien einfiel, erklärte der türkische Gesandte in Wien mit aller Entschiedenheit, Gott werde ihn für diesen Treubruch bestrafen.

Deutschland war in viele kleine Herrschaften getheilt. Zu den mächtigsten Fürsten gehörten der Kurfürst von Bayern, der von Sachsen und der König von Preußen. Bayern, das noch sehr unter der Schuldenlast litt, die Max Emanuels Kriege und Verschwendung auf dasselbe gewälzt, ertrug 5 Millionen Thaler und konnte höchstens 12.000 Mann auf die Beine stellen. Mit dem Bayern hielt es aber sein Bruder, der Kurfürst von Cöln, der durch den Mißbrauch jener Zeit auch Bischof von Münster, Osnabrück, Paderborn und Hochmeister des Deutschordens war und ein Heer von 12.000 Mann hielt, und der Kurfürst von der Pfalz, der zwei Festungen, Mannheim und Düsseldorf, und ein Heer von 10.000 Mann besaß. Der Kurfürst von Bayern, Karl Albert, war ein gebildeter, geistreicher, wohlwollender Mann, sein Fehler war der Ehrgeiz nach einer Krone, zu der ihm der Beruf und die Mittel fehlten. Der Kurfürst von Sachsen August III. war ein wohlwollender, aber nicht sehr begabter Mann, der sich von seinem Minister Brühl unbedingt leiten ließ. Brühl ist durch Friedrichs Feder bitter verhöhnt worden, seine Verschwendung ist weltbekannt, er hatte 200 Diener, täglich 30 Gerichte an der Tafel, bei Gastmählern 80 bis 100, Schuhe, Perrücken zu Hunderten; auf des Kurfürsten beständige Frage: „Brühl,

haben wir Geld?“ hatte er immer ein unterthänigſtes „Ja“ in Bereitſchaft. Friedrich nennt ihn den Miniſter der Liſten und kleinen Ränke; Brühl war übrigens für Oeſterreich und gegen Preußen. Die ſächſiſche Macht war nicht ohne Bedeutung — 24.000 Mann. Die Geldmittel, die das gewerbreiche und fleißige Sachſen dem Könige lieferte, betrugen 6 Millionen Thaler. Auguſt war zugleich König von Polen und verfügte als ſolcher über 24.000 Mann, aber ſchlechter Truppen. Friedrichs Urtheil über das Polen jener Zeit iſt hart, aber die Fehler, die er rügt, haben nebſt ſeiner eigenen Politik ſpäter den Untergang Polens herbeigeführt: „Dieſes Königreich iſt in einer beſtändigen Anarchie; die großen Geſchlechter ſind ſämmtlich in ihren Abſichten gegen einander geſpannt; alle ziehen ihre eigenen Vortheile der Staatswohlfahrt vor und vereinigen ſich nur zu gleicher Härte, um ihre Leibeigenen zu unterdrücken, die ſie mehr wie Laſtthiere, als wie Menſchen behandeln. Die Polen ſind eitel, hochmüthig im Glücke, kriechend im Unglücke, zu Allem fähig, um Geld zuſammen zu ſcharren, das ſie, ſobald ſie es haben, auf die Straße werfen; leichtſinnig ohne Beurtheilung, ſtets geneigt, ohne Grund eine Partei zu ergreifen und wieder fahren zu laſſen, und durch ihr planloſes Gebahren ſich die ſchlimmſten Händel zuzuziehen. Sie haben Geſetze, aber Niemand beobachtet ſie, weil es am Zwangsrecht fehlt. Der Hof ſieht ſeine Partei zunehmen, wenn viele Aemter erledigt ſind, der König hat die Befugniß, dieſelben zu vergeben und bei jeder Gunſtbezeugung neue Undankbare zu machen. Der Reichstag verſammelt ſich alle drei Jahre, bald in Grodno, bald in Warſchau. Die Staatskunſt des Hofes beſteht darin, daß die Wahl zum Reichstagsmarſchall auf eine ihm ergebene Perſon fällt.“

Preußen beſaß ein Heer von 76.000 Mann; es waren die beſtgedrillten Truppen in Europa. Friedrich Wilhelm I.,

der am 31. Mai 1740 starb, hinterließ seinem Nachfolger zugleich einen gefüllten Schatz; das Einkommen des Staates belief sich auf 7 Millionen Thaler. Die Schwäche des Staates lag in der Armuth eines großen Theiles seiner Provinzen und in seiner unregelmäßigen Gestalt; es fehlte alle Abrundung, schmale und gleichsam auseinander gestreute Provinzen reichten von Kurland bis nach Brabant. Preußen konnte damals nach dem Ausdrucke seines eigenen Königs nichts unternehmen, als wenn es sich auf Frankreich oder England stützte.

So war damals die Lage Deutschlands, so die Lage Europas. Es war nothwendig, sie zu schildern, weil damals wie heute und immer jeder Kampf um den Bestand Oesterreichs einen allgemeinen europäischen Krieg zur Folge hat. Ist Oesterreich geschwächt, so spielt Frankreich die Herrenrolle in Europa; ist es stark, so ist die Selbständigkeit der anderen Staaten vor französischen Herrschergelüsten gesichert. Oesterreich ist wesentlich erhaltende, nicht zerstörende Macht. Es ist gleichsam der Anker, an dem der Friede und die Freiheit Europas hängt. Von der Republik Venedig, im Süden von Oesterreich, war keine Gefahr zu befürchten, man stand mit ihr in den besten Beziehungen; die Regierung dachte nicht mehr auf Eroberungen, sondern suchte nur noch zu erhalten und zehrte von der Vergangenheit. Sie hatte ein Heer von 15.000 Mann Landtruppen. Mit der Schweiz stand man gleichfalls im besten Vernehmen. Auch diese Republik eroberte nicht mehr, sondern vertheidigte nur.

Demnach kann man mit Recht behaupten, daß 1740 die Erhaltung des Friedens wahrscheinlich war. Spanien hatte Eroberungsgelüste, allein seine Macht war durch den Krieg mit England gebunden. In Frankreich war eine Kriegspartei, allein der Cardinal war noch stark genug, den Frieden zu erhalten. Ein Angriff Bayerns war für Oesterreich nicht

furchtbar, wenn jenes auch Kur-Cöln und Kur-Pfalz auf seiner Seite hatte. Ein großer englischer Staatsmann und Geschichtschreiber sagt deshalb mit vollem Recht über die Lage der Dinge: „Die europäischen Herrscher waren vermöge aller der Pflichten, welche Männern, die mit der höchsten Gewalt über ihre Mitmenschen betraut sind, die heiligsten sein müssen, zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction, zur Achtung und Vertheidigung der Rechte der Erzherzogin verbunden. Die Lage und die persönlichen Eigenschaften der Letzteren waren derart, daß sich erwarten ließ, in der Seele eines jeden edlen Mannes müßten sich Mitleid, Bewunderung und ritterliche Gefühle regen. Es ließ sich mit Grund annehmen, daß alle Potentaten der Christenheit nach einem kurzen Schwanken die Bestimmungen des verstorbenen Kaisers ehren würden. Aber die selbstsüchtige Raubgier des Königs von Preußen gab seinen Nachbarn das Signal. Sein Beispiel stumpfte ihr Schamgefühl ab. Sein Erfolg verleitete sie, die Schwierigkeit einer Zerstückelung der österreichischen Monarchie zu unterschätzen. Die ganze Welt stürzte zu den Waffen. Auf Friedrichs Haupt lastet all' das Blut, das in einem Kriege, der viele Jahre lang und in jedem Welttheile gewüthet hat, vergossen worden ist, das Blut der Angriffs-Colonnen von Fontenoy, das Blut der Hochländer, die bei Culloden geschlachtet wurden. Die Uebel, die seine Schlechtigkeit hervorrief, wurden in Ländern gefühlt, wo der preußische Name unbekannt war, und damit er einen Nachbar, dem er seine Hilfe versprochen hatte, berauben könne, fochten die Schwarzen an der Küste von Koromandel und scalpirten sich die rothen Krieger an den großen Seen in Amerika."

4.

Friedrich fällt in Schleſien ein.

Der erſte Angriff auf das Gebiet der edlen Herrſcherin ging in der That von Preußen aus, von einem Könige, von dem man Feindſeligkeiten zu erwarten keinen Grund hatte. Das Haus Hohenzollern, das noch vor kurzem auf der Bank der Kurfürſten ſaß, iſt 1701 durch Kaiſer Leopold I. mit königlichen Ehren bedacht worden. Die Brandenburger gingen in der Politik meiſt mit dem Kaiſer. So launiſch auch die Politik von Friedrich Wilhelm I., dem Vater Friedrichs II. war, und ſo ſehr er auch für jeden Dienſt gleich ſeinen hohen Lohn forderte, ſo äußerte er doch: „Meine Feinde mögen thun was ſie wollen, ſo gehe ich nicht ab vom Kaiſer, oder der Kaiſer muß mich mit den Füßen wegſtoßen, ſonſten ich mit Treue und Blut ſein bin und bis in mein Grab verbleibe. — Das muß ein Coujon von einem deutſchen Fürſten ſein, der es mit Frankreich gegen das Kaiſerhaus hält, und ich ſelbſt müßte auch einer ſein, wenn ich es thäte“. Noch auf dem Todtenbette empfahl er ſeinem Sohne Rückſicht auf das Kaiſerhaus.

Friedrich II. ſelber hatte vom Vater Maria Thereſias manche Wohlthaten empfangen. Karl VI. war ſein Taufpathe und ließ ihm während ſeiner ſtürmiſchen Jugend manches Gute zukommen. Denn damals ſpielte ſich im Hauſe Hohenzollern eine Familientragödie ernſteſter Art ab. König Friedrich Wilhelm I. und ſein Sohn Friedrich (geboren 24. Januar 1712) waren große Gegenſätze und hatten nur die Härte, die Herrſchſucht und die Starrheit des Sinnes mit einander gemein. Der Vater war bigott, ſittenſtreng, derb, ſparſam bis zum Geiz und haßte alles

französische Wesen; sein ungemein begabter Sohn Fritz war früh ein Wüstling, ein Religionsspötter, ein Verschwender und voll Bewunderung für französische Bücher und Moden. Der Vater war ein Pedant, der Sohn ein Genie, jener ein strammer Soldat, diesem war jede Schranke zuwider. Der Gegensatz zwischen Beiden wurde immer schroffer, der Vater immer unzufriedener und der Sohn immer störrischer. Der König mißhandelte den Kronprinzen mit Faust- und Stockschlägen, so daß das Blut floß; oft bat Friedrich um Verzeihung und der Vater hielt alles nur für Verstellung und schrieb dem Sohne Briefe wie folgenden: „Sein eigensinniger böser Kopf, der nit seinen Vater liebet, dann wann man nun alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man was er haben will, nit wenn er dabei steht, sondern wenn er nit alles sieht. Zum andern weiß Er wohl, daß ich keinen effeminirten (verweichlichten) Kerl leiden kann, der keine menschliche Inclination hat, der sich schämt, nit reiten noch schießen kann und dabei mal propre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich friesieret und nit verschneidet und ich alles dieses tausendmal repremandiret, aber alles umsonst und keine Besserung in nits ist. Zum andern hoffährtig, recht bauernstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit welche, und nit populär und affabel ist, und mit dem Gesichte Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nits meinen Willen thut, als mit der Force angehalten; nits aus Liebe und Er alles dazu nits Lust hat, als seinem eigenen Kopfe folgen, sonsten alles nits nütze ist. Dieses ist die Antwort. Friedrich Wilhelm.“ — Der Sohn klagt der Schwester in einem Briefe: „Täglich bekomme ich Schläge, werde behandelt wie ein Sclave, und habe nicht die mindeste Erholung. Man verbietet mir das Lesen, die Musik, die Wissenschaften, ich darf fast mit Niemand mehr sprechen, bin beständig in Lebensgefahr, von

lauter Aufpaſſern umgeben; mir fehlts ſelbſt an der nöthigen Kleidung, noch mehr an jedem anderen Bedürfniſſe, und was mich endlich ganz überwältigt hat, iſt der letzte Auftritt, den ich mit dem Könige hatte. Er läßt mich des Morgens rufen; ſo wie ich eintrete, faßt er mich bei den Haaren, wirft mich zu Boden und nachdem er ſeine ſtarken Fäuſte auf meiner Bruſt und auf meinem ganzen Leibe erprobt hatte, ſchleppte er mich an das Fenſter und legte mir den Vorhangſtrang um den Hals. Glücklicherweiſe hatte ich Zeit gehabt, mich aufzuraffen und ſeine beiden Hände zu erfaſſen, da er aber den Vorhangſtrang aus allen Kräften zuſammenzog und ich mich erdroſſeln fühlte, rief ich endlich um Hilfe".

In Verzweiflung getrieben, ſuchte Friedrich nach England zu entkommen. Der Fluchtverſuch mißlang, Friedrich ward am 11. Auguſt 1730 bei Frankfurt a. M. verhaftet und mit einem Theilnehmer ſeines Planes, dem Officier von Katte, als Ausreißer vor ein Kriegsgericht geſtellt. Katte ward zum Tode verurtheilt und vor Friedrichs Gefängniß hingerichtet. Der König war entſchloſſen, auch ſeinen Sohn hinrichten zu laſſen. Ohne des Kaiſers Fürſprache hätte der Henker dem Prinzen den Kopf vor die Füße gelegt; Karl VI. ſchrieb an den König eine dringende Bitte um Begnadigung Friedrichs: „Vielleicht iſt der Kronprinz von meiner Neigung und Liebe gegen ihn nicht hinlänglich überzeugt und ich hoffe, daß er durch dieſe meine Fürbitte, die aus der aufrichtigſten und liebreichſten Neigung hervorgeht, erkennen werde, wie ernſtlich wohl ich es mit dem Könige meine". Der König ſagte nach Durchleſung des Briefes zum öſterreichiſchen Geſandten Seckendorf: „Sie wiſſen nicht, was Sie erbitten; Sie werden es einmal ſehen, was Sie an ihm haben werden; wenn dem Prinzen die verdiente Strafe nachgelaſſen wird, hat er dies einzig dem Fürworte des Kaiſers zu

danken". Der Kronprinz ward begnadigt, mußte aber ein Jahr hindurch als Auscultator im Finanzweſen arbeiten und durfte erſt Ende des Jahres 1731 wieder zu ſeinem Regimente zurückkehren. Der Vater hielt den Sohn noch immer knapp und der Kaiſer half dem immer geldbedürftigen Prinzen mit Geſchenken aus. Friedrich ſchrieb an den Feldherrn Eugen, er habe die Fürſprache des Kaiſers nicht verdient, er werde ſie aber in Ewigkeit nicht vergeſſen; der Kaiſer und das geſammte deutſche Vaterland ſollten in Zukunft ſehen, daß ein junger deutſcher Fürſt irren könne, daß er aber mit der Zeit zum Verſtändniß komme, wie ohne die Freundſchaft des Kaiſers keine Ruhe und Sicherheit in der Verbindung mit ausländiſchen Fürſten zu finden ſei. Der Kronprinz bezog vom Kaiſer einen Jahresgehalt von 2500, ſpäter von 3000 Ducaten, auf ſeine Bitte warf Karl VI. auch ſeiner Schweſter einen Jahresgehalt von 1000 Ducaten aus, und Friedrich ſchrieb von ſeiner unſäglichen Verehrung für den Kaiſer und wie er hoffe, ihm nie Kummer zu machen, und er ſei unglücklich, daß er dieſe Wohlthaten nie vergelten könne.

Und doch war es derſelbe Friedrich, der, kaum König geworden, gegen die Tochter ſeines Wohlthäters den erſten Schlag führte, derſelbe deutſche Fürſt, der, als er nach Schleſien abzog, zum franzöſiſchen Geſandten ſagte: „Ich ſpiele für Sie; wenn das Glück mir lächelt, ſo theilen wir". So rückſichtslos warf er die Brandfackel des Bürgerkriegs in ſein Vaterland!

Es war am 26. October 1740, daß die Botſchaft vom Tode Karls VI. den Preußenkönig im Schloß Rheinsberg traf. Sogleich war Friedrich II. entſchloſſen, die Noth der bedrängten Tochter ſeines Wohlthäters zur eigenen Vergrößerung zu benützen. „Der Kaiſer iſt todt", ſchrieb er am gleichen Tage an ſeinen Freund Voltaire, „dieſes Ereigniß ſtößt alle meine

friedlichen Ideen um. Der Augenblick ist da, das alte politische System Europas umzuwandeln". Am gleichen Tage wurden der Feldmarschall Graf Schwerin und der Minister Podewils nach Rheinsberg berufen. Fünf Tage blieben sie mit dem Könige in geheimen, ernsten Berathungen zusammen. Friedrich erklärte ihnen seinen Entschluß, Maria Thersia Schlesien wegzunehmen, Beide riethen ihm dringend von diesem Unterfangen ab; Friedrich entgegnete: „Wenn man im Vortheile ist, soll man ihn benützen oder nicht? Ich bin mit meinen Truppen zu Allem bereit. Wenn ich ihn nicht benütze, so habe ich in meiner Hand ein Gut, das ich nicht zu gebrauchen weiß. Wenn ich es gebrauche, wird man sagen, daß ich gewandt genug bin, mein Uebergewicht über meine Nachbarn geltend zu machen". Als Schwerin und Podewils den festen Entschluß des Königs zum Krieg sahen, riethen sie, wenigstens nicht gleich so schroff aufzutreten: man solle Oesterreich für Schlesien einige Millionen Hilfsgelder, ein Schutzbündniß für seine Erblande und Maria Theresias Gemahl Unterstützung zur Erlangung der Kaiserkrone versprechen; auf der anderen Seite solle man drohen, daß man im Weigerungsfalle sich mit Oesterreichs Feinden zu seiner Zertrümmerung verbinden werde. Zur rechtlichen Begründung des Raubanfalles wollte man alte Ansprüche auf einige schlesische Fürstenthümer erheben, auf Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf. Friedrich willigte ein. Der Minister und der Feldmarschall reisten ab, um alle nöthigen Anordnungen zum Kriege zu treffen, und der Kanzler Peter von Ludewig wurde mit einer Darlegung der Rechtsansprüche auf diese Fürstenthümer beauftragt.

Es verlohnt sich nicht der Mühe, über diese mehr denn zweifelhaften Ansprüche viel Worte zu verlieren; Friedrich hielt selber Nichts auf sie und schrieb später in seinem Buche „Geschichte

meiner Zeit" mit größter Offenheit darüber: „Mein Alter, das Feuer meiner Leidenſchaften, das Verlangen nach Ruhm, ſogar, um Nichts zu verhehlen, die Neugierde, und endlich ein geheimer Inſtinct haben mich aus der ſüßen Ruhe geriſſen, die ich damals genoß, und dann hat mich die Begier, meinen Namen in den Zeitungen zu leſen und weltgeſchichtlich zu werden, verführt." In der Ausführung dieſer Gründe im 2. Capitel ſeiner Geſchichte ſagt er weiter, wie die preußiſche Monarchie ein Zwitterſtaat geweſen, mehr ein Kurfürſtenthum als Königreich, und wie es ruhmvoll erſchienen, ihr Weſen zur Entſcheidung zu bringen; wie Preußen nicht die gehörige Achtung genoß, wie z. B. König Georg II. von England den verſtorbenen Preußenkönig nur ſeinen Bruder Unterofficier, den König der Landſtraßen und des heiligen römiſchen Reiches Erzſandſtreuer nannte; ein Regent müſſe ſeine Perſon und vorzüglich ſein Volk in Achtung ſetzen. Das ſind alſo die wahren Gründe: Ruhmſucht, Eroberungsſucht, wegen deren Friedrich einen Krieg entzündete, in den nach und nach ganz Europa verwickelt wurde, einen Krieg, durch den die deutſche Reichsverfaſſung geſprengt und eine Einigung Deutſchlands fürderhin unmöglich gemacht wurde! Die Anſprüche auf die Fürſtenthümer Liegnitz, Jägerndorf u. ſ. w. waren nur ſcheinbarer Grund und, wären ſie auch begründet geweſen, vom Hauſe Brandenburg längſt aufgegeben; denn der Hof von Berlin hatte nicht blos vor kurzem die Integrität der öſterreichiſchen Staaten garantirt, ſondern er hatte ſich auch ſchon ſeit langem den beſtehenden Verhältniſſen gefügt! Ein großer engliſcher Staatsmann ſagt mit Recht: „Iſt es nicht völlig klar, daß die Welt nie einen Tag lang Frieden haben wird, wenn es geſtattet iſt, veraltete Anſprüche gegen neuere Verträge und langen Beſitz geltend zu machen? Die Geſetze aller Völker haben die weiſe Einrichtung einer Verjährungszeit

getroffen, so daß Besitztitel, wie unrechtmäßig sie auch begonnen haben mögen, nach einer gewissen Frist nicht mehr angetastet werden dürfen. Die Gesammtheit der Bürger darf fordern, daß es für jeden Streit ein Ende gibt." Wie Staatsmänner von Ehre über Friedrichs Unterfangen dachten, zeigt ein Ausspruch des englischen Gesandten in Wien, Robinson: „Ein Fürst, der die geringste Rücksicht auf Ehre, Wahrheit und Gerechtigkeit nähme, könnte die Rolle nicht spielen, auf welche der König von Preußen losgeht. Er verdient, daß man ihn in den politischen Bann thut."

Während Friedrich sein Heer gegen Schlesien in Bewegung zu setzen begann, suchte er dem Opfer, auf das er loszustürzen im Begriffe war, jegliche Hilfe von anderer Seite abzuschneiden und es so wehrlos zu machen. Rußland war zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction verpflichtet und der Regent Biron hätte ihm auch gewiß Hilfe gegen Preußen geleistet. Allein Biron war nicht mehr Regent. Die Großfürstin Anna, von ihm hart behandelt und noch härteres fürchtend, hatte den Antrag seines Todfeindes Münnich, ihn zu stürzen, angenommen und ihn am 21. Tage seiner Regentschaft in der Nacht von treuen Truppen festnehmen und nach Sibirien schleppen lassen. Durch Kundmachung vom 21. November 1740 trat sie nun selber die Regentschaft an, ernannte ihren Gemahl, den Schwager des Preußenkönigs, zum Mitregenten und Münnich zum ersten Minister. Münnich, der einige Monate hindurch alles leitete, haßte Oesterreich, die Großfürstin Anna hingegen war Oesterreich geneigt. Maria Theresia sandte den gewandten Marquis de Botta, Friedrich aber Herrn von Winterfeld. Diesem gelang es, ein Vertheidigungsbündniß zwischen Rußland und Preußen abzuschließen. Friedrich ruft höhnisch aus: „So behielt der pommerische gesunde Menschenverstand die Oberhand über die

italieniſche Spitzfindigkeit". Dieſer pommeriſche Menſchenverſtand beſtand aber nur in großen Geſchenken an Münnich und ſeine Gemahlin, und darin, daß Winterfeld die Tochter Münnichs zur Frau nahm. So ſiegte der Vortheil des Miniſters über das Recht der Verträge. In Paris warnte Friedrich vor einem feindſeligen Bunde Maria Thereſias mit den Seemächten, ſein Einfall in Schleſien bezwecke nur, die Königin von dieſem Bunde loszulöſen. In London theilte er vertraulich mit, Maria Thereſia habe ſich mit Frankreich bereits verſtändigt. Ebenſo ſchürte er in München und Dresden.

Was aber that man in Wien? Der öſterreichiſche Geſandte in Berlin, Demeradt, meldete, daß ein Gewitter drohe, daß Friedrich Maria Thereſia angreifen werde. Da Friedrich am allereifrigſten ſeine freundſchaftlichen Geſinnungen und ſeine Hilfsbereitſchaft verſichert hatte, ſo hielt man eine ſo empörende Treuloſigkeit für unmöglich, für eine Verleumdung. „Wir wollen, wir können es nicht glauben!" ſchrieb ihm der Miniſter zurück. Als die Nachrichten immer bedenklicher wurden, ſandte man den gewandten und eifrigen Botta, denſelben, der dann von Berlin nach St. Petersburg ging. Botta fragte Friedrich nach dem Zwecke der Rüſtung. Der König betheuerte ſeine freundſchaftlichen Geſinnungen für Maria Thereſia und ihren Gemahl; er könne ſich aber all' die Feinde des Hauſes Oeſterreich nicht auf den Hals laden und müſſe darum als Freund der Königin Schleſien beſetzen, um die Macht der Königin zu vermehren und ihrem Gemahle die Kaiſerkrone auf das Haupt zu ſetzen. Botta entgegnete, weder Bayern noch Sachſen dächten im Augenblicke daran, Oeſterreich anzugreifen, Friedrich ſolle nur ruhig bleiben, Maria Thereſia werde ſich ihrer Feinde ſchon erwehren und erſt dann, wenn ſie dies nicht vermöge, Preußens angebotene Hilfe annehmen. Es ſei eine eigenthümliche Art zu helfen, wenn man

Jemand anfalle. Botta durchſchaute ſchnell Friedrichs Abſichten; er ließ ſich nicht täuſchen und meldete nach Wien: „Der König von Preußen hat einen unerhörten Streich vor.“

So war es in der That! Am 16. December 1740 rückte das preußiſche Heer mit fliegenden Fahnen und unter dem Schlag der Trommeln in Schleſien ein; es führte, wie ein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber ſagt, eine Menge Kanonen, „dergleichen Europa nie geſehen hatte,“ mit ſich. Während Friedrich an den Gemahl der Maria Thereſia ſchrieb, ſeine Abſichten ſeien rein, und man ſolle ja nicht vorſchnell über ihn urtheilen, ſchrieb er an einen Vertrauten: „Ich bin über den Rubicon gegangen, meine Truppen ſind voll guten Willens, die Officiere voll Ehrgeiz, die Generale dürſten nach Ruhm.“ Daß ſeine Abſichten kriegeriſch waren, ſprach ſeine Anrede an die Officiere aus: „Wir werden uns mit den Truppen meſſen, die unter dem Prinzen Eugen im höchſten Rufe ſtanden.“ Dem kriegstüchtigen Fürſten von Anhalt, dem alten Deſſauer Leopold, der laut das Unternehmen des Königs als eine politiſche Ruchloſigkeit bezeichnete, ertheilte er einen Verweis. Den Schleſiern hingegen ward in einem Aufrufe kund gethan, im Einvernehmen mit Maria Thereſia habe der König von Preußen ſeine Truppen in das Land einrücken laſſen, blos um es zu beſchützen, keineswegs in der Abſicht, die Königin von Ungarn zu beleidigen. Dieſe Lüge bezweckte, allen etwaigen Widerſtand des Landes niederzuſchlagen.

Während Friedrich bei den fremden Mächten erklärte, bei ſeinem Einrücken in Schleſien habe er keine feindſeligen Abſichten gegen Maria Thereſia, verſuchte er den Hof in Wien einzuſchüchtern, und ſchickte als außerordentlichen Geſandten den Staats- und Kriegsminiſter Grafen Gotter, einen „barſchen Großſprecher, daß man meinte, ſein Herr ſei ſchon im Marſche

gegen Konſtantinopel.“ Gotter erſchien am 18. December in Wien, verlangte und erhielt ſogleich beim Großherzog Audienz und wandte nun Verſprechen und Drohungen zu gleicher Zeit an, um Maria Thereſia zu bewegen, Schleſien an Preußen abzutreten. Sein König wolle mit ganzer Kraft das Haus Oeſterreich gegen jedermänniglich vertheidigen, der es anzugreifen wage, er wolle ſich hiezu mit den Höfen von Petersburg, London und im Haag verbinden, er wolle dem Gemahle Maria Thereſias die Kaiſerkrone verſchaffen, er wolle überdieß zwei Millionen Gulden bezahlen, wenn man ihm Schleſien abtrete; wenn aber nicht, ſo werde er mit den Feinden Maria Thereſias ſich verbünden und Oeſterreich zertrümmern. Natürlich konnte man dieſe Drohung nur als Beleidigung annehmen und auf das Hilfsverſprechen des doppelſinnigen Königs keinen Werth legen, auch war das tapfere Herz Maria Thereſias nicht ſo leicht einzuſchüchtern; darum erklärte ihr Gemahl feſt und würdig, daß er nicht für die Kaiſerkrone, nicht für den Beſitz der ganzen Welt irgend ein Recht der Königin oder auch nur eine Handbreit ihrer geſetzmäßig ererbten Länder aufgebe; eher wolle man zu Grunde gehen, als mit Friedrich unterhandeln, ſo lange er auch nur Einen Mann in Schleſien ſtehen habe. Friedrich ſtimmte jetzt ſeine Forderungen herab, er verlangte nicht mehr ganz Schleſien, ſondern nur mehr einen guten Theil, er verſprach ſogar vier Millionen Gulden, wenn man ihn dieſen guten Theil als ein nie einzulöſendes Pfand beſitzen laſſe. Umſonſt! Die Königin, hieß es, iſt nicht Willens, ihre Regierung mit Zerſtückelung ihrer Staaten zu beginnen; ſie hält ſich in Ehre und Gewiſſen verpflichtet, die pragmatiſche Sanction gegen jeden mittelbaren oder unmittelbaren Angriff zu vertheidigen. Zu gleicher Zeit wurde beim Reichstage in Regensburg und bei den mächtigſten Garanten der pragmatiſchen Sanction

über des Königs Verletzung der Reichsgesetze und treuloses Verfahren Klage geführt.

Friedrich schrieb später: „Hätte die Königin mir damals das Fürstenthum Glogau abgetreten, so wäre ich zufrieden gewesen und hätte ihr gegen alle ihre Feinde Beistand geleistet.“ Viele Geschichtschreiber rechnen seitdem Maria Theresia diese Unnachgiebigkeit zum Fehler an. Allein durfte sie irgend einen Werth auf das Versprechen des Mannes legen? Hatte sie irgend eine Gewißheit, daß er, wenn sie nachgab, die Saiten nicht noch höher spannte? Und hätte sie durch Nachgiebigkeit nicht jeden Anderen ermuntert, es gerade so zu machen, und ihr auch ein Stück Land abzudrohen? Konnte sie die Garanten des Vertrages zum Schutze ihrer Länder auffordern, wenn sie selber durch eine freiwillige Abtretung die pragmatische Sanction verletzte? Konnte sie endlich damals schon wissen, daß die anderen Mächte sie ebenso raubgierig wie Friedrich anfallen würden?

Doch wieder zurück nach Schlesien! Am 16. December rückten die Preußen 40.000 Mann stark ein und zogen in zwei Abtheilungen, die eine unter Schwerin westlich gegen Liegnitz, Schweidnitz, Frankenstein, die andere östlich Oder-aufwärts unter Friedrich voran. Keine Kriegserklärung war vorausgegangen, die Provinz war wehrlos, die Regimenter standen in Italien oder Ungarn, nur 7000 Mann waren im Lande. Die Festungen waren verfallen, Glogau hatte einen schlechten Wall und durch seinen Graben konnte man an mehreren Stellen reiten; an den Werken von Brieg hatte man seit 90 Jahren nichts ausgebessert. Neisse und Breslau waren haltbar, aber nur mit bedeutender Macht. Zum Glücke stand an der Spitze der wenigen Regimenter ein tüchtiger Führer, sonst wäre ganz Schlesien im ersten Anlauf genommen worden. Einem irischen Adelsgeschlecht entstammend, hatte Graf Maximilian Ulysses

Browne (sprich Braun) de Camus sich schon früher in der österreichischen Armee durch Scharfblick und Entschlossenheit hervorgethan, jetzt leistete er mit der geringen Mannschaft in Schlesien, was nur geleistet werden konnte. Schade, daß ihm nicht der Oberbefehl blieb. Graf Neipperg, den man hiefür bestimmte, war zwar kriegserfahren und ein heller Kopf, aber ängstlich und unentschlossen.

Die Schlesier, die vor kurzem Maria Theresia gehuldigt hatten, wußten nicht, was sie von den Preußen denken sollten, zumal Friedrich erklärte, er sei der Freund ihrer Königin, er sei gekommen, um die Rechte eines Jeden zu beschützen, und überdies den gemeinen Soldaten bei Strafe des Spießruthenlaufens und den Officieren bei Strafe infamer Cassation verbot, irgend etwas anders als gegen Kauf und bare Bezahlung zu nehmen. Ihre Verwirrung ersieht man daraus, daß der König sich genöthigt sah, das Herabfallen einer Glocke in der Dorfkirche dahin zu deuten, es sei ein Anzeichen, daß das Haus Habsburg werde erniedrigt werden. Abgeordnete einer Stadt treffen ein und legen Verwahrung ein gegen Ueberschreitung des österreichischen Gebietes. Vom Bürgermeister und Rath des Städtchens Grüneberg verlangt ein preußischer Officier die Thorschlüssel. „Wir können sie nicht übergeben", erklären Consuln und Senat, „dort liegen sie, ihr könnt sie nehmen." Dann ging der Marsch auf Glogau, wo Graf Franz Wallis an der Spitze von 1000 Mann das mögliche gethan hatte, die Stadt vertheidigungsfähig zu machen. Friedrich ließ die Festung einschließen; Liegnitz hingegen ward am 28. December von Schwerin überrumpelt. Am 1. Januar 1741 standen die Preußen schon vor Breslau. „Du wirst nächstens Schlesien in der Mitte unserer Provinzen eingereiht sehen", schrieb jetzt Friedrich an seinen Freund Jordan in Berlin: „die Religion und unsere tapferen

Soldaten werden das übrige thun". In der That verschaffte die protestantische Agitation dem Religionsspötter die Stadt Breslau.

Der Besitz dieser Stadt war entscheidend für die Behauptung Schlesiens. In Wien legte man darum großen Werth auf sie, allein Breslau war wie eine freie Reichsstadt; gleich einer kleinen Republik wurde sie von ihren selbstgewählten Beamten geleitet, hatte das Recht, sich selbst zu vertheidigen und von jeder Einlagerung frei zu bleiben. Daß die bewaffnete Bürgerschaft sie gegen das preußische Heer nicht würde vertheidigen können, lag am Tage. Darum verlangte der österreichische Statthalter, Oberamts-Director genannt, daß die Stadt österreichische Besatzung aufnehme. Der Magistrat hätte eingewilliget, allein dagegen erhob sich die Bürgerschaft, an ihrer Spitze ein preußischer Agent, der Schuhmacher Döblin: „sie wollten keine böhmischen Truppen, sie würden die Stadt schon selber vertheidigen, die Thore sollten geschlossen und höchstens zehn Oesterreicher ohne Obergewehr in die Stadt gelegt und Truppen bei Durchmärschen nur compagnieweise durch die Straßen geführt werden." Solches geschah, die Bürgerschaft waffnete sich und sicherte die Stadt, aber eigentlich mehr gegen die Oesterreicher als gegen die Preußen. Die von Jesuiten geleitete Universität wurde geschlossen, die Studenten, welche Anhänglichkeit an die rechtmäßige Herrscherin zeigten, mußten Breslau verlassen. Hinter der Bewegung stand etwas ganz anderes als Freiheitsliebe, stand confessioneller Haß. Die Protestanten im Lande klagten schon lange über religiöse Bedrückung und von Preußen aus wurde ihre Abneigung gegen die Regierung geschürt. Friedrich der Religionsspötter spielte auf einmal die Rolle eines Gustav Adolf, eines Befreiers und protestantischen Heiligen. Der Commandant hätte die Stadt sogleich mit Gewalt besetzen

ſollen, allein er hatte weder Macht, noch von Wien Befehl dazu, und die milde öſterreichiſche Regierung achtete zu ſehr beſtehende Rechte. So war denn Breslau eigentlich ſchon an die Preußen verloren, ehe dieſe ſelbſt vor der Stadt erſchienen. Uebrigens hatte ſich Schleſien, welches als Anhängſel der böhmiſchen Krone an die Habsburger gekommen war, bisher unter der öſterreichiſchen Regierung wohl befunden. Die Steuern waren gering, die Regierung übte keinen Druck. In Breslau tagten alle Jahre die ſchleſiſchen Stände und, wenn ſie auseinander gingen, ein ſtändiſcher Ausſchuß.

Was die öſterreichiſche Regierung bei Breslau verſäumte, das holte Friedrich ſchnell ein. Ein Kampf um die Stadt hätte ſeine ganze Armee in Anſpruch genommen, darum trat er ganz leiſe und bittend mit Honigworten auf, ſandte zwei Oberſten an den Magiſtrat: „er komme als Freund und nicht als Feind, er werde die Privilegien der Stadt ſchützen, ſie ſolle ihre eigene Garniſon behalten, kein preußiſcher Soldat ſolle in die Stadt mit Obergewehr kommen, außer 30 Mann perſönliche Wache für den König, der der Stadt auf etliche Tage einen Beſuch zu machen wünſche; nur die Vorſtädte müſſe er beſetzen und ein Magazin, von 1000 Mann bewacht, anlegen. Lebensmittel verlange er nur gegen bare Bezahlung.“

Wie ſchnell war doch der Eifer der Bürger, ihre Stadt gegen jedermann zu vertheidigen, abgekühlt! Am 3. Jänner ſchon ſchloß Breslau einen Vertrag mit dem Könige, worin er der Stadt ihre Rechte und vollkommene Neutralität zuſicherte, von ihr hinwieder das Verſprechen empfing, daß ſie keine öſterreichiſchen Truppen aufnehme. Am 4 Jänner 1741 zog Friedrich II. mit glänzendem Gefolge in Breslau ein, grüßte nach allen Seiten, that freundlich und gnädig, lud die Honoratioren zur Tafel, am 5. zum Balle, nur die öſterreichiſchen

Behörden nicht, die im Gegentheile binnen 24 Stunden die Stadt verlaſſen mußten. Natürlich wurden öſterreichiſche Caſſen ſogleich mit Beſchlag belegt, und bildete das preußiſche Feldkriegs-Commiſſariat bald die eigentliche Regierung der Stadt.

Sofort mußte ſich Browne hinter die Neiſſe zurückziehen, hier Verſtärkung abwarten, denn mit ſeinem Häuflein vermochte er keinen Schlag mehr auszuführen. Um des Königs Fortſchritt übrigens möglichſt zu hemmen und dadurch Zeit zu gewinnen, beſetzte er die kleine Veſte Ohlau mit 300, Namslau mit 200, Brieg mit 1800, Neiſſe mit 1600 Mann, Ottmachau mit 5 Grenadiercompagnien. Er ſelbſt ſtellte ſich mit 16 Grenadiercompagnien und dem Dragoner-Regiment Liechtenſtein zwiſchen Neiſſe und Ottmachau an dem rechten Ufer des Fluſſes auf. Natürlich ſuchten die Preußen ihn aus dieſer Stellung zu vertreiben. Am 6. Januar ſtand Friedrich vor Ohlau und rüſtete zum Sturme, bot hingegen freien Abzug für Uebergabe. Der Wall war ſchlecht, der Graben trocken, der Ort nicht zu halten, die Beſatzung zog, das Gewehr geſchultert, ab. Jetzt fing aber erſt der Widerſtand an. In Ottmachau, einem Vorpoſten von Neiſſe, leiſteten 260 Grenadiere drei Tage hindurch den entſchloſſenſten Widerſtand; erſt nachdem das Schloß vier Tage unabläſſig beſchoſſen und nicht mehr zu halten war, capitulirte der Commandant Müffling. Ebenſo ward Namslau erſt mit ſchwerem Geſchütz bezwungen. Friedrich wandte ſich gegen Neiſſe: „Ich bringe die Figur von Preußen in Ordnung,“ ſchrieb er an ſeinen Freund Algarotti, „denn ganz Schleſien iſt genommen bis auf das Neſt Neiſſe“. In dieſem Neſt befehligte ein treuer entſchloſſener Mann, ein ſchleſiſcher Proteſtant, Oberſt von Roth. Auf die Aufforderung, die Stadt binnen zwei Stunden zu übergeben oder gewärtig zu ſein, mit der ſtrengſten Kriegsſchärfe behandelt zu werden, antwortete Roth: „Man

hat mir das Commando nicht deshalb anvertraut, daß ich die Stadt leichtsinnig übergebe; ich bin entschlossen, sie so zu vertheidigen, wie es die Pflicht gegen meine Monarchin mir befiehlt". Roth ließ die Bürger ihren Treueid erneuern, hob 400 der fähigsten zu einer Compagnie aus, ließ die Vorstädte abbrennen, Wasser auf die Wälle gießen, die nun wie in Eis und Glas umgewandelt waren, und jeden Morgen das Eis des Grabens aufschlagen; so war ein Sturm unmöglich. Umsonst ließ Friedrich 1200 Bomben und 300 glühende Kugeln in die Stadt werfen, — Roth blieb unbeugsam. Da verwandelten die Preußen am 23. Jänner die Belagerung in eine Blocade. Ebenso wurden Brieg und Glogau umschlossen. Mit Browne kam es blos zu einem heißen Scharmützel bei Grätz am 25. Jänner, er zog sich dann nach Mähren zurück. Die Preußen bezogen jetzt Winterquartiere in Schlesien, den Oberbefehl erhielt Schwerin, Friedrich selber reiste am 25. Jänner nach Berlin zurück und empfing die Glückwünsche seiner Unterthanen, obschon Schlesien eigentlich nur besetzt, noch nicht erobert war. Friedrich sprach in den Briefen an seine Freunde bisher immer nur vom Ruhme des Unternehmens, den furchtbaren Ernst desselben sollte er bald fühlen.

Auch die Schlesier sollten es bald empfinden, daß sie jetzt eine andere Regierung hatten. Früher wurden die Steuern für jeden Landestheil von den Ständen ausgeschrieben und die von den Ständen dem Landesherrn bewilligten Summen aus der Generalsteuercasse bezahlt. Die Preußen fühlten sich bald als Herren und forderten zunächst für sich den Betrag der bisher dem Kaiser in ordentlicher oder außerordentlicher Weise bewilligten Summen. Am 18. Jänner verlangten sie Eidesleistung an den König. Dessen weigerte sich der Landesausschuß und betheuerte in der feierlichsten Weise an Maria Theresia Gehorsam

und Treue. Da erzwangen die Preußen Auslieferung der Caſſen, Auszahlung der bisher üblichen Steuern, obſchon ſie an Naturalieferungen und barem Gelde bereits 890.000 Thaler bezogen hatten. In kurzem bezahlten die Schleſier den Preußen dreimal ſo viel, als bisher ihrem rechtmäßigen Herrn. Dafür erhielten ſie aber Glaubensfreiheit. Ein Schwarm von proteſtantiſchen Geiſtlichen, gegen 60 kamen aus Berlin in das Land. Die Predigttexte wurden ihnen vom Conſiſtorium in Berlin vorgeſchrieben, ſie mußten predigen über 5. Moſes 20, 10—12: „Wenn du vor eine Stadt zeuchſt, ſie zu beſtreiten, ſo ſollſt du ihr den Frieden anbieten. Antwortet ſie dir freundlich, ſo ſoll alles das Volk, das darin gefunden wird, dir zinsbar und unterthan ſein. Will ſie aber nicht friedlich mit dir handeln, und beginnt Streit wider dich, ſo ſollſt du ſie belagern.“ Und über 1. Makkabäer 15, 33—34: „Das Land, das wir erobert haben, iſt unſer väterliches Erbe und gehört ſonſt niemand. Unſere Feinde haben es aber eine Zeit lang mit Gewalt und Unrecht inne gehabt. Darum haben wir jetzt das Unſere wieder zu uns bracht, und niemand das Seine genommen.“ Unter dem Volke in Berlin aber wurde der ſchleſiſche Raubanfall damit gerechtfertigt, der reine proteſtantiſche Glaube ſei die einzige Urſache des Krieges, und Gott habe einen neuen Guſtav Adolf erweckt.

Doch bald ſollten nicht religiöſe Gründe, ſondern Schwerter und Kanonen über Schleſien entſcheiden. Nach und nach rückten die öſterreichiſchen Regimenter heran. In Wien hoffte man mit 40.000 Mann die Preußen aus Schleſien in viel kürzerer Zeit zu verjagen, als ſie zu deſſen Beſitznahme gebraucht hatten. Es wäre auch geſchehen, hätte man Neipperg nicht den Oberbefehl ertheilt und hätte dieſer dem kühnen Browne, der die preußiſchen Quartiere der Reihe nach aufzuheben gedachte, nicht dringend

befohlen, unthätig zu sein, weil Neipperg selber den Lorbeer auf sein Haupt setzen wollte. Friedrich fühlte den Ernst der Lage und kehrte schon am 19. Februar nach Schlesien zurück. Glogau war noch immer nicht bezwungen, Friedrichs zusammengepreßte Soldaten desertirten, wo sie konnten, seine Reiter wurden von den österreichischen Husaren geschlagen, wo sie mit ihnen zusammen trafen. Man hörte davon, daß 1000 wohlberittene Husaren einen Einfall in die Mark Brandenburg machen und dort alles in Verwirrung bringen sollten. Ein Zufall war Schuld, daß ein Anschlag, den König am 27. Februar in Warthe gefangen zu nehmen, mißlang; eine Abtheilung Grenadiere wurde an diesem Tage von einem Streif-Commando Husaren zersprengt und Friedrich war froh, daß er mit einem blauen Auge davonkam. Es war den Oesterreichern gelungen, 600 Mann Verstärkung nach Neisse zu werfen. Der König begann zu fühlen, in welche Gefahr er sich gestürzt hatte. Seine vor Glogau, Brieg und Neisse stehenden Truppen zu sammeln, befahl er die Erstürmung von Glogau, das Feldmarschalllieutenant Graf von Wallis bis jetzt entschlossen vertheidigt hatte, obschon die Lebensmittel bereits fehlten, die Bastionen in Trümmern lagen, die Palliſaden verfault, die Kanonen ohne Laffeten und ohne Kanoniere waren. In der finsteren Nacht vom 8. auf den 9. März unternahm der Erbprinz Leopold von Dessau den Sturm — er gelang. In größter Stille rückten die Preußen um Mitternacht vor an die Wälle, rissen die Palliſaden nieder, überraschten eine Wache, sprengten ein Thor. Rasch entschlossen warfen sich Wallis und Reisky mit dem Kerne der Besatzung dem Feinde entgegen, aber Reisky stürzte zum Tode getroffen zusammen und Wallis mußte sich gefangen geben. Um 1 Uhr war die Stadt im Besitze der Preußen.

5.

Die Schlacht bei Mollwitz.

Endlich kam Neipperg mit 15.000 Mann über Mähren nach Schlesien, von den Einwohnern als Befreier allenthalben mit Jubel empfangen. Hatte er versäumt, die Preußen in ihren Quartieren zu überfallen, theilweise zu schlagen und aufzureiben, so suchte er jetzt Neisse zu entsetzen; er machte in Grottkau 900 Gefangene, er zwang das Einschließungs-Corps vor Brieg, sich zurückzuziehen, und war daran, die Preußen von ihren Magazinen abzuschneiden. Seine Stellung war übrigens gut gewählt, wäre er nur thatkräftiger gewesen. So aber rückte er mit größter Langsamkeit voran. Regsamer war sein Feind. Friedrich fühlte deutlich die Gefahr, zog darum seine Truppen schnell zusammen und ging auf seinen Gegner los, nachdem er durch Ausreißer erfahren, daß Neipperg in Mollwitz sei. Am 10. April zog er von Pogarrell in Schlachtordnung gegen Mollwitz, wo Neipperg so sorglos Rasttag hielt, daß er gefangen werden konnte, wären die Preußen nicht gar so bedächtig und pedantisch in Schlachtordnung, wobei ihre Cavallerie mit den Grenadieren Linie halten mußte, vorgerückt. Neipperg saß behaglich beim Mittagsmahle, als Husaren mit der Meldung heransprengten, der Feind sei im Anmarsche und nicht ferne von Mollwitz. Ueberhaupt überboten sich Neipperg und Friedrich an diesem Tage in Fehlern und an letzterem bemerkte man noch nichts von jenem glänzenden Feldherrntalente, wegen dessen ihn später Europa bewunderte. Zum Unglück lagen die Oesterreicher weit auseinander; sie wären im ersten Anlaufe vernichtet worden, hätte nicht der umsichtige und entschlossene Cavallerie-General Römer es ihnen möglich gemacht, sich in Schlacht-

ordnung aufzustellen, und hätte nicht Friedrich den günstigen Augenblick versäumt. Jeder Theil hatte ungefähr 20.000 Mann, die Oesterreicher hatten die beste Reiterei, die Preußen das beste Fußvolk; jene führten nur 18, diese aber 60 Kanonen in den Kampf. Die Schlachtordnung war nach der Weise jener Zeit über eine Stunde lang, aber nicht tief, die Oesterreicher standen 4, die Preußen 3 Mann hoch. Auf den Flügeln wurde die Reiterei aufgestellt und jeder Theil formirte sich in zwei Treffen. Weil Friedrich fühlte, daß ihm der Feind an Reiterei überlegen war, so untermengte er nach dem Vorgange Gustav Adolfs in der Schlacht bei Lützen zwischen die Schwadronen jedes Flügels 2 Grenadierbataillone. Mit klingendem Spiele, die Kanonen voraus, rückten die Preußen um 2 Uhr Mittags gegen Mollwitz an. Ihr Geschütz that dem linken Flügel der Oesterreicher um so mehr Schaden, als bei diesen die Artillerie noch nicht zur Stelle war und antworten konnte. Die Husaren wollten nicht stille stehen, um wehrlos wie Hunde todtgeschossen zu werden, und Römer gab den Befehl zum Einhauen. In wilder Furie stürzten sie auf die preußische Reiterei des rechten Flügels los, sprengten sie in einem Augenblicke auseinander, tödteten deren Anführer Schulenburg, nahmen 9 Kanonen weg und warfen sich auf die Infanterie des rechten Flügels. Diese aber hielt Stand, das Drillen Friedrich Wilhelms und des alten Dessauers trug hier seine Früchte. Fünfmal versuchte Römer einen Angriff auf die Infanterie des ersten und zweiten Treffens und sprengten seine Husaren bis an die Bajonnete vor — vergebens, bis eine Kugel ihn tödtete. Die preußische Reiterei war aber in wilder Flucht; auch der König ward von ihrer Unordnung bis zum Mittelpunct der Armee fortgerissen und konnte sie nicht mehr zum Stehen bringen. Schwerin beschwor Friedrich, sich hinweg zu begeben, weil die Schlacht allem Anscheine nach

unglücklich ausfalle. Friedrich hielt alles für verloren, floh auf ſeinem grauen Engländer ſieben Meilen rückwärts nach Oppeln; dort kam er in ſpäter Nacht an und wurde von öſterreichiſchen Schüſſen empfangen, denn ein Streif-Corps Huſaren hatte den Ort während des Tages beſetzt. „Ach Gott, es iſt zu viel!“ rief der König jammernd aus und ritt nach Löwen zurück. Hier traf ihn am anderen Morgen die Botſchaft, daß er geſiegt habe. Er war vor ſeinem Siege geflohen. Nie hat er Schwerin den Rath zur Flucht verziehen. „Junge Krieger“, meinte er, „ſoll das lehren, nicht ſo bald alle Hoffnungen zu verlieren“.

Die Preußen errangen in der That den Sieg, obſchon auch die Reiterei auf ihrem linken Flügel vom Feldmarſchalllieutenant Berlichingen auseinander geſprengt wurde, aber keines ihrer Bataillone konnte geworfen werden. Goldy rückte mit der Infanterie des linken Flügels vor, allein eine Kugel ſtreckte ihn nieder und ſeine Leute konnten das ſchnelle Feuern der Preußen weder erwidern, noch aushalten. Die Oeſterreicher hatten hölzerne Ladſtöcke, die bald zerbrachen, die Preußen ſchoſſen dreimal ſchneller, ihre Artillerie machte eine furchtbare Wirkung. Die Oeſterreicher, die nicht mehr ſchießen konnten, verloren bald Linie, ſuchten einer hinter dem anderen Schutz und bildeten ſo regelloſe Klumpen von 20 bis 40 Mann Tiefe. Dies bemerkte Schwerin, der die Leitung der Schlacht übernommen hatte, und faßte ſogleich den geeigneten Entſchluß. Ein alter Haudegen, hatte er ſich früher in aller Herren Ländern herumgetrieben, unter Marlborough und Karl XII. gefochten und hatte Beſonnenheit im Sturm der Schlacht ſich angewöhnt. Er gab ſeinem Geſchütz die beſte Richtung, ließ Reih' und Glied eng zuſammentreten und rückte nun unaufhaltſam unter klingendem Spiele mit der ganzen Linie vorwärts. Das entſchied. Die öſterreichiſche Reiterei wollte keine Front mehr machen gegen den Feind, die

Infanterie hielt nicht mehr Stand, es waren ungeübte Truppen, nicht mehr jenes ſieggewohnte Fußvolk, das unter Eugen mit hellem Schlachtruf die Gefahr begrüßte und keinen Schritt zu weichen gewohnt war. Neipperg mußte den Rückzug antreten; es war 7 Uhr Abends und die Schlacht verloren; doch ward er nicht weiter verfolgt. Die Preußen nahmen ihre 9 Kanonen wieder und 9 öſterreichiſche dazu.

Dies iſt die blutige Schlacht von Mollwitz; die Oeſterreicher hatten 4410 Todte und Verwundete, die Preußen 4613. Schwerin war verwundet, wie Neipperg; Römer, Goldy waren gefallen, Grünne ſtarb an den Wunden. Neipperg war dreimal das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen worden. Der franzöſiſche Aſtronom Maupertuis, den es gelüſtete, eine Schlacht anzuſehen, wurde von ungariſchen Huſaren gefangen und nach Wien gebracht. Maria Thereſia gab ihm in huldvollſter Anerkennung ſeiner wiſſenſchaftlichen Verdienſte die Freiheit, Franz Stephan machte ihm ein prachtvolles Geſchenk.

6.

Europa im Bunde gegen Oeſterreich.

Die Folgen der Schlacht von Mollwitz waren überraſchend für die Sache Friedrichs, höchſt bedauerlich für die edle Fürſtin auf dem Throne von Ungarn und Böhmen. Die Kunde vom Siege der Preußen und daß die einſt ſo gefürchtete öſterreichiſche Armee geſchlagen worden war, verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle; namentlich machte ſie in Frankreich großes Aufſehen und verlieh der Kriegspartei den Sieg über die Friedenspartei. In Madrid ſchöpfte man neuen Muth und bald bildete ſich ein großer Bund, um Habsburg den Todesſtoß zu geben und Oeſterreich zu zertrümmern.

In Verſailles war die deutſche Frage Gegenſtand der ernſteſten Verhandlungen; man wußte, daß Maria Thereſia ihrem Gemahl die Kaiſerkrone verſchaffen wolle. König Auguſt von Polen, ſo wenig er ſonſt geiſtig begabt war, hielt dennoch ſein Haupt der Krone Karls des Großen für würdig und ſandte um Beiſtand nach Paris und Madrid. Am angelegentlichſten aber bewarb ſich der Kurfürſt von Bayern um die Hilfe des franzöſiſchen Cabinetes, um die Kaiſerkrone zu erlangen. „Ich werfe mich in die Arme Sr. Majeſtät“, ſchrieb er an Fleury, „und werde ſie immer als meine einzige Stütze und meine einzige Hilfe betrachten“. So war man denn in Verſailles aufgefordert, ſich mit der deutſchen Frage zu beſchäftigen, und man that es mit dem ſtolzen Gefühle, daß man die Entſcheidung in Händen habe, zumal die Fortſchritte Friedrichs die Furcht vor Oeſterreich minderten. Man war nicht von Anfang für den Preußenkönig; als die Kunde von ſeinem Einfalle in Schleſien eintraf, ſagte der König: „Friedrich iſt ein Narr“, ſagte Fleury, „er iſt ein Spitzbube!“ Nach und nach aber fing man an, ſich ſeiner Fortſchritte zu freuen. Amelot, Maurepas und Belleisle ſprachen namentlich im Rathe des Königs für eine Verbindung mit Friedrich und für einen Krieg gegen Oeſterreich.

Graf Belleisle, der für die Stütze tapferen Geiſtes und kriegeriſcher Zucht in der Armee galt, ein ſchon 57jähriger hagerer aber noch heißblütiger, mit den kühnſten Plänen ſich tragender und das Höchſte in der Staats- und Kriegskunſt ſich zutrauender Mann, überreichte in dieſen Tagen dem Könige eine Denkſchrift über die politiſche Lage Europas. Gewiſſe Gedanken kehren im Leben der Völker von Zeit zu Zeit immer wieder und ſo iſt auch der Plan Belleisles in dieſer Denkſchrift nicht etwas ganz neues, ſondern es ſind nur Gedanken wiederholt, mit denen ſchon Heinrich IV. und Richelieu ſich trugen,

nämlich Oeſterreich zu zertrümmern und Frankreich zum tonangebenden Staate in Europa zu machen. „Jetzt oder nie“, ſagt dieſe Denkſchrift, „iſt die Zeit gekommen, die Macht des Hauſes Habsburg im Keime zu erſticken; man braucht wenig Truppen und Geld dazu; man darf nur die Gelegenheit erfaſſen, und man kann es weder vor der Gegenwart noch vor der Zukunft verantworten, wenn man es nicht thut. Fürs erſte darf man nie und nimmer zulaſſen, daß der Gemahl Maria Thereſias zum Kaiſer gewählt wird, denn er würde dann doch nur verſuchen, Lothringen zu erobern und die Bourbonen aus Neapel zu verjagen; leitet er doch ſein Geſchlecht von Karl dem Großen her und macht er doch Anſprüche auf die Provence und die Bretagne! Das Kaiſerthum muß an ein anderes Haus übergehen, und zwar an Bayern, an Karl Albert, den Sohn des treuen und unglücklichen Bundesgenoſſen Ludwigs XIV.; Bayern hat wegen ſeiner Verbindung mit Frankreich vieles geduldet; man muß es einmal für ſeine Opfer entſchädigen und das Wort halten, das 1714 der große König Ludwig XIV. verpfändete. Wenn aber auch Franz Stephan nicht Kaiſer wird, ſo iſt er immerhin noch gefährlich, und man muß darum Oeſterreich zertrümmern. Um Oeſterreich zu zertrümmern, braucht man nur mit Spanien, Bayern, Preußen, Sachſen, Schweden und Sardinien einen Bund zu ſchließen, dann kann man Maria Thereſia auf Ungarn und Niederöſterreich beſchränken und den ganzen Reſt ihrer Staaten unter die Sieger vertheilen: Böhmen, Oberöſterreich, Tyrol und die Vorlande müſſen an Bayern kommen, die Niederlande ſammt Luxemburg an Frankreich, Schleſien an Preußen, Mailand, Parma und Toscana an Don Philipp, den zweiten Sohn der Königin von Spanien, und an Sardinien. Rußland wird zwar Oeſterreich helfen wollen, allein man braucht Schweden nur zu

einem Krieg gegen dasſelbe zu reizen, ſo iſt Rußlands Macht gebunden. Dann iſt Oeſterreich ohnmächtig, dann vermag das bisher mit ihm verbundene England und Holland auf dem Feſtlande auch nichts mehr, und Frankreich iſt für alle Zukunft der Schiedsrichter und Herr von Europa".

Was that Fleury? Er reichte ein Gegengutachten ein, worin er auf die Noth, auf die Entvölkerung Frankreichs hinwies. Umſonſt! Der König war von ſeiner Maitreſſe beherrſcht und dieſe wünſchte den Krieg, um die Schmach ihres Verhältniſſes vor dem Lande zu verdecken und die Franzoſen, die ſie ſonſt haßten und verachteten, durch Krieg und Sieg zu gewinnen. Als Fleury merkte, daß man ihn in der Gunſt des Königs gerade wegen ſeines Widerſtandes gegen den Krieg zu ſtürzen ſuche, ſchlug er nach und nach um. Seine Briefe an Maria Thereſia ſtrömten anfangs über von Verſicherungen der Ergebenheit und von Betheuerungen, daß Frankreich den Verträgen treu bleiben werde. Jetzt entſchuldigte er ſich mit der Noth ſeiner Lage, wollte Maria Thereſia nur Toscana garantiren; der König müſſe einem alten Freunde, dem Kurfürſten von Bayern helfen; die Gewähr der pragmatiſchen Sanction, welche Ludwig XV. dem verſtorbenen Kaiſer verſichert hätte, könne ihn zu nichts verbinden, wegen des einſchränkenden Zuſatzes „unbeſchadet der Rechte eines Dritten." So befleckte Fleury ſeine verdienſtvolle und reine Laufbahn am Ende derſelben durch Falſchheit und Wortbruch, und lud einen furchtbaren Krieg auf ſein Gewiſſen, nur um ſich in der liebgewordenen Macht zu behaupten. Belleisle wurde mit unerhörten Vollmachten und mit einer Geldſumme von 8,000.000 Livres als außerordentlicher Geſandter ſeiner allerchriſtlichſten Majeſtät nach Deutſchland geſandt, und zog im Triumphe, überall mit königlichen Ehren empfangen, durch Deutſchland, um das Netz zu

ſchürzen, in dem das edle Wild Oeſterreich erdroſſelt werden ſollte.

Anfangs März 1741 verließ Belleisle Paris, zog Moſelaufwärts nach Cöln, Trier und Mainz, dann nach Dresden, endlich in das Lager von Mollwitz, wo Friedrich nach der Schlacht zwei Monate ſtand, um ſeine Reiterei neu zu bilden und der öſterreichiſchen gegenüber widerſtandsfähig zu machen. Der Franzoſe kam mit einem Gefolge von 120 Reitern, ihm zu Ehren veranſtaltete Friedrich ſtatt einer Parade eine achttägige Beſchießung von Brieg, in Folge deren am 4. Mai der Commandant Piccolomini die Stadt übergeben mußte; gegen das Verſprechen, zwei Jahre lang nicht wider Preußen zu dienen, durfte die Beſatzung mit Waffen und Gepäck frei abziehen. Der phantaſiereiche Belleisle war der Zertrümmerung Oeſterreichs ſchon ganz ſicher, Friedrich II. ſelber erzählt ſpöttiſch: „Wenn man ihn anhörte, ſo hätte man glauben mögen, alle Länder der Königin von Ungarn ſtünden in einer Verſteigerung feil.“ Eines Tages, wie er beim Könige war, hatte er eine nachdenkendere und angeſtrengtere Miene als gewöhnlich; der König fragte ihn, ob er eine unangenehme Nachricht erhalten habe. „Keineswegs“, antwortete der Marſchall, „ich bin nur verlegen, weil ich nicht weiß, was wir da mit der Markgrafſchaft Mähren anfangen werden“. Der König ſchlug ihm vor, ſie an Sachſen zu geben, um Auguſt durch dieſen Biſſen in das große Bündniß hineinzuziehen. Der Marſchall fand dieſe Idee ganz vortrefflich und ſuchte ſie auch ſpäter auszuführen. Belleisle wurde mit Höflichkeiten überſchüttet, allein ein Bündniß ward nur verabredet, nicht unterzeichnet. Der ſcharfſinnige Preußenkönig durchſchaute ſchnell den franzöſiſchen Plan; wenn aus dem großen Oeſterreich ein kleines Bayern, ein kleines Sachſen, ein kleines Ungarn und Preußen entſtand, ſo war der Franzoſe Herr in Deutſch-

land und Friedrich von Frankreich abhängig; denn der Franzoſe brauchte die Kleinen nur zu entzweien und ſie mußten ihn immer um Hilfe anrufen. Friedrich wollte aber weder für den Franzoſen, noch für den Sachſen, noch für den Bayern arbeiten, ſondern für ſeinen eigenen Vortheil freie Hand behalten, und wenn die anderen ſich müde gekämpft, als Schiedsrichter in Europa auftreten. Darum erklärte er, ſeine Lage ſei ſchwierig, Neipperg verſtärke ſich täglich, eine ruſſiſche Armee ziehe ſich in Liefland zuſammen, eine hannoveriſche im Eichsfeld, eine ſächſiſche an der Elbe; alle dieſe würden ſich auf ihn losſtürzen, ſobald er ſich mit Frankreich verbinde. Frankreich müſſe darum ſogleich zwei Armeen nach Deutſchland ſchicken, eine nach Bayern, die auf Wien losgehen müſſe, eine an den Niederrhein, um Flandern und Luxemburg anzugreifen, um die Holländer und Georg II. im Schach zu halten; es müſſe Schweden zu einer Kriegserklärung gegen Rußland bewegen, es müſſe Sachſen durch das Angebot von Mähren für den Bund gewinnen: ſei all' das geſchehen, dann ſolle man ſich wieder an ihn wenden. Belleisle fand dieſen Vorſchlag billig, Fleury aber, an den er ſchrieb, meinte, es ſei Friedrich doch nicht zu trauen, er verkaufe ſich an den, welcher ihn am beſten bezahle.

Von Mollwitz machte ſich Belleisle nach Dresden auf, wo er ebenfalls glänzend empfangen wurde. Der Hof ſchwankte in einem fort, Auguſt III. war ſehr ehrgeizig, die Königin war für Maria Thereſia, Brühl war gegen Friedrich, deſſen böſe Zunge manchen Witz gegen den verſchwenderiſchen Miniſter losgelaſſen hatte. Daß der Preuße mächtig werde, ſah man mit Mißgunſt an. Als die Kunde von der Niederlage der Oeſterreicher bei Mollwitz eintraf, hielt man Maria Thereſia für verloren und wollte auch ein Stück von der Beute, daneben aber unterhandelte man immer noch mit Maria Thereſia und England, bot Hilfe,

aber um einen ungeheuren Preis an: „man wolle Franz Stephan als Mitregenten anerkennen, man wolle ihm die Stimme bei der Kaiserwahl geben, Maria Thereſia müſſe aber dafür binnen achtzehn Jahren 12,000.000 Thaler bezahlen, das Fürſtenthum Kroſſen Preußen entreißen und an Sachſen geben, ferner einen Landſtrich in der Breite einer halben Meile von der Lauſitz nach Polen, um eine ununterbrochene Verbindung von Sachſen nach dieſem Königreiche herzuſtellen; ſei Franz Stephan Kaiſer, ſo müſſe er Sachſen zur Königswürde erheben und den ſächſiſchen Kurprinzen zum römiſchen König ernennen, wenn kein Erbe aus dem Hauſe Oeſterreich vorhanden wäre.“ Das war Maria Thereſia doch zu viel; die Erhebung Sachſens zum Königreiche, meinte ſie, würde den Umſturz der Reichsverfaſſung herbeiführen, denn man würde auch andere Kurfürſten zu Königen ernennen müſſen. Dieſe Weigerung verletzte den empfindlichen Sachſen. Gerade in dieſer Zeit kamen Belleisle und der ſpaniſche Geſandte nach Dresden, das Angebot von Mähren lockte. Belleisle glaubte ſeiner Sache bald ſicher zu ſein und begab ſich nach München, wo der politiſche Abenteurer als Protector mit königlichen Ehren empfangen wurde, in der Stadt für ſein Gefolge ein eigenes Haus und für ſich ſelber Wohnung im Palaſte des Kurfürſten zu Nymphenburg erhielt.

In dieſem Schloſſe wurde denn am 22. Mai der berüchtigte Nymphenburger Vertrag zwiſchen Bayern, Frankreich und Spanien abgeſchloſſen, in dem der von unglückſeligem Ehrgeize bethörte, ſonſt herzensgute und liebenswürdige Kurfürſt ſeine ewige Schande unterzeichnete, ſein und ſeines Landes und Deutſchlands Unglück herbeiführte. Frankreich verſprach Geld und ein Heer, um Bayerns angeblich gerechte Anſprüche auf das öſterreichiſche Erbe und die Kaiſerwahl Karl Alberts zu unterſtützen; der Kurfürſt verſprach, wenn er Kaiſer ſei, nie die vom

französischen Heere besetzten Städte und Länder zurück zu fordern. Da nun Frankreich Belgien und Luxemburg nehmen wollte, so gewann der Bayer die Kaiserkrone durch Verrath am Vaterlande. Der Kanzler Unertel hatte den spanischen Erbfolgekrieg durchgemacht und gedachte all' des Unglücks, das der Bund mit Frankreich über das Land und die Dynastie verhängt hatte. Nicht eingeladen zur Berathung nach Nymphenburg, aber wohl ahnend, was dort vorgehe, und entschlossen, seinen guten Fürsten noch im letzten Augenblicke zu retten, wollte er in den Saal eindringen, fand aber die Thüre geschlossen und den Eintritt versagt. Da ließ er außen eine Leiter an das Berathungszimmer anlegen, stieg hinauf, schlug mit dem Hute die Scheibe ein, steckte den Kopf durch die Oeffnung und schrie aus Leibeskräften: „Um Gotteswillen, gnädiger Herr, keinen Krieg mit Oesterreich, keinen Bund mit Frankreich, denken Sie doch an ihren ruhmvollen Vater!“ Graf Törring aber zog den Degen und rief: „Krieg, Krieg!“ und der schwache Kurfürst schloß den Bund ab und unterzeichnete wenige Tage darauf, am 28. Mai einen gleich schmählichen mit Spanien. Dieses bot Geld für 12.000 Mann, verlangte aber dafür Mailand und Tyrol. Als letzteres abgeschlagen wurde, verlangte Spanien wenigstens Trient, Friaul und Krain zur Abrundung des neu zu gründenden Königreiches Mailand. 6000 Bayern sollten sogleich durch Tyrol gegen Mailand vordringen. Der spanische Gesandte Portocarrero, Graf von Montijo, erlegte sogleich eine Million Gulden.

Von München begab sich Belleisle nach Versailles, wo er im Triumphe empfangen und der Vertrag genehmigt wurde. Fleury blieb aus dieser Cabinetssitzung weg, um nicht mitstimmen zu müssen. Von Versailles zog Belleisle nach Frankfurt, wo er die Rolle des Kaisermachers spielte und den Vortritt

vor allen deutſchen Fürſten beanſpruchte. Seine Botſchaften überreichte er in franzöſiſcher, nicht, wie bisher üblich, in lateiniſcher Sprache. Die Rolle, die er ſpielte, koſtete Frankreich ungeheure Summen, nicht blos wegen des baren Geldes, das er ſpendete, wegen des Glanzes, mit dem er auftrat, ſondern auch wegen der Bankette, zu denen er einlud. „Die Deutſchen halten viel auf eine gute Tafel", meldete er nach Paris, „und Leckerbiſſen ſind eines der beſten Mittel, ſie zu gewinnen und ihnen zu gefallen". Die franzöſiſche Regierung errichtete nun einen eigenen Poſtendienſt von Paris nach Frankfurt, durch welchen in den Jahren 1741 und 1742 jede Woche die beſten Gerichte aus Paris in die Hauptſtadt des deutſchen Reiches geliefert wurden. Viele Sorgen machten Belleisle die Unterhandlungen zwiſchen Sachſen und Bayern; denn Sachſen verlangte für ſeinen Beitritt nicht blos Mähren, ſondern die nördliche Hälfte von Böhmen, und verſprach dafür 20.000 Mann zum franzöſiſch-bayriſchen Eroberungsheere zu ſtellen. Das franzöſiſche Cabinet entſchied endlich, daß Sachſen Mähren und einen ſchmalen Streifen des nördlichen Böhmens von der ſächſiſchen bis zur polniſchen Grenze bekommen ſolle. Am 4. Juni ſchloß auch Friedrich II. ſich dem Bunde unter dem Beding an, daß man ihm den Beſitz von Niederſchleſien garantire, wofür er dem Kurfürſten von Bayern ſeine Stimme zur Kaiſerwahl geben wolle. Ungefähr um dieſelbe Zeit bewog franzöſiſche Beſtechung und Lockung die Partei der Hüte in Schweden, damals die ſtärkere, den Antrag auf Krieg im Reichsrathe zu ſtellen; nach einſtündiger Berathung wurde Krieg gegen Rußland beſchloſſen und Ende Juni erklärt. Dadurch wurde es der Großfürſtin Anna unmöglich gemacht, der bedrängten Tochter Karls VI. die vertragsmäßige Hilfe zu leiſten.

So zog ſich denn in weitem Umkreiſe die Gefahr immer näher um das arme Oeſterreich. Ueberall hatte man das Todeslos über dasſelbe geworfen. Frankreich, Spanien, Neapel, Sardinien, Sachſen, Bayern, Schweden rüſteten, Friedrich ſtand mit ſeinem ſiegreichen Heere in Schleſien; eine Enttäuſchung, eine Unglücksbotſchaft folgte auf die andere; als die Kunde vom Bunde Friedrichs mit Frankreich in Wien eintraf, ſanken die Miniſter Maria Thereſias, Leichen gleich, in ihre Stühle zurück.

7.

Verhandlungen wegen Schleſien.

In dieſer Zeit ſchwerer Bedrängniß, ſo leidensvoll, daß Maria Thereſia ſpäter ſagte, ſie möchte ſie in ihrem Leben nicht noch einmal durchmachen, in der ſie nur das Vertrauen auf Gott aufrecht erhielt, drängte der engliſche Geſandte in Wien, Robinſon, die junge Königin, ſie ſolle ſich mit Friedrich abfinden und ihn durch Preisgebung Schleſiens zum Freund gegen Frankreich gewinnen.

Hatte denn nicht England die pragmatiſche Sanction gewährleiſtet und war ſein König Georg II. nicht ein ehrenhafter, entſchloſſener, tapferer Mann? Allerdings. Es beſtand aber ein Zwieſpalt zwiſchen dem Könige und der Stimmung der engliſchen Nation. Wir haben eine engliſche und eine hannoveriſche Politik zu unterſcheiden. Die Stimmung in England war für Maria Thereſia, man ſah in richtiger Anſchauung in einem ſtarken Oeſterreich das mächtigſte Bollwerk gegen franzöſiſche Eroberungsſucht, Maria Thereſia ſchien den Engländern die Freiheit ihrer Inſel zu vertheidigen. Mit großem Ernſt und großer Thatkraft ſtürzte ſich England darum in dieſen Kampf. Die

Erklärung des Königs, daß er den Verträgen gemäß den alten und natürlichen Verbündeten der britischen Krone vertheidigen werde, wurde mit Jubel von der Nation aufgenommen und die Gemeinen bewilligten gerne die geforderten Summen. Ein Heer von 40.000 Mann sollte mit den Niederländern vereint Frankreich bekämpfen; man sah es gerne, daß König Georg am 12. Mai nach Hannover ging, um das Schwert zu ziehen. Georg war anfangs Feuer und Flamme gegen Friedrich, allein Bedenken eigener Art bewogen ihn, das gezückte Schwert wieder einzustecken. Georg II. war nämlich auch Kurfürst von Hannover und an Hannover hing sein Herz. Die Welfen konnten wie die Stuarts auch wieder vom Throne Englands verjagt werden; was blieb ihnen dann außer ihrem Stammlande? England war ihnen nur die Milchkuh, daher die Klage vieler Engländer, daß ihr König eine hannoverische und nicht eine englische Politik befolge. Hannover war bedroht, Friedrich hatte den alten Dessauer mit 20.000 Mann in einem Lager bei Magdeburg aufgestellt, um Hannover von Osten zu überziehen; der Kurfürst von Cöln, der Bruder Karl Alberts von Bayern, konnte es mit seinen Schaaren von Süden her überfallen. Daher das Verfahren Georgs II. Er wollte das Schwert erst ziehen, wenn er von Seite Preußens gesichert wäre; darum mußte sein Gesandter in Wien in Maria Theresia dringen, mit Friedrich sich zu verständigen, und zum gleichen Zwecke sollte ein außerordentlicher Gesandter, Hyndford, Friedrich bearbeiten. Am 7. Mai traf der englische Gesandte in Strehlen, einem kleinen Städtchen in der Nähe von Mollwitz, bei Friedrich ein und machte den Antrag eines Waffenstillstandes: Friedrich sollte Niederschlesien mit Breslau erhalten, dafür 300.000 Gulden erlegen und mit seiner gesammten Macht für die pragmatische Sanction eintreten und Franz die Stimme bei der Kaiserwahl

geben. Friedrich meinte aber, England wolle ihn nur in Unthätigkeit erhalten, bis es gerüſtet wäre, und ſchloß im größten Geheimniß — bei Todesſtrafe wurde Podewils Geheimhaltung geboten — am 4. Juni mit dem franzöſiſchen Geſandten Valori den Vertrag ab, in welchem er dem franzöſiſch-bayriſchen Bunde beitrat. Nichtsdeſtoweniger verhandelte er noch immer mit Hyndford, äußerte aber, als dieſer ihm den genannten Antrag machte, das Angebot wäre zu gering nach dem Aufwande, den er gemacht, und dem Glücke ſeiner Waffen; er wolle ganz Schleſien, oder er werde eine neue Schlacht ſchlagen und die Oeſterreicher vernichten. Als der Engländer ihn mahnte, daß es in ſeiner Hand liege, Deutſchland die Ruhe wieder zu geben, und daß er durch Abſchließung eines ehrenvollen Friedens ſeine Seelengröße am beſten beweiſen könne, unterbrach ihn der deutſche Fürſt mit den Worten: „Sagen Sie mir nichts von Seelengröße! Ein Fürſt muß zuvörderſt ſeinen Vortheil erwägen; ich bin kein Feind des Friedens, aber ich muß die vier Herzogthümer haben und ich werde ſie bekommen".

Gleich entſchieden verweigerte Maria Thereſia, die Robinſon für dieſen Vertrag ſtimmen ſollte, jegliche Abtretung in Schleſien, obſchon er ihr meldete, Friedrich ſei daran, mit Frankreich abzuſchließen, und er wolle ſchnell ihn noch davon abbringen. „Staatsklugheit, Ehre und Gewiſſen", ſagte Maria Thereſia, „verbieten mir etwas Bedeutendes abzutreten; kaum hätte ich einen Feind zufrieden geſtellt, ſo würde ein anderer aufſtehen, den ich auch wieder begütigen müßte. Uebrigens wird Ihre Sendung nach Schleſien unnütz ſein". Robinſon antwortete, es läge nur an ihr, daß ſeine Sendung glücklich ſei. Da rief ſie aus: „Was gäbe ich nicht ſtatt Schleſiens! Mag der König von Preußen alles nehmen, was wir in Geldern haben!" Während dieſer Zeit leuchtete der bedrängten Fürſtin ein Hoffnungsſtrahl

in den Beſchlüſſen des Parlamentes und in einem Vertrage, der am 24. Juni zu Hannover unterzeichnet ward, und durch welchen ihr 300.000 Pfund Sterling Hilfsgelder bewilliget wurden. Zwei Drittel davon erhielt König Georg als Entgelt für ſeine Rüſtungen, 44.000 Mann ſollten bis zum 22. Juli 1741 auf den Beinen ſein, 100.000 Pfund wurden an Oeſterreich bar ausbezahlt. Leider kam bald darauf wieder eine Hiobspoſt, Georg II. verweigerte die Ratification des Vertrages vom 24. Juni, weil er für ſein Hannover fürchtete und vom Abſchluß des Bündniſſes zwiſchen Friedrich und Frankreich gehört hatte. Auch hatte man in Verſailles am 11. Juli beſchloſſen, zwei Armeen, jede zu 40.000 Mann, ſollten am 10. Auguſt den Rhein überſchreiten. Georg verlangte darum, daß Maria Thereſia Friedrich durch Abtretung Schleſiens in einen Freund umwandle. Daneben gehen noch andere Unterhandlungen zwiſchen Oeſterreich und Bayern, welches als Abfindung die Vorlande, das Land ob der Enns und die Erhebung des Kurfürſten zum Könige von Schwaben und Franken verlangte. Maria Thereſia war geneigt, dem Bayern Toscana oder die Niederlande zu überlaſſen; gegen ein Königreich Schwaben oder Franken jedoch werde das ganze Reich ſich auflehnen. Die Unterhandlungen wurden bald abgebrochen, weil Maria Thereſia bemerkte, daß es dem Bayern nur darum zu thun war, Zeit zu gewinnen, bis er gerüſtet wäre. Indeß kam Robinſon mit Friedrich am 7. Auguſt in Strehlen zuſammen. Friedrich bemerkt mit Bosheit in ſeiner Erzählung von dieſer Zuſammenkunft, dieſer Robinſon ſei eine Art Enthuſiaſt für die Königin von Ungarn geweſen und hätte in einem Tone für ſie geſprochen, als wenn er im Unterhauſe eine Rede hielte. Es wurde aber jeder ein Enthuſiaſt für ſie, wenn er die herrliche Frau näher kennen lernte. Robinſon bot Geldern an. „Was

haben wir in Geldern verloren?" fragte der König. „So viel wie Nichts", antwortete Podewils. Robinſon bot noch Limburg an. „Wie kann die Königin von Ungarn es wagen Limburg zu veräußern, und wer verbürgt mir es denn?" Dann fuhr er pathetiſch fort: „Ich bin an der Spitze eines unüberwindlichen Heeres und Herr eines Landes, das ich haben will. Wiſſen Sie ferner, daß ich meine neuen Unterthanen, alle die Proteſtanten, die mich durch ihre Wünſche herbeigerufen haben, nicht ohne die ſchwärzeſte Undankbarkeit verlaſſen kann! Wollen Sie, daß ich dieſe wie Schlachtopfer der Tyrannei ihrer Verfolger ausſetze, welche ſie ihrer Rachſucht aufopfern würden? Ha, wie ſollte ich an einem einzigen Tage die Empfindungen der Ehre und der Rechtſchaffenheit verläugnen, mit denen ich auf die Welt kam? Würden nicht meine Ahnen aus den Gräbern aufſteigen und mir zurufen: ‚Nein, du gehörſt nicht zu unſerem Blute, du biſt unwürdig des Königsthrons, du biſt nur ein verächtlicher Krämer, der Geld dem Ruhme vorzieht'. Lieber will ich mich unter den Trümmern von Schleſien zerſchmettern laſſen, als daß ich meine gerechten Anſprüche daran aufgebe." Beim Gaſtmahle, zu dem Friedrich Robinſon nachher einlud, gab er ihm voll übermüthiger Laune Grüße nach Neiſſe an Neipperg mit, den er in den nächſten Tagen zu beſuchen gedenke.

Am 10. Auguſt nahm Friedrich Breslau weg. Er geſteht in der Geſchichte ſeiner Zeit ſelber ein, daß es in Breslau Leute gab, die bei dem bloßen Namen Preußen vor Zorn wütheten und daß man eine ſchwärmeriſche Zuneigung für die Königin von Ungarn hegte. In der That wurden in der Stille Geldſammlungen für die bedrängte Herrſcherin veranſtaltet, und bekam Neipperg von allen preußiſchen Truppenbewegungen immer Nachrichten, die mit dem Wunſche ſchloſſen: „Möge Euer Excellenz bald kommen und uns befreien!" Die Stimmung wurde ſo

erbittert gegen die Proteſtanten, die man als die Helfershelfer der Preußen anſah, daß Neipperg in Oberſchleſien mit allem Ernſt die Proteſtanten ſchützen und feierlich erklären mußte, daß die Königin ihren lutheriſchen Unterthanen den gleichen Schutz wie den katholiſchen angedeihen laſſe. Friedrich will den Bruch ſeines Wortes der Stadt Breslau gegenüber damit rechtfertigen, Neipperg habe durch ſeine Bewegungen den König von Breslau entfernen, dann in Eilmärſchen gegen die Hauptſtadt anrücken und vermittelſt heimlicher Verſtändniſſe ſich derſelben bemächtigen, die Preußen ſo von ihren Magazinen und der Verbindung mit der Mark Brandenburg abſchneiden wollen. Gewiß iſt, daß am 9. Auguſt Abends nach einer großen Revue 8000 Preußen unter Schwerin und Prinz Leopold von Deſſau der Stadt Breslau nahten und am 10. in der Frühe in dieſelbe eindrangen. Die Bürgerſchaft ward zum Rathhaus berufen und mußte Friedrich, dem König von Preußen und Herzog von Schleſien, huldigen. Am 12. mußte auch die katholiſche Geiſtlichkeit den Handſchlag der Treue ablegen. Das Domcapitel und Collegiatſtift zum heiligen Kreuz, welches den Treueid verweigerte, erhielt nach Verfluß der vierzehntägigen Bedenkzeit Befehl, binnen 48 Stunden Breslau und Niederſchleſien zu verlaſſen, ſeine Beſitzungen wurden eingezogen. Das Kirchengebet für Maria Thereſia wurde verboten, der kaiſerliche Adler mit dem preußiſchen vertauſcht. In ähnlicher Weiſe wurde in den anderen Orten Niederſchleſiens die Huldigung erzwungen und die Gemeindebeamten, die ſich derſelben weigerten, abgeſetzt.

Nur um ſo entſchloſſener war jetzt Maria Thereſia: „Breslau iſt genommen, unſere Vorſchläge ſind verworfen, unſere Antwort iſt gegeben und alles zu Ende“. Minder entſchloſſen waren ihre Räthe, einer nach dem andern begann zur Anſicht überzugehen, daß ſich die guten Rechte ihrer hohen

Herrin nicht ohne große Opfer würden durchkämpfen lassen; selbst Bartenstein, bisher der eifrigste gegen Friedrich, „dem man nie trauen, den Mohren, den man nie weiß waschen könne", fing an zu schwanken. Denn die Gefahren wuchsen zur Riesengröße an, die Franzosen waren über den Rhein gegangen, die Bayern standen in Oberösterreich, Schweden hatte den Krieg gegen Rußland begonnen, darum drang alles in Maria Theresia, Niederschlesien an Friedrich abzutreten. „Soll das Haus Oesterreich zu Grunde gehen", sagte sie zu Robinson, „so liegt nichts daran, ob dies durch Bayern oder durch Preußen geschieht". Endlich gab sie dem allgemeinen Andrängen nach, allein nur, wenn ihr Friedrich ihre übrigen Länder garantire und ein Hilfs-Corps von 10.000 Mann stelle, und nur Schlesien ohne Liegnitz und Breslau. Am 29. August kam Robinson im preußischen Lager an, Friedrich wollte ihn gar nicht sehen und schrieb an Hyndford im Tone eines Tugendhelden, daß er nie treue Bundesfürsten wie den Kurfürsten von Bayern und den König von Frankreich verlassen werde, und er müßte den Verstand verloren haben, wenn er es für möglich hielte, für diese Fürstin gegen seine Freunde zu kämpfen. Und doch hatte Friedrich dieses ja kurz vorher der Königin angeboten! Da gab Maria Theresia nach, Friedrich solle Niederschlesien mit Breslau und Grottkau haben und einen guten Theil Oberschlesiens, wenn er sich mit ihr gegen Frankreich verbinde. „Placet," schrieb sie auf den Bericht ihrer Minister, „placet, weil kein anderes Mittel zu helfen, obwohl mit meinem größten Herzeleid". — Was antwortete aber Friedrich! „Es ist zu spät, die Königin von Ungarn solle sich der ganzen Schwere des Schicksals unterwerfen." Zum Glücke waltet kein Schicksal, sondern eine Vorsehung!

Uebrigens eröffnete Friedrich mit seinem Heere, das er bis auf 63.000 Mann verstärkt hatte, alsbald wieder den Feldzug gegen Neipperg, und mit dieser Trauerbotschaft kam die andere nach Wien, daß Sachsen den Vertrag mit Bayern und Frankreich am 19. September 1741 unterzeichnet habe. Der Kurfürst sollte den Titel eines Königs von Mähren annehmen.

Eine Lawine von Unglück stürzte auf Oesterreich herab, um es in den Abgrund mit fortzureißen! —

8.

Die Bayern in Oesterreich.

Am 31. Juli 1741 überrumpelten die Bayern die dem Fürstbischof Cardinal Lamberg gehörende und, weil sie die Donau beherrschte, wichtige Stadt Passau. Ein bestochener Accise-Beamter verlangte frühe Einlaß, der Wächter öffnete, der Wagen blieb unter dem Thore stehen, von einigen als Bauern verkleideten Soldaten umgeben; einige hundert Bayern, die im Gebüsche versteckt waren, sprangen plötzlich herbei, überwältigten die Wache, besetzten die Hauptpuncte und führten Geschütze auf. General Minuzzi ließ sodann den Fürstbischof, der in der nahen Veste Oberhaus mit 70 alten Soldaten wohnte, auffordern, die Veste sogleich zu öffnen, widrigenfalls er sie mit Kanonenkugeln aufmachen werde, und gewährte ihm nur zwei Stunden Bedenkzeit. Was konnte der arme Fürstbischof thun? Er protestirte, übergab aber den Ort, und die Bayern nahmen sogleich feste Stellung darin. Von da erließ Karl Albert ein 54 Folio-Seiten starkes Manifest, welches seine gute Sache und sein Recht vergebens zu beweisen suchte: er sei zu diesem Schritte gezwungen worden durch die drohende Haltung der Königin von Ungarn, welche sich Passaus zu bemächtigen und einen Einfall in Bayern zu

machen trachtete. Es ist die alte Fabel vom Wolfe, der das Lamm anklagt. Der Kurfürst stellte nun zwei Armeen auf, die eine zu Schärding, welche in Oesterreich einfallen sollte, die andere in der Oberpfalz, welche Böhmen bedrohte. Doch verschob er weiter vorzugehen bis zur Ankunft der Franzosen.

Diese überschritten, 40.000 Mann stark und mit allem Nöthigen wohl versehen, am 15. August unter Belleisle bei Fort Louis den Rhein und zogen durch Schwaben nach Bayern. Sie trugen bayerische Farben an ihren Quasten, blau und weiß, zum Zeichen, daß sie nicht als Feinde des Reiches, sondern nur als Freunde Bayerns kämen. Der Erzbischof von Mainz erklärte denn auch als Kurkanzler, daß diese Angelegenheit nicht das Reich, sondern nur die Höfe von München und Wien angehe, und daß er sich nicht darein mischen werde. Die Franzosen hielten übrigens gute Mannszucht und bezahlten, was sie brauchten.

Ein anderes gleich starkes französisches Heer zog unter Maillebois bei Kaiserswörth unweit Düsseldorf über den Rhein und wandte sich gegen Osnabrück, um Hannover und Holland in Schach zu halten, wenn letzteres aus dem politischen Schlafe, in welchen es Frankreich einzulullen trachtete, erwachen sollte. Georg II. fühlte sich jetzt von dem preußischen Heere unter dem Dessauer, wie von den Franzosen und den mit ihnen verbündeten 15.000 Mann des Cölners gleich sehr bedroht und, unfähig dem ersten Stoße zu widerstehen, schloß er schon am 16. September 1741 mit ebensoviel Kleinmuth als Selbstsucht einen Vertrag, worin er Neutralität auf ein Jahr für Hannover gelobte; während dieser Zeit wolle er Maria Theresia nicht unterstützen, noch bei der nahen Kaiserwahl für ihren Gatten stimmen, sondern für Karl Albert. Die französische Armee blieb in Westphalen stehen, um Hannover und Holland

zu überwachen und die „Freiheit der Kaiserwahl“ zu schützen, d. h. um auf dieselbe einen Druck auszuüben. Von Georg II. durfte also Maria Theresia zunächst keine Hilfe erwarten; zugleich waren die in den Niederlanden stehenden österreichischen acht Infanterie- und zwei Dragoner-Regimenter damit abgeschnitten.

Die Franzosen unter Belleisle zogen in zwei Abtheilungen durch Schwaben nach Donauwörth, von da fuhr die Infanterie Donau-abwärts nach Passau, die Reiterei zog unter Moriz von Sachsen zu Land gegen Schärding, wo das Hauptquartier des Kurfürsten war. Dieser war durch Patent zum Generallieutenant und Stellvertreter des Königs von Frankreich ernannt, unter ihm sollte Marschall Belleisle das Heer befehligen. Karl Albert behielt nur 40.000 Mann unter sich, die anderen sandte er zur Armee, die in Amberg sich sammelte, um in Böhmen einzufallen; er selber zog gegen Linz, das die Hauptlegstätte aller Bedürfnisse für weitere Unternehmungen werden sollte. In Peuerbach traf ihn eine Deputation der Stände Oberösterreichs, die ihn zur Huldigung nach Linz einlud, das Landvolk und zum Theile auch der Adel würden ihn mit Freuden empfangen. Ganz Oberösterreich war wehrlos.

Warum setzte die Regierung keinen Widerstand entgegen? Zum Theil hatte sie nicht Truppen genug, zum Theil wagte man nicht, die Regimenter aus Ungarn herauszuziehen, weil man wußte, daß Frankreich in Constantinopel die Türken zu einem Kriege anreize. Den Zug der Franzosen durch Schwaben konnte man nicht hemmen; denn man hatte nur 5300 Mann in den drei Festungen Breisach, Freiburg und Philippsburg zusammen. Da man Freiburg um jeden Preis halten wollte, dazu aber Mannschaft und Geschütz aus Breisach benöthigte, so entschloß man sich, um dem Feinde keinen Halt zu lassen, die Festungs-

werke von Breisach zu sprengen, was am 5. September 1741 ausgeführt wurde. So endete dieses berühmte Bollwerk Germaniens, so oft des deutschen Reiches Schlüssel und Kopfkissen genannt, durch manche kühne Vertheidigung berühmt, vom sagenhaften treuen Eckart an bis zu der Vertheidigung gegen Bernhard von Weimar, die in Ausdauer und Noth der von Jerusalem gleichgestellt wurde. Die Franzosen wollten jedoch Freiburg diesmal nicht belagern und wandten sich geradezu nach Bayern. In Oberösterreich standen nur zwei Dragoner-Regimenter; endlich zog man sieben Regimenter aus Ungarn nach Wien, sie waren aber in schlechtem Zustande und bald erkannte man, daß das ganz offene Oberösterreich nicht zu vertheidigen sei. Man suchte nur Tyrol zu schützen, Wien zu behaupten und Böhmen zu vertheidigen. 1200 Schützen besetzten die Pässe Tyrols gegen die bayrische Grenze. In Wien erhielt Graf Ludwig Khevenhüller das Commando mit 7400 Mann. Es herrschte ein wirres Treiben; wer konnte, flüchtete; Landleute hingegen suchten mit ihren Wagen Unterkommen in Wien. Archive und Cassen wurden nach Grätz gerettet. Als man die Festungswerke von Wien untersuchte, fand man sie im elendesten Zustande, durch dazwischen gebaute Häuser, Ställe und Gärten hatten sie alle Verbindung verloren. Mit der geringen Mannschaft konnte man nur die eigentliche Stadt halten und gedachte die Leopoldstadt preiszugeben. Man richtete Minengänge vor, man trug die Schindeldächer in der Stadt ab, man häufte Lebensmittel an, man hoffte sechs Wochen lang wenigstens Wien zu behaupten. Als sich in den Cassen nur ein Barvorrath von etwa 100.000 Gulden fand, beschloß man, alles Privat- und Kirchensilber einzuschmelzen und kupferne Scheidemünzen zu schlagen. Daß die Stimmung unter den Soldaten nicht die beste war, sieht man aus einem Befehle Khevenhüllers gegen die Sucht, die

Befehle und Anordnungen der Vorgesetzten öffentlich zu tadeln, welche Gehorsam, Zucht und Ordnung aufzulösen drohe. Auch wurden Denkmünzen von bayrischen Agenten verbreitet mit der Aufschrift: „Reichen zu trutzen, Pfaffen zu stutzen und Armen zu nutzen.“ Khevenhüller schwebte übrigens über den wirren Elementen wie ein ordnender Gott, und traf mit Ruhe und Umsicht alle nöthigen Anstalten. Aus Böhmen meldete Fürst Christian Lobkowitz, daß Eger nicht zu halten und Prag leicht zu überfallen und zu ersteigen sei. In ganz Böhmen zähle er nur 2067 dienstbare Soldaten, in Prag ließen sich wahrscheinlich ziemlich viel Bürger und Studenten unter die Waffen bringen. Der Kern des Heeres stand aber unter Neipperg, Friedrich gegenüber, in Schlesien.

Also Feinde überall, Provinzen entrissen, die Hauptstadt bedroht! Am 15. September zog Karl Albert, umgeben von französischen und bayrischen Generalen, mit allem Prunk in Linz ein und nahm den Titel Erzherzog von Oesterreich an; bald streiften seine Vorposten bis St. Pölten. Wenn er rasch gegen Wien vordrang, so nahm er es im ersten Anlauf! Allenthalben herrschte Verwirrung, von keiner Seite erhielt Maria Theresia Hilfe. Wie beklagte man jetzt, daß Eugens Hand und Eugens Auge fehlte!

9.

Maria Theresia in Ungarn.

In diesem Zustande der Verzweiflung, da selbst die Muthigsten verzagten, blieb nur die tapfere Seele Maria Theresias standhaft im Glauben an ihr gutes Recht und an Gott, der das Recht schützt. Nur auf Augenblicke preßte tiefer

Schmerz und Bekümmerniß ihr Worte der Klage aus, so daß sie, eben damals ihrer vierten Entbindung nahe fast verzweifelnd an ihre Schwester schrieb: „Noch weiß ich nicht, ob mir eine Stadt übrig bleibt, wo ich werde niederkommen können.“ Aber dann ermannte sich wieder ihr starker Geist und leuchtete sie an unerschrockenem Muth allen Männern vor. „Wir haben alles verloren“, rief sie, „aber Gott und Ungarn bleibt uns noch“. Man preist den römischen Senat, daß er nach der Schlacht von Cannä nicht verzagte, aber jener war noch im Besitz eines Heeres, tüchtiger Feldherrn, der Hauptstadt und großer Geldmittel — all' das fehlte Maria Theresia und doch ließ sie ihren Muth nicht sinken. Von den alten Deutschen erzählt ein römischer Schriftsteller, sie hätten im Weibe einen göttlichen Instinct verehrt und ihm eine Ahnung der Zukunft zugeschrieben; und ein göttlicher Instinct leitete Maria Theresia, als sie sich an das Volk wendete, das so oft schon eine Verlegenheit und eine Gefahr des Reiches gewesen war, an das ritterliche Volk der Ungarn. In einer Zeit, in der die Regenten nur Despoten und die Unterthanen nur Knechte waren, gut genug zum Kanonenfutter und Steuerzahlen, hatte Maria Theresia ein Herz für das Volk und fand wieder ein Herz, weil sie geliebt und nicht gefürchtet sein wollte. Als Flüchtling kam die bedrängte Fürstin nach Preßburg, und der deutsche Geschichtschreiber Gfrörer sagt sehr schön, „daß die letzte Hoffnung mit dieser edlen und unvergeßlichen Frau nach Ungarn hinunter ging, und daß nur ihre Standhaftigkeit nächst dem Aufblitzen magyarischen Geistes Germanien vor gänzlicher Zertrümmerung bewahrte.“ Die vereinigten Kräfte der kaiserlichen Erblande, von deutschen Führern und Waffen unterstützt, hatten Ungarn von der Herrschaft der Türken befreit, und jetzt sollte ihnen Ungarn diese Wohlthat vergelten; denn das Leben der Völker gleicht

oft dem der Einzelnen, und eine gute That erntet immer wieder, wenn auch erſt nach langen Zeiten, ihren Lohn.

Die Sage hat die Ereigniſſe von Monaten zuſammengedrängt und läßt die fliehende Königin ſich ſchnell an den ungariſchen Reichstag wenden; der Anblick der vom Kummer gebeugten Königin, der ſchönen Mutter mit dem jungen Joſeph auf dem Arme, reißt augenblicklich die Ungarn hin; mit dem Rufe: „Laßt uns ſterben für unſere Königin!“ ziehen ſie ihre Säbel aus der Scheide, ſtürzen ſich aufs Pferd und in den Krieg. Es ging in Wahrheit nicht ſo leicht. Sehen wir die Sache näher an!

Als Ungarn unter Oeſterreich kam, hatte es eine Verfaſſung, mit der kaum zu regieren war; die Macht der Krone war faſt null, die des Adels unmäßig, die niederen Claſſen waren gedrückt. Wenn die Monarchie eine Wahrheit werden ſollte, ſo mußte der Adel eingeſchränkt, ſo mußten die unteren Claſſen gehoben werden. Natürlich hielt der Adel ſich für verletzt und folgte Empörung auf Empörung, Schlag und Gegenſchlag. Der letzte dieſer verwegenen Verſchwörer war Rákoczy, noch lebten Anhänger desſelben im Lande, voll der Glut unſterblichen Haſſes, wie ihn nur politiſche Leidenſchaften wecken können. Ebenſo feurige Anhänger hatte aber auch das Haus Habsburg, treue geſchickte Männer, wie den Feldmarſchall und judex curiae Grafen Johann Pálffy, den Genoſſen der Siege Eugens, einen der reinſten und edelſten Charaktere dieſer Zeit. Ihn hatte Maria Thereſia alsbald nach ihrem Regierungsantritte zu ihrem Stellvertreter in Ungarn mit unbedingter Vollmacht ernannt und zugleich verſprochen, daß ſie die Freiheiten Ungarns aufrecht erhalten und den Landtag baldigſt einberufen werde. Der Erfolg dieſer Maßregel war der beſte. Sobald Friedrich Schleſien angriff, erboten ſich eine Menge Edelleute, viele Comitate, zu Pferd zu ſitzen und Mannſchaft zu

ſtellen. Das Miniſterium hatte Bedenken, dem Volke Waffen in die Hand zu geben; es fürchtete, ſie würden in einem Aufſtande gegen die Regierung verwendet. Maria Thereſia aber leitete ein ſichereres Gefühl, als ſie hochherzig den Ungarn vertraute. Am 18. Mai ward der Landtag eröffnet, die Vornahme der Krönung, die Wahl eines Palatins, eine Reihe anderer unerläßlicher Maßregeln ſollte berathen werden.

Es fehlte nicht an Anzeichen eines gewaltigen parlamentariſchen Sturmes. Der Adel wollte eben ſo wenig etwas davon wiſſen, Maria Thereſias Gemahl zum Mitregenten zu ernennen, als von irgend einer Auflage. Der katholiſche Clerus verlangte Ausſchließung aller Nicht-Ungarn von kirchlichen Aemtern und der proteſtantiſche forderte größere Freiheit in Ausübung ſeiner Religion; alle aber verlangten freie Ausführung von Wein und Getreide nach Oeſterreich. Doch ging trotz alles oppoſitionellen Geiſtes der Antrag durch, Maria Thereſia zu ihrer Thronbeſteigung und zur Geburt des Kronprinzen Glück zu wünſchen und für die Beſtätigung der Freiheiten des Landes zu danken. Am 13. März 1741 früh 2 Uhr war nämlich die Königin eines kräftigen Knaben geneſen, der in der Taufe den Namen Joſeph erhielt und der ſpäter als Kaiſer Joſeph II. weltberühmt geworden iſt. Am 27. Mai ward der Deputation in der Hofburg von neuem die Verſicherung, daß es der Königin Ernſt ſei mit den Rechten und Freiheiten Ungarns und daß ſie bald ſelbſt in Preßburg inmitten ihres treuen Volkes erſcheinen werde.

Am 19. Juli fuhr Maria Thereſia von Wien in einem mit den Farben Ungarns, roth grün und weiß, reich geſchmückten Schiffe ab. Im Schloſſe Wolfsthal bei Baron Waltershirchen nahm ſie ihr Mahl; am 20. wurde ſie an der Landesgrenze mit dem „Vivat domina et rex noster!“ (es lebe die

Herrin, unser König) begrüßt und unter unendlichem Jubel auf das Preßburger Schloß geführt. Dort empfing sie am 21. die Mitglieder des Landtages, drückte ihnen in gewandter lateinischer Rede ihre Wünsche und Hoffnungen aus, namentlich daß sie nicht Ungarns Herrin, sondern Ungarns Mutter sein wolle, und empfahl ihnen gründliche Berathung der königlichen Vorlagen. Ueber diese Vorlagen fanden nun Verhandlungen statt. Sie versprach, das Inauguraldiplom vor der Krönung auszustellen, alle Freiheiten, Privilegien und Rechte Ungarns, mit Ausnahme des Privilegiums Andreas II. vom Jahre 1222, zu bestätigen. Mit diesem Privilegium war nämlich nicht zu regieren; die Worte: „Wenn ich oder irgend einer meiner Nachfolger irgend wann euere Vorrechte verkümmern wollte, so sei es euch wie eueren Nachkommen erlaubt, euch zu vertheidigen, ohne daß man euch als Empörer behandeln darf," erlaubten es jedem sich verletzt dünkenden Kopf, mit den Waffen in der Hand sich Recht zu verschaffen. Weiter versprach die Königin, Ungarns Krone solle im Lande bleiben und die Ungarn nach dem Aussterben der Nachkommen Karls VI., Josephs I. und Leopolds I. wieder das Recht freier Königswahl haben.

Der Landtag hingegen forderte, daß in den Krönungseid aufgenommen werden solle: die vollständige Steuerfreiheit des Adels; die Last dürfe nicht am Boden kleben; Ungarn dürfe nicht nach der Weise wie die übrigen Erbstaaten regiert werden; die Königin besitze Siebenbürgen nur als Königin von Ungarn; das Amt des Palatins müsse in Zukunft nach Erledigung sogleich wieder besetzt werden; weltliche und kirchliche Würden, wie anheimgefallene Güter dürfen nur an Ungarn vergeben werden, nur Ungarn besorgen die Angelegenheiten Ungarns im Inlande wie im Auslande. Das waren schwere Forderungen! Wo blieb die in dieser Zeit der Bedrängniß von außen so nothwendige

Einheit und Stärke Oesterreichs, wenn Ungarn eine solche Sonderstellung erhielt? Maria Theresia gab darum auf die letzten Forderungen abschlägigen Bescheid; die Verhandlungen des Landtags hingegen wurden jetzt stürmisch.

Zum Glücke für die Königin wie für das Land wählten die Ungarn Pálffy zum Palatin; einen treueren, einen geschickteren Vermittler zwischen den Rechten der Krone und des Landes konnte es nicht geben. Tief gerührt erklärte er, als er in die Hände der Königin den Huldigungseid ablegte, daß er sein Leben und sein Blut der Königin und dem Vaterlande weihen würde. Die Königin reichte ihm gerührt die Hand und er bedeckte diese mit Küssen. Er schlug dann eine Brücke zwischen den beiden Gegensätzen, bewirkte, daß die Königin, welche das Mißtrauen gegen sie tief kränkte und die sich in ihrer Bedrängniß keine Zugeständnisse abpressen lassen wollte, einiges zugestand, und daß der Landtag hinwieder sich mit dem Versprechen begnügte, über die übrigen Forderungen solle nach der Krönung verhandelt werden. Die Krönung ward sofort auf den 25. Juni festgesetzt.

Es war ein heiterer Sonntag und alle Straßen wimmelten von festlich gekleideten fröhlichen Menschen. Strahlend in Gold und Perlen zog der Adel Ungarns nach dem Schlosse, um die Monarchin nach der Kirche zu geleiten; mit ihm wetteiferte an Pracht der deutsche Adel, die Schwarzenberge, die Starhemberge, die Liechtensteine und andere von jenen edlen Namen, die mit goldenen Zügen in der Geschichte Oesterreichs verzeichnet sind. Auf glänzend geschmückten Rossen ritten sie vom Schlosse zur Kirche, die Königin folgte im offenen Wagen in ungarischer Tracht. Festfreude strahlt auf jedem Antlitze, nur sie ist blaß und bewegt, eine Wolke von Trauer ruht auf ihren lieblichen Zügen. Ist es Kummer um das Schicksal

ihrer Unterthanen und daß viele ihr Herz noch nicht verſtehen? Iſt es Sorge um die Kinder, was die Freude von dieſer Stirne voll Hoheit ſcheucht? Oder iſt es das Gefühl von der Größe ihres Berufes, von der Schwere der Laſt, die Gott auf ihre Schultern gelegt, was die von Schönheit ſtrahlende Königin ſo ernſt ſtimmt? Edle große Naturen ſind in den höchſten Augenblicken am demüthigſten, am meiſten in ſich geſammelt. Als ihrem Ahn Karl V. der Sieg von Pavia und die Gefangennehmung des Königs von Frankreich gemeldet wurde, ward er bleich wie zum Tode, eilte zu einem Altare und bat um Faſſung für die Höhe des Glückes und die Größe des Berufes. Wer mag ſagen, was im Heiligthume einer edlen Seele in einem ſo hohen Augenblicke vor ſich geht! Doch tauſendſtimmiger Jubelruf empfängt ſie, er ſagt ihr, daß ſo viele Herzen feurig für ſie ſchlagen. und auch ihr Herz wird warm, ihre Wangen färben ſich roth, ihr Auge ſtrahlt von höherem Feuer. Man betritt den Tempel. Der Primas hält ihr jene herrlichen Mahnungen der Kirche vor, die da alle beſagen, daß der Herrſcher von der Höhe der Religion aus ſeine Aufgabe betrachten müſſe, um ſie in der Welt würdig zu vollführen, und daß ſeine Unterthanen ſeine Brüder ſeien. Dann wird ſie geſalbt, mit dem Mantel des heil. Stephan bekleidet, mit ſeinem Schwerte umgürtet, mit ſeiner Krone gekrönt. Nachdem ſie das Scepter in die Rechte und den Reichsapfel in die Linke genommen, nachdem ſie das Volk dreimal mit dem Zeichen des heil. Kreuzes geſegnet hat, empfängt ſie, auf dem Throne ſitzend, mit der Anrede: „Geheiligte Apoſtoliſche Majeſtät!“ die Huldigung, und das Volk, das ſich in ihr geeinigt und gehoben fühlt, ruft: „Es lebe die Herrin, unſer König!“ Von der Martinskirche begibt ſich die Königin, die Krone auf dem Haupte, nach der Franciscanerkirche, wo ſie mit dem Schwerte des heil. Stephan Edelleuten den Ritterſchlag ertheilt;

dann nach der Kirche der barmherzigen Brüder, wo sie von einem Gerüste herab dem Volke Schutz seiner Freiheiten zuschwört. Dann besteigt sie ein schwarzes Roß und sprengt den Königshügel hinan; oben zieht sie das Schwert und schwenkt es nach allen vier Weltgegenden, als wollte sie sagen: „Komme der Feind, woher er wolle, ich werde mein Ungarn vertheidigen.“ Ein Sturm des Beifalls braust zum Himmel empor, in vielen Augen stehen Thränen, in den Herzen erwacht die Hoffnung auf eine bessere Zeit und alle fühlen, es gebe nichts schöneres als diese jugendliche Herrscherin, welche die höchste der Würden durch sich selber noch ehre.

Ein Engländer, Wraxall, schildert Maria Theresia aus jener Zeit also: „Einige, welche Maria Theresias Krönung beiwohnten, haben mich versichert, daß sie eine der schönsten Frauen in Europa war. Sie war von feinem Wuchse und majestätischer Haltung. Ihr Auge, obgleich hellgrau, war ausdrucksvoll und mild. Sie war eben vom Kindbette aufgestanden und das Matte, Schmachtende verlieh ihr neue Reize. Die Krone war ihr zu weit, als man sie ihr anversuchte, man mußte sie ausfüttern. Da sie ihr zu schwer ward, legte sie sie ab, als sie sich zur Tafel setzte. Das heiße Wetter und die Bewegung bei dieser Feier, die ziemlich lange dauerte, verbreiteten eine Röthe über ihr Gesicht, die den Glanz ihrer Schönheit erhöhte. Ihre Haare fielen in Locken über ihre Schultern und sie war ganz bezaubernd.“ Diese Schilderung, die nicht schmeichelt, muß einem immer gegenwärtig sein, wenn man bedenkt, welche Begeisterung diese Fürstin den Ungarn einflößen konnte.

Hatten an diesem Tage Königin und Volk sich gefunden und sich an einander gefreut, so trat in den nächsten Sitzungen des Landtages schon wieder die Spaltung an den Tag. Das

Krönungsgeschenk war nicht groß, nur 100.000 Gulden, und es gab Stimmen, die auch daran noch mäkelten; namentlich wurde stürmisch die vollkommene Sonderstellung Ungarns von der übrigen Regierung verlangt. Maria Theresia vergoß Thränen über dieses Mißtrauen: sie habe ja geschworen, die Rechte der Ungarn zu schirmen, sie sei eine arme Königin, aber sie habe das Herz eines Königs! Uebrigens drängte die Noth und Maria Theresia gab allen gerechten Begehren der Nation nach, die nur mit der Einheit des Reiches verträglich waren.

Am 7. September 1741 rief Maria Theresia die vornehmsten Ungarn auf das Schloß und forderte sie mit hinreißender Beredtsamkeit auf, ihr beizustehen zur Abwehr des Feindes. Alle erklärten einstimmig, sie wollten sich, ihre Kinder und ihr Einkommen dem Dienste der Königin widmen; diese solle nur rückhaltslos den Ungarn vertrauen und ihren Aufenthalt in Raab nehmen. Am 11. September lud sie die Mitglieder beider Tafeln zu sich in das Schloß zu Preßburg, um ihnen eine Vorlage zu machen. Kaum waren sie versammelt, so erschien Maria Theresia im Trauerkleide, die Krone des heil. Stephan auf dem Haupte und sein Schwert an der Seite. Nachdem sie den Thron bestiegen, ergriff der Kanzler Graf Ludwig Batthyány das Wort und schilderte, wie Maria Theresia wider alles Recht von fremden Fürsten bekriegt werde und wie die Gefahr allmälig sich gegen Ungarn heranwälze. Darum habe die Königin die Stände vor ihren Thron entboten, damit sie mit dem Eifer ewiger Treue und Liebe dem frevelhaften Beginnen des Feindes einen Damm entgegenstellen, damit sie für die heilige Person der Herrscherin wie für das Wohl des Reiches sorgen, und der altangestammte Ruhm des ungarischen Volkes neu erglänze. Alsdann hub die Königin an also zu sprechen: „Der Zustand unserer Staaten ist tief betrübt. Darum glaubten

wir den treuen Ständen unſeres geliebten Königreiches Ungarn über den feindſeligen Einfall in unſere Erblande Oeſterreich, über die Gefahr, welche Ungarn ſelber bedroht, und die Mittel, ihr vorzubeugen, eine ſchriftliche Vorlage machen zu müſſen. Jetzo handelt es ſich um das Königreich Ungarn, um unſere Perſon, um unſere Kinder, um die Krone. Wir ſind von Allen verlaſſen, unſere einzige Zuflucht ſind noch die Treue dieſer ruhmvollen Stände, die Waffen und der alte Heldengeiſt dieſer Nation! Darum mahnen wir die Stände dringend, in dieſer höchſten Gefahr für die Sicherheit unſerer Perſon, unſerer Kinder, der Krone und des Reiches ſo ſchnell als möglich werkthätige Sorge zu tragen. Was an uns liegt, ſo können die getreuen Stände und das Volk der Ungarn in allem auf unſere gnädige Geſinnung und Mitwirkung rechnen, was zur Wiederherſtellung des früheren glücklichen Zuſtandes Ungarns und zum Glanze ſeines Namens beitragen kann.“ Als Maria Thereſia ihrer Kinder gedachte, wurde ſie ſo ergriffen, daß ſie in Thränen ausbrach und eine Zeit hindurch ihre Augen weinend mit dem Tuche bedeckte. Ein anweſender Edelmann erzählt: „Wir weinten alle mit der Königin, aber es waren Thränen der Liebe und des Zornes.“

Die Königin hatte geſprochen, eine tiefe Bewegung gab ſich kund. Jugend, Schönheit, Vertrauen, Unglück, alles, was ein edles Mannesherz nur rühren kann, war hier vereint. Die Königin hatte ſich an den ritterlichen Sinn einer kriegeriſchen Nation gewendet und ihr Heldengeiſt loderte hoch auf. Noch hatte der tief ergriffene Primas ſeine Antwort, in der er von der Treue der Nation ſtammelte, nicht beendet, als der Saal vom donnernden Zurufe ertönte: „Wir weihen unſer Leben und unſer Blut!“ Viele vermochten ihre Bewegung nicht länger zu bewältigen und fingen laut an zu ſchluchzen, andere riefen, ſie wollten ſogleich ihr Silbergeſchirr in das Schloß ſchicken.

Dann traten die Stände ab und eilten in die Magnaten stube. Hier ward die ausführliche königliche Botschaft verlesen, welche das Land in Anbetracht der drohenden Gefahr zur Insurrection, d. h. zur allgemeinen Bewaffnung aufrief. Ein Gluthstrom schien über alle Herzen ausgegossen, kein Widerspruch ward vernommen. Das Ausschreiben des Kurfürsten von Bayern, worin er die Krone Ungarns ansprach, ward unter Bezeigung des tiefsten Unwillens bei Seite geworfen, ein Ausschuß ward ernannt, der schnell die nöthigen Maßregeln berathen sollte; schon am 13. September war er mit seiner Arbeit fertig und wurde sein Antrag vom Landtage angenommen. 100.000 Mann gedachte man auf die Beine zu bringen, jeder Edelmann solle zu Pferde sitzen oder, wenn durch Alter und Krankheit verhindert, einen Stellvertreter senden. Die Gespannschaften sollen 30.000 Mann stellen, in 13 Regimenter vertheilt. Aus Ungarn gedachte man mindestens 15.000 Reiter zu senden, aus Croatien und Slavonien 14.000, aus Siebenbürgen 6000. Schnell ward jetzt auch ein anderer Wunsch der Königin befriedigt und ihr Gemahl am 20. September von den Ständen zum Mitregenten ernannt. Am 21. legte er vor den um den Thron versammelten Ständen den Eid ab und schloß mit dem Gelöbniß: „Mein Blut, mein Leben für die Königin und das Königreich Ungarn.“ Maria Theresia aber nahm den kleinen Kronprinzen, den sie sich von Grätz hatte nachbringen lassen, auf die Arme und zeigte ihn den Ständen. Begeistert riefen diese: „Wir wollen für die Königin und ihre Familie sterben, sterben für unsern König Maria Theresia!“

Am 29. October 1741 wurde dieser ewig denkwürdige Landtag geschlossen. Die Königin hatte zugestanden, daß die Steuerpflichtigkeit nicht auf Grund und Boden laste und daß der Adel steuerfrei sei; sie hatte die Unabhängigkeit des unga-

rischen Finanzwesens vom österreichischen gewährt, und daß die ungarische Hofkammer und Hofkanzlei unmittelbar unter dem Könige stehe, daß sie Siebenbürgen als zu Ungarn gehörig regiere, daß weltliche und geistliche Aemter nur an Ungarn verliehen werden; sie hatte versprochen, öfter in Ungarn zu residiren. Die Ausfuhr der Producte ward erleichtert, die Indigenatstaxe dagegen auf 2000 Ducaten erhöht. Man schied in Frieden und Liebe, Königin und Volk hatten sich gefunden, der alte Zwiespalt war dahin! Der Erzbischof von Gran konnte sagen: „Das Königthum ist die Seele der ungarischen Nation.“ Der gesunde Sinn Maria Theresias hatte die rechten Saiten anzuschlagen, ihre Klugheit hatte die Gegensätze auszugleichen gewußt.

Mit Jubel hörte das Volk von den Beschlüssen des Landtages; auf den Schlössern wie in den Hütten, auf den Bergen wie in den Ebenen rüstete man zum Kriege; bald standen Regimenter von Croaten, Panduren, Slovaken auf den Beinen, bald sah Europa wieder jene gefürchteten Reiterschaaren mit Sturmeseile das Land durchbrausen und sich mit wildem Feuer auf den Feind stürzen. Freilich war das nur Stoff zu einer tüchtigen Armee; aber wenn sich die geschickten Führer fanden, die diese Krieger an Ordnung zu gewöhnen, die die leichten Schaaren mit den altgeübten Regimentern in das rechte Verhältniß zu bringen wußten, so bildete dieses Aufgebot eine furchtbare Macht! Und diese Führer fanden sich. Man denke nur an die Pandurenführer Trenk und Menzel, an die Generale Khevenhüller, Otto Grafen von Traun und Prinz Karl von Lothringen.

Die Vorgänge in Ungarn waren das Staunen von ganz Europa. Das Feuer, das diese Nation zu beseelen anfing, ergriff jetzt auch die Deutschen und Slaven in Oesterreich; die Hoffnung

nicht blos auf den Fortbestand, sondern auch auf die Größe des Reiches erwachte wieder; man fing an, sich der Verzweiflung zu schämen, die Huldigung an den Bayern zu bereuen. Als Khevenhüller Linz wieder nahte, mußte der Commandant den Bewohnern nicht blos all' ihre Waffen, sondern auch die Bratspieße wegnehmen lassen, damit sie nicht über die Bayern und Franzosen herfielen! Europa aber begann zu ahnen, welche Kräfte in Oesterreich schlummerten; gewöhnt an Cabinetskriege und an Heere von gepreßten Soldaten und Miethlingen, sah man jetzt auf einmal ein ganzes Volk in stürmischer Begeisterung für seine Herrscherin und für die Größe des Reiches sich in Waffen erheben, und auf einmal stand das für todt ausgeschrieene Oesterreich in neuer kriegerischer Mächtigkeit da!

10.

Bayern und Franzosen ziehen nach Prag. Vertrag von Kleinschnellendorf.

Während Maria Theresia Tage voll Kummer und Sorgen in Ungarn verlebte, träumte Karl Albert in Linz einen kurzen Traum des Sieges und der Herrlichkeit. Die ganze Schwäche des Mannes ist an diesem Ausruhen auf Lorbeeren und an dieser Freude an augenblicklicher Huldigung zu erkennen. Am 2. October 1741 fand das Fest der Huldigung des Landes ob der Enns statt. Wir wollen die nicht nennen, welche schwach genug waren, ihre Herrin zu verrathen, die dem Kurfürsten den Bügel hielten oder das entblößte Schwert vortrugen und seine Vorschneider und Mundschenke wurden! Gewiß aber ist, daß beim Huldigungsbankett ein Schreiben Maria Theresias an die Stände eintraf, welches die Huldigung für null und nichtig erklärte, und daß am gleichen Tage insgeheim die Antwort an sie abging,

man habe ſich nur der Noth gefügt, man hoffe bald wieder unter ihr mildes Scepter zurückzukommen! Karl Albert kehrte nur die ſchönen Seiten heraus und ſuchte die Liebe der Oeſterreicher zu gewinnen — gegen den Rath Belleisles, der ihn mahnte, Vorräthe zuſammen zu preſſen und zunächſt nur an die Armee zu denken, auf der ſein Heil beruhe; dann erſt möge er Milde üben. Von Linz ſandte Karl Albert ein Schreiben an die „Erzherzogin Maria Thereſia“ nach Wien; es kam uneröffnet zurück mit der Bemerkung, eine ſolche Perſon exiſtire in Wien nicht, nur eine Königin von Ungarn und Böhmen.

Friedrich mahnte zum ſchnellſten Angriff auf Wien. Welch' ein Schlag für Maria Thereſia, wenn die Fahnen ihrer Feinde auf den Wällen der Hauptſtadt flatterten! Friedrich ſandte deshalb den Feldmarſchall Samuel von Schmettau, um zur Eile zu treiben. Dieſer Schmettau war vor kurzem noch in öſterreichiſchen Dienſten, galt als der beſte Kenner des öſterreichiſchen Kriegsweſens, hatte ſich unter Prinz Eugen hervorgethan und ſpäter noch öfter; unter einem hellen Kopfe ſchlug aber bei ihm ein falſches Herz. Schmettau war unverträglich, rachſüchtig und unterſchlug Geld; er war wegen Unterſchleifs ſchon 1735 in Unterſuchung geweſen und jetzt fürchtete er wieder vor Gericht gezogen zu werden, weil er über 100.000 Gulden verſchleudert hatte. Darum ging er beim Ausbruche des Krieges nach Preußen und legte in einem Schreiben an die Königin ſeine Stelle nieder Wie erwünſcht war der Mann dem Preußenkönig, wie gefährlich konnte er für Oeſterreich werden! Friedrich verwandte ihn aber nicht beim Heere in Schleſien, weil er fürchtete, daß man ſeine Siege dann dem erfahrenen Schmettau zuſchreibe, ſondern ſandte ihn als Rathgeber an Karl Albert. Schmettau drang auf ſchnellen Angriff Wiens: die Befeſtigungen ſeien nichts, man könne die Leopoldſtadt ſchnell beſetzen, Wien mit einem

Hagel von Geſchoſſen überſchütten, das erſchreckte Volk werde dann die Beſatzung ſelber zwingen, die Stadt zu übergeben, und ſei Wien genommen, dann falle Böhmen von ſelber. Der Rath war gefährlich; Karl Albert brach langſam gegen Wien auf. Welch' ein Glück, daß er ſo ſäumig war!

Die Hauptſtadt des Reiches wollte Maria Thereſia um jeden Preis retten und das konnte ſie nur, wenn ſie Neipperg mit ſeinem Heere zum Entſatze Wiens abſenden konnte. Dann mußte ſie aber ſich mit Friedrich vertragen. Während ſie dies erwog, kam ihr von Lord Hyndford am 15. September 1741 ein Wink zu: Friedrich wäre nicht abgeneigt, Frieden zu ſchließen, und zugleich kam der von Friedrich dem Engländer in die Feder dictirte Entwurf, der als Grundlage des Friedens dienen ſollte. Er lautete: „Ganz Niederſchleſien, den Fluß Neiſſe als Grenze, die Städte Neiſſe und Glatz gehören uns (den Preußen), jenſeits der Oder bleibt die alte Grenze zwiſchen den Herzogthümern Brieg und Oppeln, Breslau gehört mir; die religiöſen Angelegenheiten bleiben wie ſie ſind; Schleſien bleibt unabhängig von Böhmen und wird auf ewige Zeiten abgetreten. Dafür greife ich nicht weiter an und belagere Neiſſe nur zum Scheine; der Commandant übergibt dann die Feſtung und zieht ſich zurück. Ich bleibe ruhig im Winterlager und das öſterreichiſche Heer kann hinziehen, wohin es will. Der Vertrag muß in zwölf Tagen abgeſchloſſen ſein.“ Mündlich fügte Friedrich noch bei, der Vertrag müſſe geheim bleiben.

Wien mußte um jeden Preis gerettet werden, die Noth drängte, ſich mit dem rührigſten und verwegenſten Gegner abzufinden; darum gab Maria Thereſia ſogleich Vollmacht, abzuſchließen, nur Neiſſe und Glatz wünſchte ſie zu behalten; zuletzt gab ſie auch hinſichtlich Neiſſes nach, wegen Glatz aber nicht;

ebenſowenig gab ſie zu, daß Friedrich Winterquartiere in Böhmen beziehe.

Am 9. October kam Neipperg mit Friedrich im Starhembergiſchen Schloſſe Kleinſchnellendorf zuſammen. Neipperg brachte den Generalwachtmeiſter Lentulus mit und Friedrich den Oberſten Goltz und Hyndford. Kein anderer Menſch war zugegen, der franzöſiſche Geſandte Valori durfte ja nichts davon erfahren; die Verhandlungen ſollten verſchwiegen bleiben, wie das Grab. Hyndford führte das Protocoll; man kam überein: „Neipperg zieht ſich am 16. unbeläſtigt nach Mähren zurück, der König belagert Neiſſe zum Scheine, das ſich ihm nach 14 Tagen ergibt; Friedrich behält Niederſchleſien und Neiſſe, und Maria Thereſia wird es im Frieden feierlich abtreten; ein Theil des preußiſchen Heeres darf bis Anfangs Mai 1742 in Oberſchleſien überwintern, aber nicht brandſchatzen oder Recruten ausheben; Friedrich enthält ſich aller weiteren Feindſeligkeiten gegen Maria Thereſia und den Kurfürſten von Hannover; der Vertrag bleibt geheim; Neipperg, Lentulus und Hyndford geben ihr Ehrenwort dafür.“ Weder der König unterſchrieb das über den Vertrag aufgenommene Protocoll, noch Neipperg; Hyndford gab jedem eine Abſchrift, Lentulus eilte damit nach Wien.

Friedrich nahm dann Hyndford und Neipperg an ein Fenſter und that ſehr freundlich und vertraulich mit beiden. Jenem ſagte er, er ſei kein Feind Georgs II., er werde das Heer unter dem Deſſauer aus ſeiner drohenden Stellung zurückrufen; dieſem geſtand er offen, er habe ſich allerdings mit Bayern, Frankreich und Sachſen verbündet, allein er wolle viel lieber auf gutem Fuße mit Maria Thereſia ſtehen; er möge den Sachſen nicht, noch, daß der Franzoſe weiter um ſich greife. Er rieth Neipperg, ſich mit Lobkowitz ſchnell zu vereinigen und dann

über die Franzoſen herzufallen: ſiege die Königin von Ungarn, ſo werde er ſich vielleicht mit ihr verbinden; unterliege ſie, ſo müſſe eben jeder für ſich ſelber ſorgen. Noch ward ein Weg beſprochen, auf dem man in geheimer Correſpondenz mit Wien ſtehen könne, dann ſchied man von einander unter Betheuerung der Freundſchaft.

Maria Thereſia war entſchloſſen, den Vertrag ſtreng zu erfüllen, ſie theilte ihn ſelbſtverſtändlich ihren Geſandten mit, gebot aber die ſtrengſte Geheimhaltung. Neipperg brach am 16. October über Jägerndorf und Troppau nach Mähren auf, ſein Nachtrab plänkelte zum Scheine mit den Preußen. Friedrich zog am 17. October vor Neiſſe, eröffnete die Laufgräben und am 26. die Kanonade; am 31. ergab ſich die Stadt, und zog die Beſatzung mit allen kriegeriſchen Ehren ab. Valori, der franzöſiſche Geſandte in Friedrichs Lager, ward vollkommen getäuſcht.

Am 7. November 1741 empfing Friedrich in Breslau die Huldigung, nachdem ſein Miniſter Podewils in einer Anrede auseinandergeſetzt hatte, daß der König mehr geliebt, als gefürchtet ſein wolle. Als die Stände aber um Erhaltung ihrer Privilegien und Freiheiten baten, erklärte Friedrich, daß er ſie nur erhalten wolle, ſo fern ſie mit den wahren Intereſſen des Landes verträglich wären; mit anderen Worten, das ſtändiſche Weſen paßte nicht zum preußiſchen Abſolutismus, es ſchlief auch bald ein. Das Generalſteueramt ward ſogleich aufgehoben, der König zog die Verwaltung der Landeseinkünfte an ſich. Einigen Vertrauensmännern aus dem ſchleſiſchen Adel erklärte der König: als Freund der Toleranz wolle er, daß die verſchiedenen Confeſſionen ſich gut mit einander vertragen; er werde deshalb ohne Anſicht der Religion im Juſtizfache Schleſier anſtellen, und nur je einen Brandenburger in einem Collegium. Im Finanz-

weſen könne er aber keine Schleſier brauchen; wollten ſie ſich dazu fähig machen, ſo müßten ſie zuerſt im Brandenburgiſchen die dortigen Einrichtungen kennen lernen. Ein Cataſter ward angefertigt, und in kurzer Zeit zog Friedrich 1,856.000 Thaler aus dem Lande. Als die Schleſier gegen dieſe Höhe der Auflagen Verwahrung einlegten, ward ihnen entgegnet: Seine Majeſtät beſitze das Land jure belli derart, daß alles, was den Einzelnen in den Händen gelaſſen wäre, eigentlich Seiner Majeſtät gehöre, bis auf das wenige, was Allerhöchſtdieſelben aus lauter Gnade ihnen vergönnten. Wie viele Schleſier ſehnten ſich nicht nach der milden öſterreichiſchen Regierung zurück! Von Breslau eilte Friedrich nach Berlin, er brachte eine Provinz mit ſich, er ward natürlich mit Jubel empfangen! Durch Bruch der Verträge hatte er Niederſchleſien gewonnen, durch Wortbruch an ſeinen Verbündeten hatte er den Kleinſchnellendorfer Vertrag geſchloſſen und Neiſſe erlangt; bald ſollte ſichs zeigen, daß er eine gleiche Treuloſigkeit gegen die Oeſterreicher mit dem Kleinſchnellendorfer Vertrag gleich von Anfang an beabſichtigt hatte.

Allerdings mißtraute Friedrich den Franzoſen mit Grund. Er hatte Schmettau an Karl Albert geſandt, um ihn zur ſchnellen Beſitznahme von Wien anzutreiben. Karl Albert war auch anfangs Feuer und Flamme für dieſen Plan; dem widerſprach aber der Marquis von Beauvau, der franzöſiſche Bevollmächtigte bei Karl Albert. Als Schmettau den Marquis vom wahrſcheinlichen Gelingen der Eroberung Wiens vertraulich zu überzeugen ſuchte, entgegnete ihm Beauvau ebenſo vertraulich: „Aber dann braucht uns ja dieſer Menſch nicht mehr, und das wäre gegen unſeren Vortheil.“ Frankreich wollte alſo kein ſtarkes Bayern an der Stelle des zu zertrümmernden Oeſterreich, ſondern nur ein vergrößertes Preußen, ein vergrößertes Sachſen,

ein vergrößertes Bayern, ein gelähmtes Oesterreich; alle vier sollten, auf einander gleich eifersüchtig, gleich ohnmächtig, stets an der französischen Leine gehen. Auch Karl Albert äußerte sich später: „Die Franzosen wollen die Gaise und das Kraut erhalten, den einen durch den anderen aufreiben, um selber den Löwenantheil zu bekommen.“ Friedrich sollte in Schlesien nicht zu mächtig werden! Eines Tages fiel dem französischen Gesandten Valori während des Gespräches mit Friedrich, ohne daß er es bemerkte, ein Papier aus der Tasche, Friedrich bedeckte es sogleich mit dem Fuße; der Gesandte entfernte sich, Friedrich öffnete das Schreiben, es enthielt die Weisung an den Gesandten, alles zu thun, daß Friedrich Glatz nicht bekomme. Friedrich wollte nun den Franzosen im Betrügen zuvorkommen, zugleich war er aber entschlossen, auch Oesterreich zu täuschen. Maria Theresia dagegen meinte es ehrlich. Franz Stephan schrieb sogleich nach dem Kleinschnellendorfer Abkommen vertraulich an den Preußenkönig; dieser aber verhöhnte den Schreiber. Das Gefühl des Unrechts, das er an Oesterreich begangen, ließ ihn nicht glauben, daß Oesterreich es je ehrlich mit ihm meinen könne. Darum war er gleich anfangs entschlossen, den Vertrag von Kleinschnellendorf zu brechen. Den Vorwand dazu verschaffte er sich in der Bedingung, daß der Vertrag verschwiegen bleiben müsse. Dies war unmöglich, das Geheimniß lag in der Luft, jeder scharfsinnige Kopf konnte es errathen. Friedrich sagt selber: „Ich hatte Grund, dem Hofe zu Wien, dessen Gesinnung mir bekannt war, zu mißtrauen. Ich hielt es darum für klug, über den Vertrag ein unverbrüchliches Stillschweigen zu verlangen; ich sah voraus, daß sie es nicht halten würden, und das sollte mir dann Anlaß geben, selber den Vertrag zu brechen.“ Der eigentliche Zweck der ganzen Betrügerei war, die wichtige Festung Neisse ohne Kampf zu erlangen, sich in Schlesien zu

befestigen und sein erschöpftes Heer ausruhen zu lassen. Kaum hatte Friedrich dies erreicht, so fuhr er Lord Hyndford in Berlin an: „Der Hof in Wien hat unser Geheimniß ausgeplaudert," während dieser doch all' seinen Agenten das tiefste Geheimniß zur Pflicht gemacht hatte, so daß nicht einmal der schlaue Belleisle bestimmte Vermuthungen vom Vertrage hatte.

11.

Die Eroberung von Prag.

Doch wenden wir uns nach Böhmen, das jetzt der Schauplatz des Krieges wurde! Nach Böhmen treibt den Kurfürsten nicht blos der Rath der Franzosen, sondern insbesondere die Sorge vor den Sachsen, welche 21.000 Mann stark entlang der Elbe in Böhmen eingerückt waren. Keiner der Verbündeten traut dem anderen; und wer steht Karl Albert dafür, daß die Sachsen nicht Böhmen für sich behalten? Also bricht er von Linz gegen Böhmen auf. Die Vorhut der Bayern und Franzosen steht unter dem Grafen Moriz, dem nachmaligen Marschall von Sachsen, demselben, der später als einer der ersten Krieger Frankreichs glänzen sollte. Ein natürlicher Sohn des Kurfürsten August des Starken und der schönen Aurora von Königsmark war Moriz schon als Knabe seiner Mutter davongelaufen, um unter Prinz Eugen der Belagerung von Lille beizuwohnen. Später hatte er sich im Kriege gegen die Türken hervorgethan und bei der Belagerung Stralsunds im Jahre 1715 gefochten. Seit 1720 stand er in französischen Diensten, mit Kriegsstudien und Abenteuern beschäftigt. Jetzt zog er von St. Pölten gegen Mautern, setzte dort auf einer Schiffbrücke über die Donau und schlug den Weg gegen Budweis ein. Am 22. September war die Hälfte des bayrisch-französischen Heeres von Linz nach

Enns gezogen, in Ybbs hatte Karl Albert am 11. October die Nachricht erhalten, daß zehn Regimenter aus Italien durch Kärnthen und Tyrol gegen Bayern marſchirten; er ſandte darum vier Bataillone zur Vertheidigung ſeines Landes zurück; auch vom Heere, das ſich in Amberg ſammelte, wurden drei Bataillone und drei Schwadronen nach Bayern zurückgeſchickt. Karl Albert ſelber überſchritt die Donau bei Mauthhauſen und wandte ſich über Freiſtadt nach Böhmen; ebendahin zog eine Abtheilung Franzoſen von Donauwörth aus unter Polaſtron. Alſo vier Armeen, ungefähr 80.000 Mann ſtark, haben alle Prag zum Ziele; aber auch Neipperg, der jetzt aus Schleſien heranrückt, zieht auf Prag los. Leider geht er mit allzu bedächtiger Langſamkeit vorwärts, hält er zu viele Raſttage. Freilich ſind auch Wetter und Wege ſchlecht, nicht genug Wagen und Lebensmittel vorhanden. Am 7. November traf Neipperg in Znaim ein, wo Maria Thereſias Gemahl Franz Stephan harrte, um den Oberbefehl zu übernehmen. In Neuhaus ſtieß Feldmarſchall Chriſtian Lobkowitz mit ſeinen Regimentern zu ihnen, und das öſterreichiſche Heer war jetzt 40.000 Mann ſtark, worunter 13.000 Reiter, alſo im Stande, einen tüchtigen Schlag auszuführen, jedenfalls Prag zu retten, wenn raſch vorangegangen wurde. Darauf drang Maria Thereſia: „nicht zu viel tandeln," ſchrieb ſie; Prag müſſe um jeden Preis gerettet werden. Leider raſtete man wieder vier Tage in Neuhaus und traf erſt am 23. in Tabor ein. Was nützte es, daß man ein fliegendes Corps unter Feldmarſchall-Lieutenant Kolowrat zur Verſtärkung nach Prag entſandte, es war für den Zweck zu wenig! Graf Ogilvy, der Commandant von Prag, hatte nur 2500 neu eingereihte und noch wenig geſchulte Soldaten zur Verfügung, die überdies ſeit ſechzehn Tagen ohne Ablöſung im Dienſte ſtanden. Die Studenten waren willig, aus den Bürgern

aber konnte er wenig machen, und so ließ sich denn das Schicksal Prags voraussehen.

Am 19. trafen verschiedene feindliche Abtheilungen vor Prag ein, am 23. bezog der Kurfürst sein Lager auf dem weißen Berge. Die Oesterreicher waren nicht mehr ferne, in Beneschau, an eine regelmäßige Belagerung war also zunächst nicht zu denken; Schmettau, Graf Moriz von Sachsen und Rutowski, ebenfalls ein unehelicher Sohn August des Starken, drangen auf einen Handstreich. Bayern und Franzosen wollten anfangs nichts davon wissen; als aber Rutowski erklärte, dann werde er Prag allein nehmen, so mochten Bayern und Franzosen dies nicht zugeben, und so ward denn der Angriff auf die Nacht vom 25. verabredet. Es sollten zwei Hauptangriffe gegen das Karlsthor auf dem Hradschin und gegen den Pořič der Neustadt durch zwei Scheinangriffe gegen das Reichsthor auf dem Laurenzerberge und gegen das Kornthor verdeckt werden. Es war eine schöne Mondnacht, deren Stille plötzlich durch eine furchtbare Kanonade unterbrochen wurde. Während die Besatzung sich dahin wandte, woher der Hauptangriff zu kommen schien, erkletterte der Oberstlieutenant Chevert mit seinen Grenadieren den Wall auf zwei Leitern. Eine derselben brach; auf die zehn Grenadiere, die schon oben waren, gab die Schildwache Feuer, Chevert ließ seine Soldaten sich auf die Brustwehr niederlegen; die gebrochene Leiter war bald brauchbar gemacht, andere rückten nach, die Wache ward überwältigt, das Neuthor geöffnet und Moriz von Sachsen drang an der Spitze der französischen Cavallerie auf den Altstädter Ring. Viel heftiger war der Kampf beim Karlsthor, gegen welches Graf Karl Rutowski seine Sachsen anführte. Diese bekamen eine volle Lage, fünfzig fielen, die anderen flohen zurück. Doch sammelten die Officiere ihre Leute wieder, das Thor ward genommen, und

Ogilvy mußte sich sammt der Besatzung, von der übrigens nur acht Mann im Kampfe geblieben waren, kriegsgefangen ergeben. Auch die Bürger Prags hatten an dem Kampfe Theil genommen, 8000 von ihnen die Wälle besetzen müssen und der kurze Nachtkampf hatte 21 Opfer gekostet; allein nachdem die Thore geöffnet waren, hatten sie sich sogleich in ihre Häuser begeben und niemand fragte nach ihnen. Die Eroberer hielten strenge Mannszucht. „Nie hat eine Stadt", versichert der gleichzeitige Geschichtschreiber Pelzel, „die mit Sturm eingenommen worden, so wenig gelitten; es wurde kein Haus geplündert, keinem Bürger ein Leid zugefügt." Um 8 Uhr früh gingen die Einwohner bereits wieder ihren Geschäften nach.

In Paris erregte die Eroberung Prags unermeßlichen Jubel! Für Maria Theresia war sie ein schmerzlicher Schlag, Thränen entstürzten ihr, doch erhob sich ihre Seele bald wieder zu kühnen Entschlüssen: „Mein Vorsatz ist gefaßt", schrieb sie, „alles aufs Spiel zu setzen und zu verlieren, um mir Böhmen zu retten, und auf dieses Ziel müssen eure Maßregeln gerichtet sein. Eher sollen alle meine Heere vernichtet werden, als daß ich irgend etwas abtrete. Ihr werdet sagen, daß ich grausam sei. Es ist wahr; ich weiß aber auch, daß ich alle die Grausamkeiten, welche ich jetzt begehen lasse, um mir das Land zu erhalten, daß ich sie alle hundertfältig zu vergüten im Stande sein werde. Das will ich thun; jetzt aber verschließe ich mein Herz dem Mitleide." Man sieht, wie ihr edles Herz voll tiefen Gefühls für die Leiden ihrer Unterthanen im Widerstreite ist mit ihrem kühnen Geiste. Franz Stephan faßte jetzt den klugen Entschluß, die Gebirgslandschaften und Hochebenen von Strakonitz bis Moldautein zu besetzen, und dem Feinde dadurch die Verbindung mit Oberösterreich abzuschneiden. Den Rücken hatten die Oesterreicher gegen die Donau gekehrt, der rechte

Flügel war durch die Moräste bei Wittingau gedeckt, der linke von der Moldau und von Budweis, die Front von Tabor. So deckten sie das Unternehmen Khevenhüllers gegen die Franzosen an der Donau, stießen an Oesterreich, woher sie fortwährend Lebens- und Hilfsmittel bezogen, und behielten doch einen Fuß in Böhmen. Friedrich II. spricht sein hohes Lob über die Wahl dieser Stellung aus.

Belleisle, der am 29. November in Prag eintraf, sah die Nothwendigkeit ein, die Oesterreicher aus einer so vortheilhaften Stellung zu vertreiben: man müsse um jeden Preis die freie Verbindung mit Linz wieder herstellen. Auch Friedrich II. sandte Leopold von Dessau nach Prag, obschon er mit den Oesterreichern den Vertrag von Kleinschnellendorf abgeschlossen hatte. Preußen, Sachsen, Franzosen, Bayern, alle müßten sich aufmachen, um die Oesterreicher zu vertreiben. Belleisle jubelte: jetzt sehe man, daß das Gerücht von der Ausgleichung Friedrichs mit Maria Theresia grundlos sei. Karl Albert aber schwelgte wieder in einem kurzen Traume von Macht und Herrlichkeit. Vor kurzem hatte er sich als Erzherzog von Oesterreich huldigen lassen, jetzt am 7. December 1741 ließ er sich in den Straßen Prags durch einen Herold als König von Böhmen ausrufen. Einige von den böhmischen Herren erschienen, um ihm ihre Aufwartung zu machen, und wurden gnädigst aufgenommen; die Bürger der drei Prager Städte dagegen wurden mit einer Rüge abgewiesen, weil sie nach ihrem alten Gebrauche und ihrer Freiheit mit dem Degen an der Seite erschienen waren. Den 19. December bestimmte Karl Albert zur Huldigung. Leider war es kein geringer Theil des böhmischen Adels, der von seiner rechtmäßigen Herrscherin abfiel und sich beim Eroberer zur Huldigung drängte, sich um Ehrenämter bewarb! Es wurde auch ein Landtag gehalten, der das eigenthümliche hatte, daß

der Vortrag in französischer Sprache verlesen ward; man verlangte und erhielt von den böhmischen Ständen für das erste Halbjahr 6,000.000 Gulden.

12.

Karl Albert wird Kaiser.

Unmittelbar darauf reiste der neue König nach München, noch höheren Ehren, denen des Kaiserthumes, entgegen sehend. Der Weg ging über Dresden, wo er den König von Polen besuchte. Am 3. Januar traf Karl Albert in München ein, gab schnell einige nöthige Anordnungen, eilte dann zu seinem Vetter, dem Kurfürsten von der Pfalz, nach Mannheim, um die Kaiserwahl abzuwarten. Belleisle, der von Prag wieder nach Frankfurt geeilt war, hatte hier alles angewendet, um seinem Schützlinge die Krone zu sichern. Am 24. Januar 1742 fand die Wahl statt; Bayern und Pfalz, Cöln, Sachsen und Brandenburg waren an und für sich schon einig, Mainz und Trier wurden durch Drohungen eingeschüchtert, Hannover hatte den bekannten Vertrag geschlossen und so wurde Karl Albert einstimmig gewählt. Die böhmische Wahlstimme ward durch Beschluß des Kur-Collegiums außer Kraft gesetzt.

Am 12. Februar wurde der neue Kaiser von Frankreichs oder Belleisles Gnaden gekrönt; er nannte sich Karl VII. Ein Anwesender schreibt über die Krönung: „Als die Ceremonien in der Kirche zu Ende waren, ging der Kaiser zu Fuß auf einer von Brettern gemachten Brücke, welche mit schwarz, blau, gelb und weißem Tuche bedeckt war, bis nach dem Rathhause. Hier hätten Sie das neue Oberhaupt des deutschen Reiches in der Kleidung der alten Kaiser, mit der Krone des großen Kaisers

Karl auf dem Haupte, ſehen ſollen! Dieſe Krone ſoll wenigſtens 14 Pfund wiegen; alſo daß man es in der That eine Laſt nennen kann, die Kaiſerkrone zu tragen. Rechnet man dazu noch den Mantel, das Kleid, die Fußſohlen und den ganzen heiligen Ornat, der nach der alten Mode mit Gold und Perlen beſetzt iſt, ſo macht dieſes alles ein rechtes Geſchleppe aus, welches den Gang des Kaiſers nicht wenig beſchwerte, zumal derſelbe ohnedem ſich nicht wohlauf befand und während dieſer Herrlichkeiten mit einer ſtarken Kolik geplagt wurde. O wie ſehr betrügt man ſich, wenn man einer Krone die höchſte menſchliche Glückſeligkeit zuſchreibt! In dieſem Aufzuge kam der Kaiſer unter ſtetem Zurufen auf das Rathhaus. Die Leibwachen, die Soldaten, die Bürger, alles hatte Mühe, der eindringenden Macht des Pöbels Widerſtand zu leiſten. Es galt demſelben um das Tuch, womit die Brücke belegt war, welches gleich hinter dem Kaiſer eiligſt weggeſchnitten wurde. Nachdem der Kaiſer ſich in einem beſonderen Zimmer ein wenig ausgeruht hatte, zeigte er ſich an einem Fenſter in dem großen Saale, um die Verrichtungen der Erzämter mit anzuſehen. Er begrüßte die Frau Belleisle, welche nebenan im Hauſe von Limpurg am Fenſter lag, und winkte ihr huldreich mit der Hand, als ob er ihr gleichſam damit ihren Antheil an dem allgemeinen Frohlocken anweiſen wollte.“ Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth, Friedrichs geiſtreiche und boshafte Schweſter, die damals ebenfalls in Frankfurt war, ſchreibt über die Feſtlichkeiten: „Der arme Kaiſer konnte nicht der ganzen Freude genießen, welche dieſe Ceremonie ihm eigentlich einflößen mußte. Er litt furchtbar an der Gicht und konnte ſich kaum aufrecht erhalten. Die Kaiſerin iſt von kleiner Geſtalt und ſo umfangreich, daß ſie wie eine Kugel ausſieht.“ Feſte folgten auf Feſte, natürlich auf Koſten der Franzoſen, denn der Bayer hatte ja kein Geld; ſo am 28. ein Maskenball, auf

welchem Kur-Cöln mit Wilhelmine tanzte! Kaiſermacher Belleisle ſpielte natürlich die große Rolle.

Alſo Erzherzog von Oeſterreich, König von Böhmen und römiſcher Kaiſer und doch im Ganzen ein armer Mann, den der Purpur ſchwer drückt, und auf die ſchwindelnde Höhe folgt der tiefe Fall und das Ende in Armuth und Noth und der Tod am gebrochenen Herzen!

13.

Die Oeſterreicher in München.

In die Feſtklänge zu Frankfurt tönte auf einmal der Schreckensruf: „Die Oeſterreicher ſind in München!“ So war es in der That. Während Karl Albert fremdem Gute und dem Phantome der Kaiſerkrone nachjagte, verlor er ſein Stammland; während er die Weltkugel, das Zeichen, daß alles ſeiner Herrſchaft unterworfen ſei, in der Hand trug, hatte er keinen Flecken Land mehr, den er ſein eigen nennen konnte! Darum erſchien auf einer Denkmünze jener Zeit auf der einen Seite das Bildniß Franz Stephans mit der Umſchrift: „Aut Caesar aut nihil“ (entweder Kaiſer oder nichts), auf der anderen Seite war das Bildniß Karls VII. mit der Umſchrift: „Et Caesar et nihil“ (ſowohl Kaiſer als nichts). Während in Böhmen Vorpoſtengefechte zwiſchen beiden Parteien vorfielen, verließ Khevenhüller mit 15.000 Mann gegen Ende December 1741 Wien und warf in wenigen Tagen die vorgeſchobenen Poſten der Franzoſen und Bayern nach Linz zurück. Menzel, Bärenklau und Trenk zeichneten ſich namentlich darin aus, die Franzoſen zu überraſchen; in wenigen Tagen hatten ſie ihnen 1643 Mann getödtet oder gefangen genommen. Khevenhüller verſtand es trefflich, die neu ausgehobene Mannſchaft mit

den regulären und geschulten Truppen wirksam zu vereinigen. In der höchsten Noth hatte Maria Thereſia beſchloſſen, Italien ſich ſelbſt zu überlaſſen und die dort ſtehenden Regimenter nach Oeſterreich zurückzurufen. Am 12. December trafen ſie in Villach ein, Ende December vereinten ſie ſich mit dem Heere Khevenhüllers in Waidhofen. Dieſer fühlte ſich jetzt ſtark genug, Linz anzugreifen und eine Abtheilung unter Bärenklau, einem umſichtigen und höchſt thatkräftigen Führer, gegen Schärding zu entſenden.

Linz war als ſtrategiſcher Punct für die Feinde ſehr wichtig und ſie ſuchten es natürlich um jeden Preis zu halten. Zuerſt erzwang jedoch Khevenhüller in glänzender Weiſe den Uebergang über die Enns, dann folgte vom 2. Januar eine Reihe von Kämpfen um Linz, um welches die Franzoſen gute und ſtarke Feldverſchanzungen gebaut hatten. Als der franzöſiſche Commandant Segur zur Uebergabe aufgefordert wurde, erklärte er, den nächſten, der ihm etwas derart ſagen würde, aufhängen zu laſſen. Ein Ausfall folgte dem anderen, ſie wurden alle zurückgeſchlagen; am 23. Januar nahmen die Oeſterreicher ſchon die Vorſtädte, da ſchlug Segur Chamade; die Franzoſen übergaben die Stadt und durften gegen das Verſprechen, ein Jahr lang nicht gegen Oeſterreich zu kämpfen, frei abziehen. „Die Welt hörte zum Erſtaunen“, ſagt Friedrich II., „daß 15.000 Oeſterreicher 15.000 Franzoſen in Linz blockirten. So ſehr kann ein einzelner Mann ſeinem Heere das Uebergewicht über die Truppen ſeines Feindes verſchaffen.“

Indeſſen hatte Bärenklau am 7. Januar 1742 Schärding, das Thor von Bayern, genommen. Die Regierung bot in der Noth Landfahnen und Schützen auf — umſonſt! Menzel erklärte, daß er ſie nicht als Milizen behandeln, ſondern mit Schwert und Feuer wüthen werde, wo die Bauern ſich gegen

ihn erheben würden. Der bayrische General Törring eilte aus Böhmen herbei, wollte in der Nacht vom 16. auf den 17. Januar Schärding überfallen, allein Bärenklau war wachsam; der Versuch mißlang und der kühne unternehmende Mann ging sogleich von der Vertheidigung zum Angriff über und warf die Bayern bis an den Rottfluß. Dort kamen sie zwischen Bärenklau und Menzel in die Mitte; ein panischer Schrecken ergriff die Bayern, sie warfen die Gewehre weg, jeder suchte sich zu retten, wie er konnte, eine Menge wurde niedergehauen. Die Oesterreicher eroberten 5 Kanonen, 1 Haubitze und 10 Fahnen. Am 25. Januar nahm Bärenklau Passau und Oberhaus und gewann 50 Kanonen. Am 12. Februar erschien Menzel vor den Mauern von München. Die Stadt ergab sich, als Menzel Sicherheit der Person und des Eigenthums, Achtung der städtischen Freiheiten, Schonung der kurfürstlichen Schlösser versprach und daß kein Bayer in österreichischen Kriegsdienst gezwungen werden solle. Nirgends leisteten die Bayern mehr Widerstand oder sie wurden, wie bei Mainburg, beim ersten Anlaufe auseinandergesprengt. Das Landvolk ward entwaffnet. Schon wollte Khevenhüller die Franzosen angreifen, die unter Harcourt heranrückten, als er einen Theil seines Heeres gegen die Preußen nach Mähren entsenden mußte. Der seines Stammlandes beraubte Kaiser hatte einen Nothschrei an seine Verbündeten gesandt, ihn in der Bedrängniß nicht zu verlassen, insbesondere an Friedrich II., er solle ihn durch einen Einfall in Mähren oder Böhmen retten.

14.

Friedrich II. bricht den Kleinſchnellendorfer Vertrag.

Friedrich II. vollzog jetzt den Wortbruch, den er bei Abſchließung des Kleinſchnellendorfer Vertrages gleich von Anfang im Sinne gehabt. Sobald er den Vortheil desſelben im ſichern hatte, brach er ſein Wort. Am 28. October ſchloß er ein noch innigeres Bündniß mit Frankreich, am 30. zogen ſeine Truppen in Neiſſe ein, am 1. November ging er mit dem Sachſen — dem „König von Mähren!“ — ein geheimes Schutz- und Trutzbündniß ein. Am 4. November ſchloß er in Breslau einen neuen Vertrag mit Karl Albert, worin er ihm ſeine Stimme zur Kaiſerwahl verſprach, wofür ihm Karl Albert als König von Böhmen die Grafſchaft Glatz, die aber ſammt der Veſte Glatz den Oeſterreichern erſt entriſſen werden mußte, um 400.000 Thaler überließ und ihm zugleich für ſeine Staaten das „jus de non appellando“ und freie Werbung durch ganz Deutſchland verſprach. Alſo Friedrich riß ſich in dieſem Vertrage los vom Reichsverbande, denn man durfte jetzt nicht mehr von ihm an den Kaiſer appelliren, und der ſchwache Karl Albert gab wichtige Reichsrechte auf, um Kaiſer zu bleiben und König von Böhmen zu werden! Friedrich hatte alſo im nämlichen Augenblicke, in dem er mit Maria Thereſia einen Vertrag abgeſchloſſen hatte, ihre Feinde ermuthigt und aufgefordert, ſich auf ſie loszuſtürzen. „Wenn durch Ehrlichkeit etwas zu gewinnen iſt“, ſchreibt er an ſeinen Miniſter Podewils, „ſo wollen wir ehrlich ſein; iſt es hingegen nothwendig zu täuſchen, ſo ſeien wir Betrüger.“ Im Vertrag von Kleinſchnellendorf hatte Friedrich ſtillſchweigend Maria Thereſia als Königin von Böhmen anerkannt, nichts deſto weniger ſchickte er gleich nachher den Prinzen

Leopold von Deſſau mit 12.000 Mann nach Böhmen, um dort Winterquartiere zu beziehen. Am 26. November griff er einzelne Abtheilungen der Oeſterreicher an und gab Schwerin Befehl, Troppau wegzunehmen, und dem Deſſauer, Glatz einzuſchließen; müßten ſie ſich aber vor den Oeſterreichern zurückziehen, ſo ſollten ſie das Land ſo ruiniren, daß die Oeſterreicher keinen Unterhalt mehr darin fänden. Am 27. December beſetzte Schwerin Olmütz, deſſen Beſatzung zu ſchwach war zum Widerſtande und nach Vertrag frei abzog, und nahm Winterquartiere in Mähren. In Böhmen aber lagen den Winter von 1741 auf 1742 über fünf verſchiedene Kriegsvölker im Quartier: die Oeſterreicher, die in Budweis ſtanden; Franzoſen, Bayern und Sachſen, die im allgemeinen gute Mannszucht hielten, ſo daß ſich die Einwohner nicht zu beklagen hatten; endlich 12.000 Preußen in Königgrätz, Pardubitz, Leitmeritz und Bunzlau unter dem alten Deſſauer. Der aber hauſte in Böhmen wie in Feindesland, hob junge Burſchen gewaltſam aus und ſteckte ſie in preußiſche Regimenter, und raubte und plünderte trotz einem Schweden im dreißigjährigen Kriege; konnte er doch in kurzer Zeit dem Könige 60.000 Thaler als ſeinen Antheil am Raube ſenden. Der neue Böhmenkönig, Karl Albert, beſchwerte ſich bitter bei Friedrich, daß man ſeine Unterthanen in Verzweiflung bringe. Friedrich ſchrieb nun an den Deſſauer, er ſolle mehr methodiſch verfahren und das Huhn rupfen, ohne daß es ſchreie.

„Der Einmarſch in Mähren", ſchreibt Friedrich von ſich ſelbſt, „war das einzige, was die Umſtände erlaubten, weil dadurch der König ſich nothwendiger machte und ſich in die Lage verſetzte, von beiden Parteien gleich dringend geſucht zu werden. Daher entſchloß er ſich zu dieſer Unternehmung, wobei er ſich zugleich vorſetzte, ſo wenig als möglich von ſeinen eigenen

Truppen, und ſo viel als möglich von den Alliirten zu verwenden.“ Khevenhüller ſollte gezwungen werden, von Linz abzuſtehen, oder Broglie Luft gemacht werden, den Bayern zu Hilfe zu kommen.

Am 20. Januar 1742 war Friedrich II. in Dresden, um die Sachſen zu einem Einfall in Mähren anzutreiben: „von allen Seiten her müſſe man die Standquartiere der Oeſterreicher überfallen, Broglie ſolle von der Seite von Frauenberg angreifen und die Preußen und Sachſen ſie bei Iglau in die Flanke nehmen.“ Moriz von Sachſen und Brühl trauten Friedrich nicht recht, ſchützten den Winter und Mangel an Lebensmitteln vor. Während dieſer Verhandlungen trat Auguſt III. in das Zimmer. Friedrich ſchildert nun ſich ſelber wie einen Theriakkrämer, der ſeine Waare aufs beſtmöglichſte anpries und vorzüglich darauf beſtand, daß der König von Polen niemals Mähren bekommen würde, wenn er ſich nicht die Mühe gebe, es zu nehmen, „Auguſt III. ſagte zu allem ja und ſah dabei aus, als wäre er überzeugt; doch war etwas in ſeinem Blicke, welches Langeweile anzeigte. Brühl, den dieſes Geſpräch beunruhigte, unterbrach es, indem er ſeinem Herrn ankündigte, die Oper würde anfangen. Nun hätten zehn Königreiche, die zu erobern geſtanden, den König von Polen nicht eine Minute länger zurückgehalten.“ Am andern Morgen gewann Friedrich des Königs Liebling Guarini und erreichte ſeinen Zweck, ſiegte über die üble Geſinnung des Grafen Brühl, über die Bedenken des Moriz von Sachſen und über die Unentſchloſſenheit Auguſts III. „Ich will Bayern retten und die Franzoſen in Linz,“ war des Königs Rede, „verweigert Ihr mir die Hilfe, ſo waſche ich meine Hände in Unſchuld.“ Natürlich gab der König von Preußen beim gemeinſamen Unternehmen den Ton an; denn „wo der König von Preußen erſcheint, muß er commandiren.“

Von Dresden eilte Friedrich nach Prag, um alles zu verabreden. Broglie, der französische Commandant nach Belleisles Abgang nach Frankfurt, wollte wenig von dem Plane wissen, er traute Friedrich nicht. Deßungeachtet kam eine Verabredung zu Stande. Von Prag eilte Friedrich durch seine Standquartiere in Böhmen; unterwegs erfuhr er, daß Glatz übergegangen sei, nämlich die Stadt, die Citadelle hielt sich noch bis zum 28. April. Oberstlieutenant Fontanella und seine 2000 Oesterreicher thaten ihre Pflicht gleich Helden mit beispielloser Ausdauer und wurden nur durch den Hunger bezwungen; von 2000 waren zuletzt nur noch 260 dienstfähig, und von diesen trafen nur noch zehn gesund in Brünn ein!

Am 28. Januar war Friedrich in Olmütz. Dort wollte er sein Heer sammeln, 15.000 Preußen, 13.000 Sachsen, 5000 Franzosen; er gedachte mit diesen 33.000 Mann Maria Theresia Böhmen und Mähren zu entreißen, zugleich Linz zu retten und für sich selber neue Vortheile herauszuschlagen. Doch Linz war schon übergegangen. Maria Theresia bot 40.000 Ungarn auf, eine Abtheilung derselben solle durch Hradisch in Mähren eindringen, die andere durch den Paß von Jablunka gehen und in Oberschlesien der preußischen Armee in den Rücken fallen, während Lobkowitz aus Böhmen anrücken würde, dieselben von vorne anzugreifen. Friedrich sandte seine Reiter an die ungarische Grenze, seine Husaren drangen bis Stockerau vor. Am 5. Februar brach Friedrich selber von Olmütz auf, in Großbidesch vereinte er sich mit Franzosen und Sachsen, ließ Brünn, das General Roth vertheidigte, links liegen und suchte Iglau mit dessen großen Kriegsvorräthen zu nehmen. Lobkowitz zog sich nach Neuhaus zurück und rettete seine Magazine. Es hätte manches geschehen können, wäre nur Einigkeit unter den Verbündeten gewesen; aber die Sachsen waren einmal unzu-

frieden, daß sie hinter den Preußen herziehen mußten und dann in den Quartieren, in welchen die Preußen alles ausgeraubt hatten, nichts fanden. In Iglau wollten die Sachsen nicht weiter, sie hätten jetzt festen Fuß in Mähren und das genüge. Der König erwirkt von Dresden neuen Befehl, daß die Sachsen vorrücken; man will Brünn nehmen, das Roth tapfer vertheidigt, es fehlt aber an schwerem Geschütz. Friedrich klagt: „Man hat den König von Polen um Kanonen gebeten, er schlug sie ab, weil es ihm an Geld fehle, und doch hatte er so eben 400.000 Thaler zum Ankaufe eines großen grünen Diamanten verwandt!“ Endlich ziehen die Sachsen von Friedrich ab, um zu Broglie zu stoßen, der in seiner eigenen Stellung bedroht ist. Und nun zog sich ein Gewitter gegen Friedrich zusammen. Herr von Bülow, so erzählt König Friedrich selbst, der als sächsischer Minister dem Könige folgte, sagte ihm, als er ihn im Begriffe sah, Mähren zu verlassen: „Aber Sire, wer wird denn meinem Herrn die Krone aufsetzen?“ Der König antwortete ihm: „Man gewinnt keine Kronen, als nur mit grobem Geschütze, und es ist der Sachsen eigene Schuld, wenn es ihnen zur Einnahme von Brünn daran gefehlt hat.“ Friedrich mußte eilen, um seine Quartiere in Böhmen zu erreichen. Mit den anziehenden Oesterreichern erhoben sich überall die erbitterten Mährer gegen die Sachsen und ihn. Von den Sachsen, nachdem sie sich von den Preußen getrennt hatten, erreichten kaum 7000 Böhmen. Die Preußen mußten sich in den Dörfern, wo sie übernachteten, immer verbarrikadiren. Friedrich ist erbittert über den ganzen Gang der Dinge: „Mähren,“ schreibt er an seinen Freund Jordan, „ist ein böses Land, und konnte wegen Mangels an Lebensmitteln nicht behauptet werden; die Stadt Brünn konnte nicht genommen werden, weil die Sachsen keine Kanonen hatten, und wenn man eine Stadt haben will, muß man zuerst ein Loch

machen, um hineinzukommen. Uebrigens ist das Land so verwüstet, daß die Oesterreicher sich darin nicht halten können." Später schrieb er: „der Winterfeldzug in Mähren mißlang, weil die Franzosen wie Narren sich benahmen, und die Sachsen wie Verräther."

15.

Die Schlacht bei Czaslau. Der Friede von Breslau.

An der Spitze des österreichischen Heeres, das jetzt gegen Friedrich anrückte, stand nicht mehr Neipperg, sondern der Bruder von Franz Stephan, Prinz Karl von Lothringen. Weil der Kleinschnellendorfer Vertrag ein Geheimniß war, so litt Neipperg unter dem falschen Verdachte, er habe Schlesien an Preußen überliefert, und Maria Theresia konnte ihn nicht mehr im Commando belassen; sie ernannte ihn deshalb zum Statthalter in Luxemburg und schenkte ihm bis an sein Ende ihr Vertrauen.

Prinz Karl war anfangs unschlüssig, was er thun solle. Er schrieb nach Wien: „Rücke ich nach Iglau gegen die Sachsen, so wird Broglie in meinem Rücken Budweis nehmen und mir die Verbindung mit Oberösterreich abschneiden, und da die Preußen gegen Znaim im Marsch sind, so verliere ich zugleich die Verbindung mit Mähren. Wende ich mich gegen die Preußen, so muß ich Böhmen verlassen; die Franzosen werden mir folgen und da der größte Theil meiner Truppen aus Böhmen besteht, so ist ein starkes Ausreißen bei Verlaß des Landes zu befürchten. Greife ich die Franzosen an, so können sich die Preußen und Sachsen hinter meinem Rücken bei Freistadt vereinigen." Ein Kriegsrath am 4. März in Neuhaus entschied, daß man sich zum Schutze von Wien und Oesterreich gegen die Sachsen und Preußen

wenden müsse. Feldmarschall-Lieutenant Graf Browne, der nicht beim Kriegsrath war, erklärte sich wider den Zug gegen die Sachsen und Preußen; man solle sich schnell auf Broglie werfen, ihn schlagen, die Sachsen würden dann von selbst sich zurückziehen, und die sich selbst überlassenen Preußen würden sich hüten, weiter vorzurücken. Nach Beschluß des Kriegsrathes ließ man denn 10.000 Mann unter Lobkowitz in Böhmen, das Hauptheer wandte sich, 30.000 Mann stark, nach Mähren, das Friedrich jetzt verlassen mußte. Von seinem Nachtrab nahmen die Oesterreicher 60 Kanonen und 600 Wagen weg, während sie selber überall von den Mährern mit Jubel empfangen wurden. Mit Mühe erreichten die Preußen Chrudim in Böhmen, wo sie ihre Magazine hatten, und Friedrich Verstärkungen aus Schlesien an sich zog. Während dessen ging Eger an die Franzosen verloren; Broglie wollte den Rücken frei haben und sandte darum Moriz von Sachsen gegen diese wichtige Festung, die Oberst Doffing mit 809 Oesterreichern, meist Invaliden, umsichtig und entschlossen vom 2. bis 22. April vertheidigte. Erst als die Stadt unmöglich länger zu halten war, capitulirte er und zog mit 700 Mann, mit Gewehr und Gepäck und kriegerischen Ehren ab.

Der Feldzug in Mähren war fehlgeschlagen, mit Franzosen und Sachsen stand Friedrich auf gespanntem Fuße, darum drückte er jetzt Lord Hyndford seine Geneigtheit aus, Frieden zu schließen. Noch immer waren die Engländer der Ansicht, Maria Theresia müsse sich mit Friedrich vertragen, dann erst könne man gemeinsam die Franzosen demüthigen; darum suchten sie noch immer, zwischen beiden zu vermitteln. Friedrich verlangte Oberschlesien und Glatz, denn ohne dieses sei Niederschlesien nicht zu behaupten, zudem zwei Kreise in Böhmen an der oberen Elbe. Hyndford entgegnete, Friedrich solle dann mit

seinem Heere auf die Seite Maria Theresias treten. Das verwarf der König unbedingt: „Wenn die Königin nicht stark genug ist, Franzosen und Sachsen zurückzuweisen, wie will sie ihnen widerstehen, wenn ich mit ihnen verbunden bin? Fühlt sie sich stark genug, uns allen Widerstand zu leisten, so muß sie um so leichter jene allein besiegen. Meinen Beistand braucht sie nicht, meine Neutralität schon verschafft ihr den Sieg.“ Man konnte sich also nicht einigen und eine Schlacht mußte entscheiden. Karl von Lothringen erhielt Befehl in Böhmen einzurücken, die Preußen zu schlagen und Prag zu erobern; er nahm seinen Weg durch Deutschbrod und Zwittau und suchte sich zwischen Prag und die Preußen zu stellen. Friedrich gedachte durch einen Sieg den Abschluß des Friedens zu beschleunigen und eilte ihm entgegen. Beide Heere zogen auf Kuttenberg zu, die Preußen von Osten nach Westen, die Oesterreicher von Süden nach Norden. Wo sich ihre Wege begegneten, mußte es zur Schlacht kommen. Dies geschah am 17. Mai 1742 bei Czaslau, das die Oesterreicher besetzten. Die Schlacht wird auch vom Orte Chotusitz benannt, welcher der Mittelpunct der Preußen war. Beide Theile waren ungefähr 30.000 Mann stark, die Preußen hatten aber 80, die Oesterreicher nur 40 Geschütze. Die Schlacht begann um 7 Uhr mit einer starken Kanonade und währte bis 11 Uhr. Von beiden Seiten wurde mit größter Tapferkeit gestritten, das österreichische Fußvolk hielt Stand gegen das preußische, die österreichische Reiterei warf die preußische und richtete sie zu Grund, versäumte aber über der Plünderung des preußischen Lagers den entscheidenden Augenblick, die Artillerie und eine schöne Wendung des Königs gaben den Ausschlag. Die Oesterreicher räumten das Schlachtfeld und nahmen in geordnetem Rückzuge Stellung hinter Czaslau. Die Preußen hatten 1000 Todte und Verwundete mehr als die

Oeſterreicher, dieſe hatten aber 2400 Gefangene mehr verloren und 18 Kanonen.

Der König war nicht im Stande geweſen, ſeinen Gegner zu vernichten, die Königin hatte das Anrücken eines neuen franzöſiſchen Heeres zu befürchten. Beide Theile waren alſo getrieben, ſich zu vertragen, und von neuem begannen die Friedensverhandlungen zwiſchen Podewils und Hyndford zu Breslau, aber im tiefſten Geheimniß. Deßungeachtet mahnte Friedrich Broglie, die Oeſterreicher anzugreifen. Die Franzoſen thaten es auch und griffen Lobkowitz an, welcher Frauenberg belagerte, und zwangen ihn, ſich zurückzuziehen. Bei Sahai kam es zum Gefecht; die Oeſterreicher verloren 100 Todte, die Franzoſen aber prahlten mit dem großen Siege von Sahai. Friedrich warnte die Franzoſen, als Karl von Lothringen Lobkowitz zu Hilfe zog. Die Oeſterreicher drängten die Franzoſen gegen Prag und nahmen ihnen viel Gepäck weg. Als die franzöſiſche Beſatzung in Piſek ſich nicht ergeben wollte, ſchwammen die Croaten unter Nádasdy über den Fluß, ſtiegen einer über die Schultern des anderen auf die Mauer und nahmen den Platz.

10.000 Mann Verſtärkung hatten Prag erreicht, Belleisle war wieder in der böhmiſchen Hauptſtadt und trug ſich mit dem Plane eines neuen vereinten Zuges der Franzoſen, Sachſen und Preußen gegen die Oeſterreicher. Als ihm Broglie erklärte, Friedrich gehe mit Verrath um, eilte Belleisle, der ſich große Gewalt über den König zutraute, in das preußiſche Lager, verhandelte drei Tage mit ihm — vergebens. Friedrich klagt über die Falſchheit der Franzoſen und beruft ſich auf viele Beweiſe davon; ſo habe der franzöſiſche Geſandte in Petersburg der ruſſiſchen Kaiſerin erklärt: das ſicherſte Mittel, ſich mit Schweden auszuſöhnen, ſei, dieſe Macht mit Pommern auf Koſten des Königs von Preußen zu entſchädigen. Cardinal

Tencin habe im Namen seines Hofes dem Papste erklärt, Frankreich werde diese Preußen schon wieder niederzuhalten wissen, wie es sie auch erhöht habe. Es wird ferner erzählt, ein österreichischer General sei verwundet in die Hände der Preußen gerathen und von Friedrich besucht worden. „Wie Schade ist es," habe der Oesterreicher zu Friedrich gesagt „daß Sie und meine Königin einander bekriegen und daß Sie die Franzosen ins Land rufen, die doch nur falsch gegen Sie sind." Und auf die Frage nach dem Beweise der Falschheit habe der Oesterreicher einen Brief von Fleury an Maria Theresia vorgewiesen, worin dieser ihr den Frieden antrug; mit ihrem preußischen Nachbar könne sie dann machen, was sie wolle. Diesen Brief habe Friedrich Belleisle gezeigt und dieser bittere Flüche über die Friedensliebe des Cardinals ausgestoßen, die ihm alles verderbe. Friedrich sagt: „Ein Hauptgrund des Friedens kam aus dem Finanzfache, welches die stärksten und entscheidendsten Gründe liefert, nämlich der, daß kaum noch 150.000 Thaler im Schatze sich vorräthig fanden; mit einer so geringen Summe konnte man unmöglich die Kosten eines neuen Feldzuges decken und auf ein Anleihen war nicht zu rechnen."

Am 11. Juni verließ Belleisle Kuttenberg, am 15. Juni brachte der Preußenkönig bei einem Bankett einen Toast auf Maria Theresia aus: er habe nie die Absicht gehabt, die Königin zu unterdrücken (!), daher habe er beschlossen, sich mit ihr zu vergleichen und die Vorschläge anzunehmen, welche sie ihm zur Genugthuung für sein Recht (!) gegeben. Der Friede war in der That dem Abschlusse nahe, nur Friedrichs Anspruch auf zwei Kreise in Böhmen hielten selben noch auf. Zwar die Engländer unterstützten Friedrichs Forderungen, allein Maria Theresia war nicht zu bewegen, auch nur einen Schuh Land in Böhmen abzutreten: keine Gewalt der Erde werde sie dazu bringen;

eher wolle sie alles dulden, was entsetzlich und schrecklich ist, und unter den Ruinen Wiens mit dem Schwerte in der Hand sterben. Am 11. Juni wurden denn die Präliminarien des Friedens abgeschlossen: die Königin von Ungarn trat darin für sich und ihre Nachfolger mit voller Souveränität und Unabhängigkeit von der böhmischen Krone das niedere und obere Schlesien bis auf Teschen, Troppau und das Land diesseits der Oppa und des hohen Gebirges an den König von Preußen ab. Die Preußen sind gehalten, 1,700.000 Thaler, welche pfandweise auf Schlesien geliehen sind, den Engländern zurückzuzahlen. Der König verspricht die Erhaltung der katholischen Religion in ihrem bisherigen Zustande, mit Vorbehalt völliger Gewissensfreiheit für die Protestanten. Großbritannien, Rußland und Dänemark sind in den Frieden mit eingeschlossen, Sachsen auch unter der Bedingung, daß es sechzehn Tage nach erhaltener förmlicher Anzeige vom Vertrage seine Truppen aus Böhmen zurückziehe. König Georg II. gewährleistete den Frieden, dessen endgiltiger Abschluß am 28. Juli 1742 in Berlin erfolgte.

So hatte denn Friedrich Schlesien gewonnen, dieses fruchtbare Land von 700 Quadratmeilen mit einem gewerbfleißigen Volke von 1,400.000 Seelen, das in 100 Städten und 5000 Dörfern und Vorwerken wohnte. Preußen war um ein volles Drittheil größer geworden, eine Macht zweiten Ranges. Maria Theresia war nur der Nothwendigkeit gewichen, sie fühlte aber den Verlust tief, ihr Schmerz, sich von treuen Unterthanen trennen zu müssen, war groß. Der englische Gesandte in Wien schrieb an seine Regierung: „Lord Hyndford kann in der Ferne leicht davon reden, daß eine Amputation nöthig ist; wenn man aber einer solchen Operation beiwohnt, so leidet man mit dem Patienten und durch den Patienten. Der Schmerz der Königin ist sehr groß. Alle Uebel scheinen ihr gering gegen die Abtretung

Schleſiens. Sie vergißt die Königin und bricht wie ein Weib in Thränen aus, wenn ſie einen Schleſier ſieht.“

Trotzdem Maria Thereſia dem Preußenkönige dieſes Opfer brachte, ſo war er auch jetzt nicht ehrlich an ihr und ermunterte den Kurfürſten von Sachſen, ja bei dem franzöſiſchen Bündniſſe zu bleiben und den Krieg gegen Maria Thereſia recht kräftig fortzuſetzen, um auch ein Stück Land zu erobern. Was wollte der König mit dieſem Rathe? Er ſagt es ſelber in der Geſchichte ſeiner Zeit: „Je länger der Krieg dauert, deſto mehr erſchöpft das Haus Oeſterreich ſeine Hilfsquellen, und je länger Preußen in Ruhe bleibt, deſto größere Stärke erwirbt es.“ Alſo Friedrich wollte nur ſein erſchöpftes Heer ausruhen laſſen und ſeine Kaſſen wieder füllen, dann wollte er von neuem über das durch den anhaltenden Krieg erſchöpfte Oeſterreich herfallen und den Schiedsrichter in Europa ſpielen! Der Kurfürſt von Sachſen folgte ſeinem Rathe nicht; empört über Friedrichs Treuloſigkeit und froh, aus der Verlegenheit zu kommen, trat er dem Frieden bei und rief ſeine Truppen ſogleich aus Böhmen ab.

Das Aufſehen über dieſen Frieden war natürlich groß. Belleisle fiel in Ohnmacht, der alte Cardinal Fleury brach in Thränen aus. Um die Franzoſen zu beſänftigen, ſagte der Preußenkönig zu ihrem Geſandten Valori, er ſehe ſein Bündniß mit Frankreich noch nicht für gelöſt an, und ſchrieb an den Cardinal Fleury, wie viel er für Frankreich gethan, wie er alle Abſichten ſeines Königs unterſtützt, die Sachſen von der Partei der Königin von Ungarn abgezogen, den König von England, der ihr helfen wollte, in Schranken gehalten, wie er die Wahl und Krönung Karl Alberts beſchleunigt, wie er die Franzoſen in Linz und Prag zu retten und die Oeſterreicher zu vernichten getrachtet habe. Nur die Fehler der Franzoſen, nur die Lahmheit und Verrätherei der Sachſen, nur die Thatkraft Maria

Thereſias und die eigene Noth habe ihn gezwungen, Frieden zu ſchließen. Friedrich werde aber deßungeachtet immerdar den gleichen Eifer beweiſen, den Vortheil des Königs von Frankreich und das Beſte ſeines Reiches zu befördern, und eher ſeine Waffen gegen ſich ſelbſt, als gegen Frankreich führen!

Den Vorwurf des Wortbruches gegen ſeine Verbündeten ſucht Friedrich in der Vorrede zur Geſchichte ſeiner Zeit mit den Worten abzuweiſen: der Privatmann ſei verbunden, ſeinem Worte nachzukommen, ſelbſt wenn er es unbedachtſam gegeben, aber nicht ein Fürſt; denn die Fürſten ſeien nur Diener des Staates, deſſen Wohlfahrt allein ihr unveränderliches Geſetz ſei. Er rüſtete nach dem Frieden ſogleich wieder zu neuem Krieg: Glogau, Brieg, Neiſſe, Glatz und Koſel wurden ganz neu befeſtigt, das Heer durch 18.000 Mann vermehrt, die Truppen, von denen in Schleſien allein 35.000 Mann ſtanden, eifrigſt für den Krieg eingeübt.

16.

Die Franzoſen verlieren Prag.

Wir kehren jetzt wieder nach Böhmen zurück, wo Prinz Karl von Lothringen ſich mit den Schaaren des Fürſten Lobkowitz vereinigt und die Franzoſen unter ſteten Gefechten bei Tag und Nacht zu ihrem großen Verluſte an Mannſchaft und Geſchütz nach Prag zurückgeworfen hat. Die Hauptſtadt Böhmens ward nun von allen Seiten umſchloſſen. Zwar hatte ein franzöſiſches Hilfscorps von 30.000 Mann unter Harcourt das Heer in Böhmen verſtärken ſollen, nachdem es Bayern befreit hätte; allein es gelang ihm nicht, Bayern von den Oeſterreichern zu ſäubern, obſchon Segur unter nichtigen Vorwänden die Capitulation von Linz brach und die Auslieferung von Donauwörth,

Wemding und Rain verweigerte. Harcourt hatte sich mit Törring vereint, jenem bayerischen General, von dem der Volkswitz sagte, er gleiche der Trommel, von der man nur höre, wenn sie geschlagen werde. Obschon Khevenhüller durch Absendung mehrerer Regimenter nach Böhmen und Mähren sein Corps sehr geschwächt hatte, obschon an mehreren Orten in Bayern der gemeine Mann sich erhob und einzelne Soldaten niederschoß, so behauptete er dennoch den Inn, die Isar und die Donau. Einmal am 28. April 1742 räumten die Oesterreicher München und ein Tolpatsche, der zurückgeblieben war, wurde von der Bevölkerung umgebracht. Am 6. Mai kehrten aber die Oesterreicher wieder zurück, erzwangen durch das Karlsthor den Eingang und nur der Fußfall des Bürgermeisters rettete die Stadt vor Plünderung; doch eine starke Kriegssteuer ward erhoben. Die Freude Karls VII. über die Räumung seiner Hauptstadt war also von kurzer Dauer! Und dennoch war das Verhältniß der vereinten französisch-bayerischen Armee zu der Khevenhüllers, wie 30.000 zu 18.000. In der Nacht vom 27. Mai machten die Franzosen einen Versuch auf das Schloß Hilgertsberg; ihre Grenadiere wurden aber von den wachsamen Oesterreichern mit einer vollen Salve in die Front und die Flanke empfangen und flohen augenblicklich mit Zurücklassung von 100 Todten, 150 Verwundeten und 50 Kanonen. Es war dies das letzte Unternehmen Törrings. Seckendorf, früher österreichischer General, übernahm jetzt den Oberbefehl über die Bayern.

Während die Dinge in Bayern so standen, traf Broglie am 13. Juni wieder in Prag ein. Prag und Eger waren in kurzer Zeit allein noch im Besitze der Franzosen. So traf Belleisle die Sachen, als er von Versailles die Weisung erhielt, den Oberbefehl in Böhmen zu übernehmen, Broglie solle an die Spitze der französischen Armee in Bayern treten. Der Befehl

war aber nicht förmlich vom Kriegsminister ausgefertigt und Broglie weigerte sich zu gehorchen, und so war denn in Böhmen wie in Bayern keine Einigkeit unter den Befehlshabern. Broglie wollte nicht gehen, die Officiere wollten nur Belleisle folgen, Belleisle bat sie, um die Disciplin zu erhalten, Broglie zu gehorchen, so lange er in Prag wäre.

Am 27. Juni übernahm Franz Stephan den Oberbefehl über das Belagerungsheer von ungefähr 44.000 Mann, das Hauptquartier war in Motol. Am 17. August begann das Bombardement aus 36 Mörsern und 100 schweren Kanonen. Der Donner der Geschütze war so heftig, daß die Franzosen selbst gestanden, sie hätten nie ein gleiches gehört. Dennoch hielten sie muthig aus. In der Stadt waren die strengsten Vorkehrungen getroffen: die Einwohner mußten ihre sämmtlichen Waffen ausliefern; nachdem der Zapfenstreich geschlagen, durfte sich niemand auf der Gasse blicken lassen; entstand ein Lärm, so war es unter Todesstrafe verboten, aus dem Hause zu gehen oder auch nur aus dem Fenster zu schauen. Dabei hatten die Bürger große Lasten zu tragen; über 7,000.000 Gulden mußten sie nach und nach während der Belagerung steuern. Aber alles das konnte die steigende Noth nicht aufhalten. Den Franzosen fingen die Lebensmittel an zu fehlen und das Futter für die Pferde, darum machten sie eine Reihe von Ausfällen; so einen am 18. August, der ziemlich gelang, einen zweiten noch viel stärkeren am 22. An 12.000 Mann rückten sie aus dem Strahower Thore aus, bemächtigten sich einer Batterie, deren Kanonen sie theils vernagelten, theils wegschleppten, tödteten 500 Mann, machten 200 zu Gefangenen. Allein trotz aller Wunder von Tapferkeit (Belleisle selber wurde schwer verwundet) konnten sie nichts ausrichten und mußten sich mit einem Verluste von 900 Todten und 1500 Verwundeten wieder in die Stadt

zurückziehen. Die Augen Europas waren auf Prag gerichtet und mit Sorge blickte Frankreich auf die Blüthe seines Adels, die darin eingeschlossen war und der es nicht helfen konnte, denn Prag war weit und Harcourt konnte nicht dahin kommen. All' diese jungen Herren hatten ihre Verwandten und Fürsprecher in Versailles, die den armen Cardinal mit Bitten und Beschwerden bedrängten, so daß dieser an Belleisle schrieb: „Schließen Sie Frieden". Belleisle bat den Feldmarschall Königsegg um eine Unterredung und erbot sich, Prag und ganz Böhmen zu räumen gegen freien Abzug nach Bayern. Königsegg erklärte: „Die Königin wird nie ohne ihre Verbündeten Frieden schließen, auch ist das Lager kein Ort für derartige Verhandlungen", und berichtete hierüber nach Wien. Bald darauf erhielt Königsegg von Fleury selber ein Schreiben, in welchem es unter anderm hieß: „Ich bedauere, daß man mich für den Haupturheber der Wirren in Deutschland ansieht. Ihr Hof ist hierin nicht gerecht gegen mich. Viele Leute wissen es, wie sehr ich mich der Kriegspartei entgegenstellte und wie ich nur nothgedrungen endlich nachgab. Sie errathen den gewiß, der alles in Bewegung setzte, um den König zu einer Allianz fortzureißen, die meiner Neigung und meinen Grundsätzen so sehr zuwider ist." So bat also der erste Minister Frankreichs Maria Theresia um Mäßigung und Erbarmen und stellte Belleisle als den Urheber alles Unheiles hin, denselben, der doch so eben für Frankreich unterhandelte! Welch ein Zwiespalt in der französischen Regierung!

In einer neuen Unterredung trug Belleisle an, mit seinen Truppen über den Rhein zurückzuziehen, wenn die Oesterreicher Bayern räumten. Ihr Gemahl wie Prinz Karl von Lothringen riethen der Königin, den Vorschlag anzunehmen; allein ihr stolzes Herz war dagegen; diese Franzosen sollten für das, was sie ihren Unterthanen angethan hatten, durch Kriegs-

gefangenschaft büßen! Sie wollte keinen augenblicklichen Frieden ohne Entschädigung für das Vergangene, ohne Sicherung für die Zukunft! Um Fleury für seine Schwäche, Falschheit und Wortbrüchigkeit zu strafen, ließ sie seinen Brief in den Zeitungen veröffentlichen und gab den Minister und Frankreich so dem Gelächter der Welt preis. Sie erklärte vor ihrem Hofe: „Ich will dem französischen Heere keine Capitulation bewilligen; ich verbiete, daß man mir irgend einen Vorschlag oder Entwurf, der vom Cardinal kommt, mittheilt. Alles was von ihm kommt, würde mir verdächtig sein. Wende er sich an meine Bundesgenossen. Diese Gnade allein gewähre ich ihm. — Ich erstaune über Belleisles Forderung. Man muß Er sein, um sie zu wagen. Mit Geld und allerlei Versprechungen hat er die Religion fast aller Reichsfürsten berückt, um Deutschland gegen mich zu empören und mich zu zerschmettern. Nicht ich, nicht meine Nachkommen werden vergessen, daß er in Friedenszeiten Kundschafter in Luxemburg gehalten, die Besatzung zu verführen und die Stadt anzuzünden. Ich habe zu viel mit dem französischen Hofe zu schaffen gehabt; gezwungen vom Drange der Zeiten habe ich meine königliche Würde vergessen und an den Herrn Cardinal in Ausdrücken geschrieben, welche den härtesten Felsen erweicht hätten. Er hat meine Bitten verschmäht; man hat mir geantwortet, ich käme zu spät, der allerchristlichste König hätte bereits sich in Verbindlichkeiten eingelassen, welche zu brechen nicht mehr in seiner Macht stände. Ich habe Urkunden in Händen, die beweisen, daß man Deutschland an allen vier Enden anzünden, die Reichsgrundgesetze umstürzen und hier Aufruhr erregen wollte. Ich will diese Beweise der Nachwelt überliefern, damit das Reich künftighin nicht in eine Schlinge gehe, worin es das Gesetz einer auswärtigen Macht annehmen müßte."

Stolz verwarf Belleisle diese Bedingungen und machte sich auf das äußerste gefaßt; that aber auch alles, was ein guter Patriot und Feldherr thun kann, um seine Leute zur Ausdauer zu ermuthigen. Er ertrug geduldig den Hochmuth Broglies; bei allen Ausfällen voran, begeisterte er zum Widerstande; die Bevölkerung von Prag war voll Erbitterung gegen die Franzosen, er mahnte zu klugem Benehmen. Die Noth, die Theuerung in der belagerten Stadt hatte den Gipfelpunkt erreicht. Ein Pfund Butter kostete 1 fl. 30 kr., ein Pfund Rindfleisch 2 bis 3 fl., eine Gans 9—10 fl., ein Strich Mehl 20 fl., ein Ochse 500 fl. Man mußte zum Pferdefleisch greifen und über 7600 Rosse wurden während der Belagerung geschlachtet. Der Wein war schlecht, das Brod spärlich, Belleisle ging voran mit dem Beispiele der Entsagung.

Von Versailles aber erging an Maillebois, der mit 40.000 Mann am Niederrhein die englisch-deutsche in Belgien sich sammelnde Armee überwachen sollte, der Befehl, sogleich aufzubrechen, sich mit den Franzosen in Bayern zu vereinen und Prag zu entsetzen. Der Volkswitz in Paris nannte diese Armee die Mathuriner, von einem geistlichen Orden, dessen Beruf es war, gefangene Christen aus der Sclaverei zu befreien. Am 9. August brach Maillebois auf gegen Südosten; in Frankfurt traf er den landlosen Kaiser, den er aber nicht wie eine geheiligte Majestät, sondern wie einen französischen Schützling behandelte; seine Officiere lachten und schrieen im Vorzimmer des Kaisers, als ob sie in einer Wirthsstube wären, so daß der gedemüthigte Nachfolger Karl des Großen sich jede weitere Aufwartung verbitten mußte. Von Frankfurt ging der Marsch gegen Amberg; ebendahin suchten, wenn auch auf vielen Umwegen, die in Bayern stehenden Franzosen zu kommen, die seit dem 15. August nicht mehr unter Harcourt, sondern unter Moriz von Sachsen

ſtanden. Seckendorf aber nahm mit ſeinen Bayern Stellung bei Kehlheim, um, wenn Khevenhüller nach Böhmen abberufen würde, ſich des ſüdlichen Bayerns ſchnell wieder zu bemächtigen. In Hohenſtrauß vereinten ſich die beiden franzöſiſchen Heere am 19. September, und wandten ſich, jetzt 60.000 Mann zuſammen, nach dem Böhmerwalde.

Am 11. September bemerkten die Franzoſen in Prag, daß das Feuer der Oeſterreicher nachließ, am 14. hörte es ganz auf. Franz Stephan und Karl von Lothringen zogen Maillebois entgegen, um nicht zwiſchen zwei Feuer zu gerathen. Vor Prag ließen ſie Feſtetics mit 9000 Mann, meiſt Reitern, zurück, um die Franzoſen in Prag zu beobachten und am Einſammeln von Lebensmitteln zu verhindern. Allein trotz aller Wachſamkeit der Belagerungstruppen gelang es Broglie, 6000 Franzoſen aus der Stadt hinauszuführen, um über Teplitz Maillebois die Hand zu reichen. Wie gerne ſah Belleisle den hochmüthigen und unverträglichen Nebenbuhler ſcheiden! Maillebois wollte zuerſt über Hayd in Böhmen eindringen, fand es aber bald unmöglich und die Oeſterreicher bereit, ihn beſtens zu empfangen. Dann wandte er ſich nördlich, um bei Mähring ſein Glück zu verſuchen; es gelang, er kam bis Plan. Aber hier tritt ihm ſchon Franz Stephan zur Schlacht gerüſtet entgegen, zu dem über Hayd der raſche Khevenhüller geſtoßen iſt. Ueber Tepl nach Prag iſt der Weg geſperrt, Maillebois zieht ſich jetzt nach Eger zurück — ob es vielleicht gelingt, in langen Umwegen über Kaaden nach Leitmeritz vorzudringen, dort will Broglie ihm die Hand reichen. Allein Broglie wartet vergebens in Leitmeritz auf Maillebois, ſendet endlich die Hälfte ſeiner Mannſchaft nach Prag zurück, läßt die andere in Leitmeritz und geht über Dresden nach Bayern. Die Oeſterreicher waren Maillebois in Kaaden zuvorgekommen, er ſah keine Möglichkeit mehr

Prag zu erreichen und zog über Eger und Neustadt nach Bayern zurück. 15.000 Mann hatten seine Franzosen in steten Gefechten, im Regen und Ungemach verloren, und trotz aller dieser Opfer war Prag nicht erreicht; die Oesterreicher rückten den Franzosen nach in das Flußgebiet der Donau, um Bayern wieder zu gewinnen, das Bärenklau vor dem überlegenen Seckendorf hatte räumen müssen.

Fürst Christian Lobkowitz aber ward mit 20.000 Mann vom Hauptheere entsendet, um Prag wieder einzuschließen. Ehe er der Stadt wieder nahte, gelang es ihm auch, den französischen Posten in Leitmeritz mit 2000 Mann aufzuheben. Wieder hätte sich der Kampf um Prag gedreht, da bekam jedoch Belleisle den Befehl, die böhmische Hauptstadt schnell zu räumen. Lobkowitz konnte mit nur 20.000 Mann Prag weder vollständig einschließen, noch ein Entweichen verhindern. In der Nacht vom 16. December 1742 brach Belleisle mit 11.000 Mann zu Fuß, 3000 Reitern, 30 Geschützen und 300 Wagen durch, auf dem Wege nach Pilsen. 4000 Kranke und Reconvalescenten ließ er als Besatzung unter Chevert zurück. Die Franzosen waren mit Lebensmitteln hinlänglich versehen, in fünf Züge getheilt, die Waffen gemischt, die Anordnungen vortrefflich. Der Gedanke an die Heimath feuert alle an, die Nähe des Feindes treibt zur Eile; aber die Brücken sind überall abgebrochen, die Kälte ist schneidend, der Nordwind bläst scharf, man muß durch Wälder und auf Feldwegen vorantziehen, bei Torffeuer im Schnee Beiwacht halten, die Nächte unter freiem Himmel zubringen. Die Stellen am Lager waren am Morgen immer durch Gruppen Erfrorener bezeichnet; an 1300 Mann gingen auf diese Weise zu Grunde; der Weg war bedeckt mit Todten und Sterbenden, mit Wagen und Pferden, die halbe Armee war krank, als man am 26. December Eger

erreichte! Die meisten hatten Hände und Füße erfroren, viele starben nach wenig Tagen, so daß den Franzosen dieser Rückzug bei 6000 Mann an Gestorbenen oder Verdorbenen kostete. In Eger acht Tage Aufenthalt; was dienstfähig war, stieß zur Armee in Bayern, die anderen zogen, den Todeskeim im Herzen, ein Bild des Jammers und Elends, über den Rhein in die Heimath, unter ihnen auch der geniale Jüngling Vauvenargues, der das Talent eines Fenelon und Pascal besaß, aber leider, eine früh geknickte Blüthe, den Folgen der Leiden bei diesem Rückzuge erlag. Belleisle ging nach Frankfurt. Solch ein Ende nahm der Kriegsplan dieses Mannes, welcher Oesterreich zertrümmern wollte; Bilder des Elends zogen seine Schaaren heim, während Oesterreich in stolzer Mächtigkeit dastand. Chevert, zur Uebergabe aufgefordert, drohte Prag anzuzünden und sich mit allem in die Luft zu sprengen, wenn man ihn nicht frei abziehen lasse. Man wußte, daß er Wort zu halten im Stande war, die Menschlichkeit gebot, die Bevölkerung zu schonen; Lobkowitz gab ihm und seinen Kranken Wagen und freien Abzug nach Eger am 26. December.

Eine französische Denkschrift aus dieser Zeit weist nach, daß Frankreich in den letzten sechzehn Monaten mehr als 70.000 Soldaten verloren und ebenso im Auslande ungeheuere Summen ausgegeben habe, die nie mehr nach Frankreich zurückkehren würden; sie räth zum Frieden an und zum Rückzug hinter den Rhein!

Dahin kam es zunächst noch nicht, sondern noch zu kleinen Kämpfen und Heeresbewegungen in Bayern. Dort hatte sich Bärenklau mit 6000 Mann nach Khevenhüllers Abgang nach Böhmen gegen den ihm an Mannschaft weit überlegenen Seckendorf so gut als möglich zu halten versucht. Seckendorf bot den bayerischen Landsturm auf. Jeder solle kommen, der einen

Spieß oder Hacken oder einen Morgenstern habe, man müsse endlich an Oesterreich rächen, was es an Bayern verübt habe. Bärenklau räumte München am 6. October und suchte nur, sich hinter dem Inn zu halten, räumte zuletzt selbst Braunau und behauptete nur die Linie Schärding-Passau. Mitte November kam das Heer des Maillebois auf dem rechten Ufer der Naab und das österreichische unter Franz Stephan auf dem linken Ufer aus Böhmen gegen die Donau herab, und das Bärenklausche Corps wurde dem Heere nun wieder einverleibt. Broglie übernahm den 21. November den Oberbefehl über das französische, Prinz Karl von Lothringen am 25. November den Oberbefehl über das österreichische Heer. Seckendorf und Broglie waren uneins. Seckendorf wollte thatkräftige Kriegführung; durch Vordringen an der Donau könne man Lobkowitz von Prag abziehen. Broglie hingegen war mit vielen französischen hohen Officieren der Ansicht, es sei gegen Frankreichs Vortheil, den Krieg in so entfernten Gegenden fortzuführen, und kümmerte sich wenig um den Befehl Passau zu nehmen. Als Prinz Karl Braunau zu belagern anfing, rückte Broglie so weit gegen den Inn vor, daß die Oesterreicher sich zurückzogen. Kaum war dies geschehen, so bezog er Winterquartiere hinter der Vils, und die Oesterreicher hinter dem Inn, ihr Hauptquartier war in Linz.

17.

Der Krieg in Italien im Jahre 1742.

Wir sahen oben, wie die rastlos erwerbsüchtige Königin von Spanien ihren zweiten Sohn Don Philipp mit einem Königreiche Lombardien auszustatten gedachte, wie sie im Gedanken, wenn man viel verlange, werde man doch wenigstens

etwas herausſchlagen, das ganze öſterreichiſche Erbe anſprach. Unabläſſig bettelte ſie in Paris um Unterſtützung, unterhandelte ſie mit Sardinien. Karl Emanuel III. (1730—1773) hoffte Anfangs, auch ein Stück Land aus der Habsburgiſchen Beute herauszuſchlagen, horchte dahin und dorthin, aber war auch empfänglich für öſterreichiſche Vorſchläge, entſchloſſen die Partei zu ergreifen, die ihm den meiſten Vortheil böte. Der Sardinier hütete den Schlüſſel der Alpen; wenn er das Thor nicht aufmachte, konnten die Spanier zu Land nicht in die Lombardei gelangen, den Weg zur See aber ſperrten ihnen die Engländer. Man begreift, daß die Spanierin alles aufbot ihn zu gewinnen, und ihn ſogar durch die Vorſpiegelung, man werde ihn zum Könige von Lombardien machen, welche Würde ſie doch ihrem Sohne zugedachte, zu ködern ſuchte. Der engliſche Geſandte war nicht müßig Gegenvorſtellungen zu machen. Maria Thereſia rechnete nur auf eines ſicher, nämlich, daß ſich dem König von Sardinien nach und nach von ſelbſt die Ueberzeugung aufdringen müſſe, es ſei um ſeine Selbſtſtändigkeit geſchehen, wenn die Bourbonen in Italien übermächtig wären und nicht an Oeſterreich ein Gegengewicht hätten. Hierin rechnete ſie ſicher. Der Sardinier ſchwankte lange hin und her; ſchon meinte man in Verſailles ihn auf der Seite zu haben; bald merkte er, daß die Spanier Mailand für ſich behalten wollten; endlich am 1. Februar 1742 ſchloß er mit Maria Thereſia den Vertrag ab, wonach er ihr Mailand mit ſeiner ganzen Macht zu erhalten verſprach, dafür aber einen Theil des Gebietes von Vigevano, die Stadt Piacenza, den größten Theil des Gebietes von Pavia und Oeſterreichs Anſprüche an die Grafſchaft Finale zugeſtanden erhielt. Karl Emanuel war ein tapferer Haudegen, ſeine Soldaten waren tüchtig und für Strapatzen geeignet.

Schwankend und charakterlos war die Politik Frankreichs. Mit Spanien war es verbunden und doch hatte es Oesterreich noch nicht den Krieg erklärt; es war noch immer ein französischer Gesandter in Wien, den Krieg in Deutschland und Böhmen hatte es nur als Bundesgenosse Karl Alberts geführt. Fleury wünschte von Herzen den spanischen Waffen in Italien den Sieg und doch stellte er keine Soldaten zu ihrem Heere; die Spanier durften Toscana nicht als feindliches Land behandeln, wohl aber durch dasselbe gegen die Besitzungen Maria Thereſias ziehen.

Im Mailändischen standen 14.000 Mann zu Fuß und 1000 zu Pferd unter Feldmarschall-Lieutenant Otto Traun, als der Erbfolgekrieg ausbrach; aber die Festungen waren verfallen, es fehlte an Geschütz und Munition, die Cassen waren leer. In Toscana stand Feldzeugmeister Wachtendonk an der Spitze von 6000 Mann, aber auch dieser hatte kein Geld, die Officiere konnten sich nicht ausrüsten. Als man in Wien hörte, daß 30.000 Spanier und 8000 Neapolitaner Mailand angreifen würden, ward Traun unbedingte Vollmacht ertheilt; doch kamen die Spanier noch nicht, der Sommer 1741 verstrich. Als die Bayern im September Wien bedrohten, mußte Traun neun Regimenter absenden, und bekam die Weisung, im Nothfalle nur die Citadelle von Mailand zu besetzen, Mantua zu erhalten und sich nicht von Tyrol abschneiden zu lassen.

Endlich im November nahten die Spanier. 15.000 Mann und Transportschiffe standen schon längst im Hafen von Barcelona zur Ueberfahrt bereit, allein der englische Admiral Haddock blockirte diesen Hafen, wie den von Cadix. Mitte October 1741 mußte aber der Engländer seine Schiffe von Cadix zurückziehen, um sie in Gibraltar ausbessern zu lassen. Sogleich flogen die spanischen Schiffe aus diesem Hafen nach Barcelona und die

ſpaniſche Flotte lief hier aus, ſobald die Einſchiffung der 15.000 vollendet war. Haddock machte einen Verſuch ſie abzufangen; da war aber an der Seite der ſpaniſchen Flotte eine franzöſiſche, deren Admiral erklärte, er habe den Befehl die Spanier zu vertheidigen, im Falle ſie angegriffen würden. Nun hatten ſich England und Frankreich den Krieg noch nicht erklärt, auch fühlte ſich Haddock gegen ſo viele Schiffe nicht ſtark genug, und zog ſich nach Port Mahon auf der Inſel Minorca zurück. So landeten denn die Spanier unangefochten unter ihrem Herzoge Montemar bei Orbitello. Bald ſtießen 6000 Neapolitaner zu ihnen und bezogen im Januar 1742 Quartiere im Kirchenſtaat. Ein zweiter und dritter Zug landete in Spezzia. Bald ſtand Montemar an der Spitze von 26.000 Mann, gegen welche Traun mit mühevoll zuſammengebrachten 9500 Mann zu Fuß und 2500 zu Pferd den Krieg führen ſollte. Doch ſchlug ſich um dieſe Zeit der Sardinier zu Maria Thereſia. Man wußte, daß der Herzog von Modena ſeine 8000 Mann den Spaniern zuführen wolle; Traun forderte ihn deshalb auf, ihm ſeine Feſtungen zu öffnen, was jener unter dem Vorwande der Neutralität verweigerte. Traun zog nun ins Modeneſiſche und nahm ſein Hauptquartier in Correggio. Der König von Sardinien beſetzte Parma und Piacenza, die ſpaniſch-neapolitaniſche Armee nahm Stellung bei Rimini, Ceſena, Forli und Imola. Traun gedachte mit den Sardiniern über die Spanier herzufallen, Karl Emanuel III. aber wollte ſeine Regimenter nicht ſo weit entfernen, weil Savoyen durch Don Philipp bedroht war, und ließ Traun blos einen Theil ſeiner Mannſchaft. Der Herzog von Modena floh ins Venetianiſche, Traun rückte vor ſeine Hauptſtadt, die ſich ſchnell ergab; die Citadelle aber mußte belagert werden. Montemar hatte Abſichten auf Mirandola, Traun vereitelte ſie und erzwang die Uebergabe der Citadelle von

Modena am 28. Juni, der von Mirandola am 22. Juli; dann wandte er ſich wieder gegen die Spanier, Montemar zog ſich aber nach Rimini und von da nach Peſaro zurück. Auch hier wollte Traun die Spanier angreifen, allein die ſardiniſchen Regimenter wurden abberufen; Karl Emanuel III. hatte um ſein eigenes Land zu kämpfen. Traun zog ſich nun hinter den Panaro, einen Nebenfluß des Po zurück.

Auch die Neapolitaner wurden abberufen, in ganz eigener, den ſtolzen Geiſt Englands kennzeichnender Weiſe. Sonntag den 19. Auguſt 1742 erſchien nämlich Commodore Martin mit fünf Linienſchiffen unerwartet in der Bucht von Neapel und ſandte an den König Don Carlos die Botſchaft: „Weil die Regierung beider Sicilien nicht neutral bleibt, wie ſie ſoll, ſondern ſich den Spaniern, den Feinden Englands angeſchloſſen hat, ſo iſt ſie auch Englands Feindin geworden; ſie wird daher aufgefordert, ihre Truppen ſogleich vom ſpaniſchen Heere zurückzuziehen, widrigenfalls ihr der Krieg erklärt und die Stadt beſchoſſen wird.“ Schrecken fährt in die Räthe des Königs, ſie wollen die Sache in die Länge ziehen, vielleicht kommt guter Rath mit der Zeit! Der engliſche Admiral aber legt die Uhr auf den Tiſch und gibt zwei Stunden Bedenkzeit; ähnlich jenem Römer, der um den König von Syrien in Egypten einen Kreis zog und ſagte: „Du mußt dich entſcheiden, ehe Du dieſe Linie überſchreiteſt; bleibſt Du in Egypten, ſo biſt Du unſer Feind.“ Neapel war eben ſo wenig im Zuſtand der Vertheidigung, als die Regierung kriegsluſtig und todesmuthig. Schon nach Verfluß einer Stunde wurde die Neutralität angenommen und die Depeſche abgeſandt, welche die Truppen zurückrief.

Der Sardinier beſtand noch in dieſem Spätjahr einen ſchweren Kampf. Ein ſpaniſches Heer unter Glimes war durch Frankreich an den Var gerückt. Don Philipp verließ im

Februar 1742 Madrid, brachte den April in Toulon zu, auf französische Hilfe rechnend. Vergebens! Fleury wollte weder als Feind Oesterreichs auftreten, noch sich mit Sardinien entzweien. Endlich im September brachen die Spanier über Briancon in Savoyen ein, und nahmen den Einwohnern den Eid der Treue für den König von Spanien ab. Der Sardinier unternahm einen Zug über die Alpen, obwohl es so spät im Jahre war; eine Heeresabtheilung unter Schulenburg überschritt den Montcenis, die andere unter dem Könige selber den kleinen Bernhard. Die Spanier mußten nacheinander Moutiers und Conflans räumen, und St. Pierre und Montmeillan; allein bald bekamen sie Verstärkung unter dem Marquis de las Minas und drangen wieder vor. Der König hatte keinen festen Platz in Savoyen, die Herbstregen stellten sich ein, Krankheiten verminderten sein Heer; er mußte sich zurückziehen, wenn er nicht die Waffen strecken wollte; denn er hatte den rechten Augenblick, die Spanier zu schlagen, versäumt. Aber auch mit dem Rückzuge zögerte er zu lange, und als er ihn endlich antrat, hatten seine tapferen und standhaften Soldaten mit allen Schrecken der Alpennatur im Winter zu kämpfen; viele erfroren, viele versanken im Schnee, die Kranken starben schnell, die Gesunden holten den Keim zu schrecklichen Krankheiten, den Verstorbenen fielen gleich Nase, Finger und Zehen ab. Nie vergaß Karl Emanuel die Schrecken dieses Zuges! Mit Mühe erreichte er mit der Hälfte seines Heeres Turin; die Spanier aber breiteten sich von neuem in ganz Savoyen aus.

In Madrid war man empört über die Säumigkeit Montemars; er ward in Ungnade abberufen und von der Residenz auf eine Entfernung von zwanzig Stunden verbannt. An seiner Stelle erhielt der Niederländer Gages den Oberbefehl mit der Weisung, schnell an den Po vorzurücken und die Oesterreicher zu

ſchlagen. Gages that nichts, er wollte den Muth ſeines Heeres erſt wieder heben; auch Traun erhielt zweimal aus Wien Befehl, die Spanier, die bei Bologna feſte Stellung hatten, zu ſchlagen; er folgte nicht, weil er keinen Erfolg vorausſah. Jetzt erhielt im Jänner 1743 Gages neue Weiſung Traun zu vernichten, er mußte gehorchen, wollte er nicht abgeſetzt werden. Gages ſammelte in der Stille ſein Heer und gedachte die Oeſterreicher zu überraſchen; er entſchlüpfte ganz ſtill einem Balle zu Bologna, zog an den Panaro und überſchritt ihn. Aber Traun ließ ſich nicht überrumpeln; er hatte ſeine Truppen beiſammen, als Gages anrückte. Der Verſuch war fehlgeſchlagen, Gages wollte über den Panaro zurück. Mit ſchnellem Blicke bemerkte der öſterreichiſche Feldherr die fehlerhafte Aufſtellung ſeines Feindes und griff das ſpaniſche Heer am 8. Februar 1743, obſchon es an Zahl dem öſterreichiſchen weit überlegen war, entſchloſſen an. Durch eine kluge Aufſtellung hielt er den linken Flügel ſeines Gegners in Schach und packte den rechten mit aller Macht an. Ein wilder Kampf entbrannte, Traun wurden zwei Pferde unter dem Leibe erſchoſſen, als er das dritte beſtieg, riefen ſeine Soldaten jubelnd: „Unſer Vater Traun lebt noch!“ Die ſpaniſchen Garden ſchlugen ſich mit echt ſpaniſcher Tapferkeit und echt ſpaniſchem Stolz. Die iriſchen Regimenter, die ihnen zu Hilfe geſchickt wurden, wollten ſie nicht in gleicher Linie mitkämpfen laſſen; die Iren ſtürzten aber in wildem Anſturme vor, die öſterreichiſche Reiterei ward geworfen, das Fußvolk aber hielt Stand. Erſt das Dunkel machte der Schlacht ein Ende, in der die Spanier 3976 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, die Oeſterreicher aber nur 1703 verloren. Sieger war eigentlich Traun, er hatte das Unternehmen ſeines Gegners vereitelt und dieſen gezwungen, hinter den Panaro zurückzukehren, Maria Thereſia drückte ihm auch ihre

volle Zufriedenheit aus; in Madrid hielt man aber deßungeachtet eine großartige Siegesfeier und ernannte Gages zum Generalcapitän. Gages zog ſich nach Rimini zurück, Traun in die Herzogthümer. Von Wien kam an Traun Befehl, die Spanier anzugreifen und nach Neapel vorzudringen; Traun ſah keinen Erfolg voraus und legte den Oberbefehl nieder. Fürſt Lobkowitz kam an ſeine Stelle als Generalcapitän der Herzogthümer Mailand, Parma, Mantua und Piacenza, Traun aber erhielt das Generalcommando in Mähren.

18.

Das Jahr 1743. Maria Thereſia läßt ſich in Prag krönen.

Immer mehr erweiterte ſich der Schauplatz der Kämpfe, die ſich aus dem Streite um das öſterreichiſche Erbe entſpannen; im Jahre 1743 ſchlugen ſich die Krieger Maria Thereſias in der Umgebung Roms, in den Alpen, welche Piemont und Savoyen trennen, in Bayern, am Main, am Oberrhein, am Niederrhein.

Vor allem wurde die kriegeriſche Stimmung in Frankreich ſtärker. Dort war am 29. Februar 1743 das Haupt der Friedenspartei, Fleury geſtorben, nachdem er ſo lange regiert hatte, als Richelieu und Mazarin. Der Miniſter des Friedens zu ſein, die Wunden zu heilen, welche der ſpaniſche Erbfolgekrieg und die liederliche Geldwirthſchaft unter dem Regenten Frankreich geſchlagen hatte, das war ſein Ziel und ſein Ruhm. Er hat Frankreichs Staatshaushalt geordnet und ihm Lothringen erworben. Gegen Ende ſeines Lebens war er ſchwach, er trennte ſich ungern von der Herrſchaft, ungern vom Leben, man durfte

den Namen Tod in seiner Nähe nicht aussprechen. Sein königlicher Zeitgenosse charakterisirt Fleury trefflich mit den Worten: „Er besaß nicht die stolze Seele eines Richelieu, nicht den kunstvollen Geist eines Mazarin; das waren Löwen, die Schafe zerrissen; er war ein einsichtsvoller Hirt, der für die Erhaltung seiner Heerde wachte."

Mit Fleury geht die Einheit in der Leitung Frankreichs zu Ende, die ganze Staasverwaltung lag bisher in seinen Händen, Finanzen wie Krieg, Justiz wie Seewesen, der König überließ ihm alles, wenn er nur selber nichts thun mußte. Nach Fleurys Tod erklärte Ludwig XV. auf einmal, er werde in Zukunft keinen ersten Minister halten, sondern selber regieren wie Ludwig XIV. Es wurde auch wirklich kein Ministerpräsident mehr ernannt, aber der König regierte auch nicht selber. Nach acht Tagen war ihm schon jede Arbeit verleidet und jeder Minister that, was er wollte. So fehlte der französischen Regierung der rechte Halt und Mittelpunct; sie war ein Schiff, das ohne Compaß auf dem Meere trieb. Es fehlte Ludwig XV. nicht an Geist, aber an Begeisterung, an jenem hohen Pflichtgefühle, das im Herzen eines Monarchen sich zu allererst regen soll. Die Minister waren bunt gewählt: ein ehemaliger Dragoner-Officier Orri leitete die Finanzen, ein schöngeistiger Schriftsteller Amelot das Aeußere; der leichtfertige Liederdichter Maurepas schmeichelte als Minister der Marine dem Könige, er wolle ihn zum Herrn des Meeres machen; der Handel stand unter dem leichtfertigen Herzog von Richelieu. Einen gewissen Einklang gab dem Ganzen doch die kriegerische Stimmung der Nation. Das Volk war opferbereit und die Chateauroux, eine glänzende stolze Schönheit, reizte den König zum Kriege.

Auch in England war der Minister des Friedens Walpole nicht mehr am Ruder. Der Neutralitäts-Vertrag (siehe

Seite 67) hatte den Unwillen der Nation erregt, und das Miniſterium Walpole fiel nach zwanzigjähriger Dauer unter den vereinten Schlägen einer furchtbaren Oppoſition. Eine Begeiſterung ohne gleichen herrſchte im engliſchen Volke für Maria Thereſia, die ſchöne und kühne Königin, und dieſer Stimmung folgend beſchloß das Parlament 1742 nicht blos, ihr 500.000 Pfund Hilfsgelder zu bewilligen, ſondern ſetzte auch für Fortſetzung des Krieges eine Summe von mehr als fünf Millionen Pfund aus. Carteret, der neue Staatsſecretär, hatte ſo oft über Walpoles Schlaffheit geklagt, daß er jetzt entſchloſſene Maßregeln treffen mußte. 16.000 Mann wurden als Hilfstruppen nach Flandern geſendet, der Graf von Stair, ein tüchtiger General, ein Mann, der mit Marlborough gegen Frankreich gekämpft und den Haß jener Zeit gegen dieſe Nachbarn im Herzen trug, wurde als Feldmarſchall an die Spitze geſtellt. Leider vermochte ſeine feurige Rede das Phlegma der Holländer noch nicht aufzurütteln, ſie bewilligten Geld, aber keine Mannſchaft; und ſo kam es im Jahre 1743 noch zu keinen größeren Kämpfen an der Nordgrenze Frankreichs.

Maria Thereſia hielt ſich in ihrem Gewiſſen verpflichtet, das ererbte Reich in ſeiner Einheit und Vollſtändigkeit zu erhalten; der Erfolg hob ihren Muth, ſie glaubte, ſie ſtehe unter dem ſichtbaren Schutze Gottes; ſie wollte nur Frieden ſchließen gegen Schadloshaltung für das, was ſie geopfert, und gegen Sicherung für die Zukunft. Das zu erfüllen glaubte ſie ſich auch durch den Eid gebunden, den ſie bei ihrer Königskrönung im St. Veits-Dome zu Prag feierlich ablegte und womit ſie unter anderem beſchwor, „daß ſie von dem Königreich nichts veralieniren, ſondern vielmehr nach Vermögen dasſelbe vermehren und erweitern und alles das, was zu deſſen Nutz und Ehre gereichet, thun wolle.“

Nach dem Abzuge der Franzoſen aus Prag und bald darauf aus ganz Böhmen, war unter dem größten Theile der Bevölkerung Freude und Jubel. Man ſchämte ſich der früheren Hingebung an den Bayern. Man hatte in bitterer Erinnerung, was man unter den Franzoſen erdulden mußte. „Die ganze Stadt“, ſchreibt ein Mönch aus jener Zeit, „war dazumal ein Kloſter oder vielmehr ein Armenhaus, wo alle Tage Faſten iſt.“ Es gab aber auch viele, die ſich bewußt waren, in den Tagen der Prüfung nicht treu beſtanden zu haben. Unter dieſen herrſchte nun gewaltige Beſtürzung; in ihrer gerechten Furcht und Angſt malten ſie den Andern die ſchrecklichſten Dinge vor: es werde über Prag eine ſo ſcharfe Züchtigung kommen wie Anno 1620 unter Kaiſer Ferdinand II.; einige Herren vom Adel flüchteten ſich nach Bayern. Bevor Maria Thereſia zur Krönung kam, mußte im Lande Ordnung gemacht ſein. Es erging darum an alle, die ſich aus dem Lande entfernt hatten, der Befehl, innerhalb ſechs Wochen nach Prag oder auf ihre Güter zurückzukehren. Die meiſten folgten, viele wurden begnadigt, andere mit Geldſtrafen belegt; einige, die ſich ſchuldiger wußten, blieben draußen im Reich und nahmen Dienſte bei Kaiſer Karl VII. Drei Herren vom Adel wurden feſtgenommen; zwei davon, die ihre Unſchuld nachwieſen, ließ man bald wieder los; nicht ſo den dritten. Er hatte unter der fremdländiſchen Regierung die Stelle eines Kreishauptmannes verſehen und die Einwohner wider Maria Thereſia aufgewiegelt. Die Richter ſprachen über ihn das Todesurtheil, er ſollte geköpft werden und man führte ihn auf die Richtſtätte; als er aber da ſchon kniete und ſich vorbereitete, den Streich zu empfangen, bekam er Gnade; die Todesſtrafe wurde in lebenslängliche Haft umgewandelt. Auch unter den Bürgern hatten es einige mit den Franzoſen und Bayern gehalten. In der Nacht zum 27. April wurden mehrere in ihren Wohnungen aufgehoben

und in Gewahrsam genommen; sieben davon wurden des Landes verwiesen. Die Gerechtigkeit erlaubte es nicht, daß alle, die sich wider Maria Theresia so schwer vergangen hatten, straflos ausgingen; allein so viel als möglich wurde Gnade geübt und keiner, so wollte es die edle Fürstin, am Leben gestraft.

Maria Theresia kam nun selbst in Begleitung ihres Gemahls nach Böhmen. Am 25. April verließ sie Wien, kam noch am Abend desselben Tages bis Iglau, am 26. bis Deutschbrod, am 27. um 4 Uhr Nachmittags nach Brandeis an der Elbe. Das war nach damaligen Begriffen sehr schnell gereist! Andere Menschenkinder brauchten vier bis fünf, auch wohl sechs Tage für diese Strecke. Den 28. verfügte sich Maria Theresia und Franz Stephan in das nahe Alt-Bunzlau, hörten in der dortigen berühmten Wallfahrtskirche eine Messe und besuchten die Marterstelle des heiligen Wenzel. Am 29. erhoben sie sich von Brandeis gegen Prag, wo außerhalb des Roßthores drei prachtvolle türkische Zelte zur Unterkunft der Königin, ihres Gemahls und des Hofstaates aufgeschlagen waren. Gegen 4 Uhr Nachmittags begann der feierliche Einzug, in langem Zuge die berittene Bürgerschaft der vier Prager Städte, der böhmische Adel mit seinen Reitknechten, Pagen, Aufwärtern und Officieren, alle zu Pferde und in neuen funkelnden Anzügen, die drei Herolde von Ungarn, Böhmen und Oesterreich in ihrem prächtigen Ceremonien-Anzuge, endlich die Königin und ihr Gemahl in einem mit sechs schwarz-braunen Neapolitanern bespannten Galla-Wagen — von allen Stadtwällen donnerten die Geschütze, von allen Kirchenthürmen tönte das Geläute aller Glocken, auf allen Plätzen, wo Abtheilungen von Militär oder Bürgerwehr aufgestellt waren, wirbelten Pauken und schmetterten Trompeten; auf dem Knopf des Neustädter Rathhausthurmes standen drei Personen, einer schwang

eine Fahne, der zweite feuerte ein Gewehr ab, der dritte ſtieß in die Trompete; und dazwiſchen unaufhörlich rief die freudig erregte Menge, an welcher die blühende Monarchin vorbei kam: Vivat Maria Thereſia!

Den 11. Mai fand in der königlichen Landſtube ob dem Prager Schloſſe die Erbhuldigung ſtatt und ſind dazu die böhmiſchen Stände, wie es in einem gleichzeitigen Berichte heißt, „in einer ſehr großen und ſolcher Anzahl erſchienen, daß die innern und äußern Anti-Kammern, wie auch die große Ritterſtuben darmit angefüllet waren.“ Auf den folgenden Tag war die Krönung beſtimmt. In dem Augenblicke, da Maria Thereſia ſich in den St. Veitsdom begeben wollte, traf ein vom Herzog Karl von Lothringen abgeſchickter Eilbote mit der Nachricht eines glänzenden über die Bayern erfochtenen Sieges ein. Sogleich ließ die Königin mit der Krönungsfeſtlichkeit innehalten und zuvor dem Allerhöchſten ein dankerfülltes Te Deum laudamus darbringen. Nun erſt fand die feierliche Salbung und Krönung ſtatt, welche diesmal der Biſchof von Olmütz anſtatt des Prager Erzbiſchofs vornahm; letzterer hatte dem bayriſchen Karl Albert die Krone auf das Haupt geſetzt, und ſich darum vor der Ankunft Maria Thereſias aus Prag entfernen müſſen. Ein dreimaliges „Vivat et triumphet — Es lebe und es ſiege unſere allergnädigſte Königin und Erbfrau!“ ertönte aus allen Kehlen der dichtgedrängten Menge, während Pauken und Trompeten einen dreimaligen frohen Tuſch gaben. Maria Thereſia ließ ſich auf den Thronſeſſel nächſt dem Altare nieder, zog das Schwert des heiligen Wenzel aus der Scheide und ertheilte einer Anzahl Edlen, die ſie zu St. Wenzelsrittern erkoren hatte, den Ritterſchlag. Mit der Krone auf dem Haupte durchſchritt ſodann die junge und ſchöne Königin von Böhmen die Kirche und die Reihen des jubelnden und zurufenden Volkes, dem man Münzen auswarf,

und das roth-weiße Tuch, über welches die Herrſcherin geſchritten war, preisgab. Bei dem Krönungsmahle im prächtigen Wladislaiſchen Saale ſchickte Maria Thereſia ein koſtbares Trinkgeſchirr aus Bergkryſtall, mit edlem Wein gefüllt, zur Tafel des Oberſtburggrafen hinüber und ließ ihm den Spruch entbieten: „Auf das Wohl dieſes Erbkönigreiches und Derer, die es mit Ihro königlichen Majeſtät, Dero Erzhaus und dem Königreich wohlgemeinet und wohlmeinen.“

Maria Thereſia weilte zur großen Freude der Bevölkerung acht und vierzig Tage lang in Prag. Sie hatte nun das Werk der ſchnöden Verbrüderung, die ihr Land und Krone entreißen wollte, zu Schanden gemacht. Sie war jetzt gekrönte Königin von Ungarn und Böhmen, ſie war geſalbt und geweiht in der Martinskirche zu Preßburg und im St. Veitsdome von Prag, ſie hatte von Scepter und Reichsapfel beider Länder feierlich Beſitz ergriffen, ſie war umgürtet worden mit dem Schwerte des heiligen Stephan von Ungarn und des heiligen Wenzel von Böhmen. Vernichtet war das Werk der Afterkrönung und armſeligen Huldigung Karl Alberts in Prag, der ſein eigenes Land verlor, während er die gierige Hand nach fremdem Eigenthume ausſtreckte, und dem faſt nichts mehr übrig blieb von ſeinen geträumten Herrlichkeiten, als ein Kaiſertitel ohne Macht und Anſehen, und daneben — ſo weit konnte der irregeführte Monarch ſeine und des Reiches Würde vergeſſen! — das Patent eines General-Lieutenants des Königs von Frankreich.

20.

Der Krieg in Bayern.

Während Maria Thereſia in Prag weilte, hatte bereits auf allen vom Krieg heimgeſuchten Gebieten der Feldzug

begonnen. Wir wollen zunächſt den Kampf in Bayern im Jahre 1743 betrachten!

Frankreich konnte Bayern nicht im Stiche laſſen und ſandte darum gleich beim Beginn des Jahres neue Schaaren dahin mit großen Geldſummen. Das franzöſiſche Heer erreichte eine Höhe von 55.000 Mann, das bayeriſche ſollte 35.000 Mann ſtark werden. Vereint wollte man über die Oeſterreicher herfallen, ſie ſchlagen und ſo den Frieden erzwingen. Zum Unglücke ließ man Broglie als Feldherrn an der Spitze, der entmuthigt war und meinte, er thue genug, wenn er Iſar und Donau behaupte. Belleisle und der arme Kaiſer verlangten, er ſolle die obere Naab beſetzen und die Verbindung mit Eger erhalten. Broglie erklärte dies für unmöglich, doch wußte er, in das ausgehungerte Eger unter du Chayla Mannſchaft, Lebensmittel und Geld zu bringen, ſo daß ſich die Feſtung bis September halten konnte. Damit wurde der Feldzug eröffnet.

Wollte der franzöſiſche Feldherr blos vertheidigen, ſo waren die Oeſterreicher, die jetzt ein kühner Geiſt beſeelte, entſchloſſen anzugreifen. Dieſe Franzoſen mußten einmal aus ganz Deutſchland vertrieben werden; das engliſch-öſterreichiſche Heer ſollte vom Niederrhein an den Main heraufkommen und die Franzoſen verhindern, neue Mannſchaft nach Bayern zu ſenden. Die öſterreichiſche Macht an der Donau beſtand aus 52.000 Mann zu Fuß und 15.000 zu Pferd. Der umſichtige und thatkräftige Khevenhüller griff im April an und wußte Franzoſen und Bayern zu trennen, und Starrkopf Broglie, der ſich in Sicherheit einwiegte und nur die Iſar vertheidigen wollte, arbeitete ihm hiebei in die Hände; die Oeſterreicher, ſagte er, zielten eigentlich auf die Oberpfalz los. Bald übernahm Prinz Karl von Lothringen den Oberbefehl. Der bayeriſche General Minuzzi wurde am 8. Mai in einem glänzenden Treffen bei

Simbach in der Nähe von Braunau geſchlagen, die Oeſterreicher verloren nur 100 Mann, die Bayern allein an Gefangenen 2027, darunter Minuzzi und zwei andere Generale. Das war jener Sieg, deſſen Botſchaft gerade in dem Augenblicke nach Prag kam, als ſich Maria Thereſia zur Krönung anſchickte. Vergebens beſchwor Karl VII. Broglie bei einer perſönlichen Zuſammenkunft, doch bis an die Vils vorzurücken und mit den Bayern vereint zu kämpfen. Broglie konnte es in fünf Stunden, er that es nicht; trocken entgegnete er: „Ich habe keinen Befehl dazu.“ „„Gut, ſo gehorchen Sie meinem Befehle““, entgegnete der Kaiſer, „„hier iſt das Patent Ihres Königs, das mich zum Oberbefehlshaber der franzöſiſchen Armee ernennt.““ „Ich kann nicht“, antwortete Broglie, „ich habe ſpätere Befehle, die mich anders zu thun heißen“. „„Wohlan““, rief der Kaiſer, indem er das Patent auf den Tiſch warf, „„ſo nehmt das auch mit, ich kann es doch zu nichts brauchen.““ Man trennte ſich erbittert, Seckendorf mußte über Mühldorf ſich nach Waſſerburg zurückziehen, Braunau litt Mangel an Lebensmitteln und aus Tyrol drangen die Oeſterreicher ebenfalls hervor.

Jetzt gingen die Oeſterreicher mit kriegeriſchem Feuer unaufhaltſam voran. Am 17. Mai forderten ſie die franzöſiſche Beſatzung in Dingolfing auf, ſich zu ergeben; die Stadt war feſt, hatte Beſatzung und Lebensmittel genug. Der Feldmarſchall du Chatelet antwortete mit einem trotzigen Nein. Die Oeſterreicher eröffneten alsbald ein zerſtörendes Feuer, um Mittags ſtanden ſchon die Vorſtädte und einige Häuſer der Stadt in Brand. Die Franzoſen baten um eine Stunde Waffenſtillſtand; nein, hieß es, ergebt euch! Die Vorwerke wurden genommen, die Stadtthore eingeſchoſſen, du Chatelet befahl den Rückzug, er artete aber ſchnell in Flucht aus; viele wurden in die Iſar geſprengt; die Franzoſen ließen 600 Todte und Ver-

wundete auf dem Platze, die Oesterreicher zählten nur 30 Todte. Am Abend des gleichen Tages standen die Oesterreicher vor Landau; es war an und für sich schon mit Mauern und Gräben umgeben, die Franzosen hatten es durch Palliſaden und Erdwerke noch fester gemacht. Im Sturmlaufe werden die Redouten genommen, werden die Vorstädte besetzt, schon beginnt der Kampf um die eigentliche Stadt. Da lodert sie plötzlich in der Nacht in Flammen auf. Die Franzosen haben dieses grausame Mittel gewählt, um ihre Vorräthe wie die Stadt nicht in die Hände ihrer Gegner gelangen zu lassen. In derselben Zeit wurde Seckendorfs letzter Versuch Braunau zu entsetzen, bei dem diesesmal Broglie mithelfen wollte, vereitelt. Die Vorhut des Corps, das er hiezu absandte, ward von den Husaren Ghilanys und Nádasdys zersprengt.

Indeß schlug Prinz Karl eine Brücke bei Niederaltaich und verband sich mit Lobkowitz, der im Norden der Donau stand. Es galt diesesmal Deggendorf; zehn Bataillone, fünf Schwadronen, viel Geschütz und eine Menge Lebensmittel waren unter dem Prinzen Conti in diesem Orte, welcher eine Feldfestung war, mit starkem Walle und tiefem Graben umschlossen, Schanzen rings auf den Höhen. Broglie hatte die Festung vor kurzem besichtigt und sie für unbezwinglich erklärt; Browne machte am 27. Mai dieses Wort zu Schanden. Kaum hatte das Geschütz die Palliſaden niedergerissen, so erstürmten seine Grenadiere die Redouten und warfen die Franzosen gegen die Festung. Die Flüchtlinge rissen die mit sich fort, die heranrückten ihnen zu helfen; ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Franzosen, sie stürzten in wirrer Flucht auf die Brücken, welche das österreichische Geschütz bestrich. Als auf den Boten, welcher zur Uebergabe aufforderte, geschossen wurde, ließ Browne die Sturm-Colonnen anrücken und 3000 Oesterreicher nahmen eine Stadt,

die von 6000 Franzoſen vertheidigt war. Jetzt ordnete Broglie auf ſeiner ganzen Linie den Rückzug an. Moriz von Sachſen, der von Burglengenfeld bis Amberg ſtand, mußte nach Stadt am Hof zurück; Seckendorf ſollte die Iſar von München bis Wörth, Broglie wollte ſie von da bis an die Mündung vertheidigen.

Aber auch aus dieſer Stellung verdrängten die Oeſterreicher ihre Gegner ſehr ſchnell. Nach einem kühnen Plane ſchlugen ſie im Rücken ihrer Feinde eine Brücke und gingen vom linken Ufer auf das rechte der Donau über. Durch falſchen Lärm geſchreckt, erwarteten Franzoſen und Bayern einen Uebergang über die Iſar und jetzt war auch die Iſarlinie nicht mehr zu halten, Seckendorf zog ſich nach München, Broglie nach Regensburg zurück und that, als wolle er ſich in Ingolſtadt halten. Am 7. Juni mußte der arme Kaiſer wieder ſeiner Reſidenz München Lebewohl ſagen, am 9. rückten die Oeſterreicher unter Bärenklau ein. In Amberg nahmen ſie zwanzig Kanonen und dreizehn Mörſer, Straubing ward eingeſchloſſen. Bayern und Franzoſen waren entmuthigt, Broglie hatte den Kopf vollſtändig verloren, keine Stellung ſchien ihm mehr ſicher, er ſah Oeſterreicher, wo keine waren. „Drei Heere“, ſchrieb er nach Haus, „ſtehen gegen mich“, und doch ſtand nur eines ihm gegenüber. Verſtärkung unter Noailles war zu ihm geſtoßen — vergebens. Vor Angſt ſchrieb er nach Hauſe: „ich habe keine Lebensmittel“, und doch hatte er Lebensmittel genug und Geld in Hülle und Fülle. Am 23. Juni erreichte er Donauwörth, am 26. erklärte er dem Kaiſer, er müſſe wegen Mangel an Lebensmitteln mit dem geſammten Heere den Rückzug über den Rhein antreten. Empört über dieſes Benehmen ließ ihm der Kaiſer erklären, er werde ſein Heer von dem franzöſiſchen trennen, und verlangte, mit den Oeſterreichern zu unterhandeln. Seckendorf

bat um eine Zusammenkunft mit dem Prinzen Karl, sie fand am 27. Juni im Kloster Niederschönfeld statt. Seckendorf beantragte erstens: Braunau wird übergeben, die Besatzung nach Bayern verlegt; zweitens: Straubing wird übergeben, dafür dürfen aber die Franzosen und Bayern frei abziehen; drittens: ebenso wird Reichenhall übergeben; viertens: die Franzosen verlassen Ingolstadt, wenn an ihre Stelle gleich viel Bayern treten dürfen; fünftens: Donauwörth wird von 200 Bayern besetzt, den Oesterreichern aber zum Durchmarsch geöffnet; sechstens: die Bayern hindern die Oesterreicher nicht weiter, werden aber ferner nicht feindlich behandelt. Maria Theresia genehmigte die drei ersten Puncte (Braunau hatte sich aber indessen ergeben), verwarf aber die anderen: „der Kurfürst von Bayern, denn als Kaiser könne sie ihn nicht anerkennen, sei ihr Feind, dessen Truppen sie bekämpfe; obschon zur Versöhnung geneigt, könne sie doch nur mit Zustimmung ihrer Verbündeten Frieden schließen."

Prinz Karl ließ neunzehn Bataillone zur Behauptung Bayerns, zur Bezwingung Ingolstadts und Straubings zurück und eilte Broglie nach, der so eilig dem Neckar zufloh, daß nur die Husaren ihm noch namhafte Verluste beibrachten. So nahm Nádasdy bei Eßlingen 1400 Mann gefangen. Bei Mannheim überschritt Broglie im Juli den Rhein; in Straßburg gab er nichts desto weniger stolz auf seine Heldenthaten gleich nach seiner Ankunft einen Ball, seine Regierung aber setzte ihn ab und verwies ihn auf seine Güter, um dem verletzten Ehrgefühle der Nation und dem beleidigten Kaiser wenigstens einige Genugthuung zu geben.

21.

Die Schlacht bei Dettingen.

Ehe noch Broglie über den Rhein zurückging, traf die Franzoſen ein anderer harter Schlag am Main den 27. Juni 1743. Es ſchlug ihn die pragmatiſche Armee, ſo genannt, weil ſie die pragmatiſche Sanction aufrecht erhalten ſollte. Dieſe beſtand aus 16.000 Engländern, die gut gekleidet Weiber und Hunde mit ſich führten, 16.000 Hannoveranern und 12.000 Oeſterreichern unter dem Herzoge von Arenberg. Die Engländer befehligte Graf Stair. Dieſe Armee ſtand anfangs in Flandern und wollte von da nach Frankreich eindringen, die Oeſterreicher fürchteten aber die Ankunft des neuen Heeres, das 70.000 Mann ſtark unter Noailles im Nieder-Elſaß ſich ſammelte, und verlangten, zuerſt ſolle man Deutſchland von den Franzoſen ſäubern. Der franzöſiſche Kriegsminiſter befahl, Noailles ſolle ſich am Neckar aufſtellen, dieſer wollte aber vom Main aus die heranziehende pragmatiſche Armee in den Weſterwald werfen, ſich dann mit dem aus Bayern ſich zurückziehenden Broglie verbinden und den Franzoſen wieder das Uebergewicht in Deutſchland verſchaffen. Merkwürdiger Weiſe ſtritten jetzt Franzoſen und Engländer gegeneinander, ohne ſich den Krieg erklärt zu haben; die Engländer halfen nur Maria Thereſia und die Franzoſen nur dem Bayer. „Mit Spanien haben wir Krieg“, ſchrieb Horace Walpole, „bekämpfen es aber nicht, mit Frankreich ſind wir im Kampfe, vermeiden aber den Namen.“

Wäre die pragmatiſche Armee ſchneller vorgerückt, ſie hätte für Broglies Heer verderblich werden, und den Verſuch Noailles, ein neues Heer zu ſammeln, vereiteln können. Allein ſie verlor eine koſtbare Zeit, die Noailles benützte, um ſein Heer

zu ſammeln. Ueber Frankfurt zog die pragmatiſche Armee Main-aufwärts Aſchaffenburg zu, um ſich mit Khevenhüller und Prinz Karl zu vereinen, welche gerade daran waren, Bayern von den Franzoſen zu ſäubern. Noailles war aber ſchon Meiſter des linken Mainufers geworden; er folgte der pragmatiſchen Armee, die auf dem rechten Mainufer hinaufzog, Schritt für Schritt und brachte ſie in eine üble Lage dadurch, daß er ſie am Fouragiren hinderte. Die Gegend war zudem arm an Lebensmitteln; was war zu thun? Stair wollte gerade gegen die Franzoſen losgehen und ihnen eine Schlacht anbieten; Arenberg rieth, erſt 12.000 Mann Verſtärkung abzuwarten, da die Franzoſen an Zahl überlegen ſeien. Bei Aſchaffenburg wollte man auf die ſüdliche Seite des Main; allein da ſtanden die Franzoſen in ſo günſtiger Stellung, daß ein Angriff nicht gerathen war. Man mußte ſich deswegen am 26. Juni entſchließen, auf dem nördlichen Ufer nach Hanau zurückzukehren, wo die Magazine ſtanden. Denn die Noth war groß, die Soldaten waren auf halbe Rationen herabgeſetzt und das Futter fehlte in ſolchem Grade, daß man ſchon mit dem Gedanken umging, den Pferden die Kniekehlen zu durchhauen, damit die Franzoſen ſie nicht gebrauchen könnten. Man begann alſo am 27. Juni den Rückzug dem rechten Ufer des Main entlang, zwiſchen den waldigen Ausläufern des Speſſart und dem Fluſſe. Mit Luchsaugen hatte Noailles alles bemerkt; kaum hatten die Engländer Aſchaffenburg verlaſſen, ſo ließ er dieſen wichtigen Poſten mit 12.000 Mann beſetzen. Engländer und Oeſterreicher konnten alſo nicht mehr zurück, bald aber auch nicht mehr vorwärts; denn Noailles hatte bei Seligenſtadt zwei Brücken geſchlagen und 23.000 Mann auf das rechte Ufer des Main geworfen, welche jetzt die durch einen Hohlweg, einen Bach und eine ſumpfige Wieſe ſo leicht zu vertheidigende Stellung bei Dettingen beſetzten,

durch welches die pragmatiſche Armee ziehen mußte, wollte ſie Hanau erreichen. So waren alſo Engländer, Oeſterreicher und Hannoveraner in der Gefahr, die Waffen ſtrecken oder ſich in die Waldwege des Speſſart zerſtreuen zu müſſen. Noailles frohlockte über die Mauſefalle, worin er ſeine Gegner gefangen habe, denn rechts von ihnen waren die waldigen Höhen des Speſſart, links der Main, vor ihnen in Dettingen die Franzoſen, hinter ihnen in Aſchaffenburg wieder Franzoſen und auf dem anderen Ufer des Main wieder Franzoſen. Auf dem Marſche war die pragmatiſche Armee fortwährend durch die franzöſiſchen Batterien beläſtigt, die am linken Ufer des Main aufgeſtellt waren. Doch verlor man den Muth nicht ſo leicht, ſondern entſchloß ſich, mit dem Schwerte in der Hand durch Dettingen ſich Bahn zu brechen. Neipperg, der beim Heere ſchon durch längere Zeit war, gab guten Rath, und König Georg II. von England, der aus Hannover zu ſeiner Armee geeilt kam, war gleichfalls ein Mann, der die Furcht nicht kannte. Anfangs war er beim Nachtrab, weil man meinte, von Aſchaffenburg her angegriffen zu werden; als man aber bei Dettingen auf die Franzoſen ſtieß und merkte, daß hier der Poſten der Gefahr war, eilte er an die Spitze des Zuges und ordnete mit Neipperg das Heer zur Schlacht. Er iſt der letzte König von England, der perſönlich den Oberbefehl in einer Schlacht führte. Es währte mehrere Stunden, bis die Schlachtordnung hergeſtellt war, und Oeſterreicher und Engländer litten ſchwer, aber auch ſtandhaft, durch die franzöſiſchen Batterien auf dem linken Ufer des Main. Zum Glück für die pragmatiſche Armee war Noailles nicht in Dettingen geblieben; den Befehl führte dort ſein Neffe, der Herzog von Grammont. Statt in ſeiner vortheilhaften Stellung zu bleiben und ſich angreifen zu laſſen, entſchloß ſich dieſer zum Angriff, weil ſeine heißblütige Umgebung, der Kern des franzö-

ſiſchen Adels, das Warten nicht länger ertrug. Mit wilder Furie ſtürmte das ſogenannte „königliche Haus“ zum Angriff vor, brach ſich durch das Fußvolk der Verbündeten Bahn bis an das erſte Treffen der Reiterei; doch ſammelte ſich das Fußvolk der Verbündeten bald wieder. Nun rückten auch die franzöſiſchen Garden zu Fuß aus ihrer Stellung, um die Verbündeten an der linken Flanke zu faſſen. Dort ſtanden die Oeſterreicher; Feldmarſchallieutenant Salm ließ ſeine Bataillone einen Haken bilden und rückte ihnen gefaßt entgegen. Noailles hatte befohlen, das erſte Feuer des Feindes abzuwarten und dann mit dem Bajonnet auf ihn loszugehen. Das Feuer der Oeſterreicher war aber ſo wirkſam, daß die Garden in Verwirrung an den Main zurückwichen. Das franzöſiſche Geſchütz auf dem linken Mainufer konnte jetzt nicht feuern, ſonſt hätte es die eigenen Leute getroffen; händeringend ſah Noailles vom anderen Ufer der Verwirrung ſeiner Leute zu und konnte nicht helfen, und nun ging die ganze pragmatiſche Armee unaufhaltſam vorwärts, in feſtem Feuer, ein wandelnder Bajonnetwald; ein wildes Gemetzel beginnt, die Franzoſen ſtürzen in wilder Verzweiflung auf die Brücken, die franzöſiſchen Garden werfen die Waffen weg und ſpringen in den Main; nach vier Stunden war der Kampf vorüber und die Verbündeten Herren von Dettingen. Die Franzoſen verloren 6000, die Verbündeten 3000 Mann. König Georg II. war im dichteſten Kugelregen mit größter Kälte an der Spitze der Engländer geſtanden; „feſt meine Burſchen, feuert gut,“ war die ſtete Mahnung an ſeine Leute. Der Antheil der Oeſterreicher an dieſem Kampfe entſchied den Sieg, namentlich hatte das Regiment Styrum ſich hervorgethan. Doch die Folgen der Schlacht entſprachen den Erwartungen nicht; man hoffte in Wien vergebens, daß die Sieger noch einmal auf Noailles losſtürzen und Frankreichs Macht beugen

würden; man ſandte vergebens Browne an Georg II., um ihn zum ſchnellen Mainübergang anzutreiben. Der König lobte die Tapferkeit der Oeſterreicher bei Dettingen, ſagte aber, er wolle mit weiteren Schritten warten, bis Prinz Karl von Lothringen mit Verſtärkung da ſei. Vergebens entgegnete Browne, man brauche keine Verſtärkung, die Franzoſen ſeien entmuthigt. Statt daß man ins Elſaß eingerückt wäre, blieb man in Mainz ſtehen und ließ Noailles am 17. Juli ruhig bei Rheintürkheim über den Strom zurückkehren.

Am 26. Juli traf Prinz Karl in Hanau ein, und wurde in den ſogenannten Hanauer Conferenzen beſchloſſen: er ſolle den Oberrhein zwiſchen Hüningen und Straßburg überſchreiten, Georg II. aber von Mainz aus zwiſchen Moſel und Rhein vorrücken; dagegen ſollten die Holländer, die endlich zur Theilnahme am Krieg ſich entſchloſſen hatten, die rechte Flanke des letzteren decken. Prinz Karl hatte offenbar die ſchwerſte Aufgabe, machte ſich aber mit Eifer daran; ſein Heer war ſchnell am Oberrhein; zwiſchen Altbreiſach, Rimſingen und Munzingen wurde ein Lager bezogen; Karl hatte in jener Gegend 31.000 Mann zu Fuß und 17.000 Reiter. In der Nacht vom 5. Auguſt ging Trenk mit 130 Panduren bei Altbreiſach über den Rhein und hob drei franzöſiſche Poſten auf. Wenn die Oeſterreicher und Engländer von Hanau aus ſchnell vordrangen, ſo mußte die franzöſiſche Macht am Oberrhein geſchwächt und Karl der Uebergang erleichtert werden. Dem war aber nicht ſo; mit größter Langſamkeit verließen die Engländer erſt am 21. Auguſt Hanau, am 30. waren ſie erſt in Worms, langſam zog ſich Noailles vor ihnen zurück bis hinter die Queich. Nur Menzel mit ſeinen Reitern kam mit den Franzoſen in Kampf, und drang bis nach Lothringen vor; Stanislaus Lescinsky mußte aus Luneville entfliehen, um ſeinen

Husaren nicht in die Hände zu fallen. Menzel trank überall auf die Gesundheit der Königin, denn die französische Herrschaft werde in Lothringen bald ein Ende haben; wer sich dem widersetze, dem werde er Nase und Ohren abschneiden und ihn dann an einem Baume aufhängen.

Die Langsamkeit der Engländer war Schuld, daß Coigni mit großer Macht im oberen Elsaß bleiben konnte. Der Uebergang über den Rhein, den Prinz Karl in der Nacht vom 3. September an zwei Orten versuchte, mißlang. Die Schiffe, welche bei Rheinweiler Truppen übersetzen sollten, kamen wegen dicken Nebels und unsicherer Fahrt an den unrechten Ort und landeten bei einer französischen Redoute, die zwar schnell genommen wurde, aber bald waren sieben französische Bataillone da; die kleine Schaar vertheidigte sich muthig, erlag aber, weil sie nicht unterstützt wurde. Der Uebergang bei Altbreisach gelang nur zum Theile; die Panduren nahmen die Insel Rheinach, hieben 60 Mann dort zusammen und bauten rasch einen Brückenkopf. Zum Brückenschlagen brauchte man aber vierzehn statt vier Stunden, weil die Anker auf dem steinigen Grunde nicht faßten. Die Brücke wurde geschlagen unter furchtbarem Feuer aus Fort Mortier und erhalten trotz der französischen Höllenmaschinen und brennenden Flöße, die sie zerstören sollten. Noailles schickte seine Mannschaft nach dem Elsaß und Karl hatte keine Aussicht, gegen Uebermacht zu siegen, wenn es ihm auch gelang, die Brücke von der Insel Rheinach aus bis an das französische Ufer zu vollenden, weil die 50.000 Mann unter Georg II. zuerst in Worms und dann in Speier lange in Unthätigkeit blieben. Bald ward es zu spät und man mußte Winterquartiere beziehen. Georg II. zog nach Hannover ab, die Holländer gingen nach Hause, Karl besetzte Freiburg gehörig, zog eine Postirung am Oberrhein und verlegte den Rest des Heeres nach Schwaben und Bayern.

So ward die günstigste Gelegenheit, Frankreichs Macht zu demüthigen, versäumt. Nicht an Karl liegt die Schuld, sondern an Georg II. Seine Säumigkeit hatte in Verhandlungen, die damals gepflogen wurden, ihren Grund; denn die Gründe, die Georg den Oesterreichern für sein Zögern angab, sind nicht stichhaltig. Eine Andeutung des wahren Verhaltes geben uns die Worte Friedrichs in seinem bisher mehrmals genannten Geschichtswerke: „Dem König von Preußen machte der Sieg von Dettingen nicht so viel Freude, als dem König von England. Er mußte befürchten, daß die französischen Minister, nicht fest genug in ihren Entschlüssen, jetzt durch eine Reihe von Unfällen muthlos gemacht wären, und daß sie daher Ludwigs XV. Ruhm und den Vortheil des Kaisers aufopfern möchten, um sich aus den täglich neu aufwachsenden Verlegenheiten zu retten. Zu dem Zwecke sandte er den jungen Grafen Fink an den König von England unter dem Vorwande, ihm zu seinem Siege Glück zu wünschen, in der That aber in der Absicht, auf Lord Carterets Benehmen ein wachsames Auge zu halten und die Unterhandlungen, die sich in diesem Lager anspinnen könnten, zu ergründen."

In der That wurden die wichtigsten Verhandlungen gepflogen. Um ihre Bedeutung zu erklären, müssen wir weiter ausholen und zuerst einiges über Maria Theresia und ihre politischen Pläne mittheilen.

22.

Maria Theresia und ihre Politik.

Die Noth hatte Maria Theresia nicht gebeugt, im Glück erschlaffte ihre Seele nicht, sondern erhob sich nur zu kühnerem Schwung. Ein wunderbarer Zauber umgab ihr Wesen; alle,

Hohe und Niedere, verſchlagene Staatsmänner wie einfache Naturen, wurden von ihr fortgeriſſen, bei jedem traf ſie den Ton, der in ſeinem Herzen anſchlug. Wie mußte es nicht blos den verdienſtvollen Pálffy, ſondern den geſammten ungariſchen Adel ergreifen, als ſie dem greiſen Palatin ihr ſchönſtes Reitpferd, einen mit Diamanten beſetzten Degen und einen Ring von hohem Werth mit dem Schreiben überſandte: „Mein Vater Pálffy! Ich ſende Euch dieſes Pferd, welches nur von dem edelſten meiner getreuen Unterthanen beſtiegen zu werden würdig iſt. Empfanget zugleich dieſen Degen, mich wider meine Feinde zu beſchützen; und nehmet dieſen Ring als das Zeichen meiner ewigen Zuneigung. Thereſia.“ Wie wußte ſie nicht die Herzen ihrer tapferen Soldaten zu rühren, als ſie an den über Bayern und Franzoſen ſiegreichen Khevenhüller ihr in Lebensgröße gemaltes Bild, mit dem Erzherzog Joſeph auf dem Arme, mit folgendem Schreiben ſandte: „Hier haſt Du eine von aller Welt verlaſſene Königin vor den Augen; was meineſt Du, wird aus dem Kinde werden? Siehe, Deine gnädigſte Frau vertrauet Dir, als einem getreuen Diener, mit dieſem Bildniß ihre ganze Macht und alles, was ihre Herrſchaft vermag. Handle, o Held, als ein getreuer Vaſall, wie Du es vor Gott und der Welt zu verantworten gedenkeſt. Nimm die Gerechtigkeit zum Schilde, und thue, was Du gerecht zu ſein glaubeſt. Sei unparteilich in Beurtheilung unſerer Feinde, folge denen größeſten Thaten des in Gott ruhenden Eugenii, und ſei verſichert, daß Du mit Deinem Geſchlechte jetzo und zu ewigen Zeiten von uns und unſeren Nachkommen alle Gnade, Huld und Dankbarkeit, vor der Welt aber einen unſterblichen Ruhm erlangen wirſt. Solches betheuern Wir bei Unſerer Majeſtät. Lebe wohl und ſtreite wohl. Maria Thereſia.“ In begeiſtertem Jubel entblößten die tapferen Krieger, als ihnen der Brief verleſen wurde, ihre Schwerter,

küßten ſie und warfen dem Bilde ihre Küſſe zu. Wie wußte ſie nicht den ärmſten Landmann zutraulich zu machen und ſein Herz zu erleichtern! Hin und wieder kam es vor, daß er eine Klage gegen einen Beamten, der ihn drückte, nicht ſchriftlich, nicht vor der Umgebung der Königin mündlich vorzubringen wagte. „Sei er nur muthig und ſag' er mirs ins Ohr", rief ihm die Königin zu, und mancher Uebelſtand ward auf dieſe Weiſe raſcher behoben!

Hören wir eine Schilderung der herrlichen Frau, vom eifrigen und ſcharf beobachtenden Diener ihres größten Feindes entworfen und ihm in Chiffreſchrift zugeſendet. 1746 ſchickte Friedrich II. ſeinen Miniſter Podewils als Geſandten an den Hof in Wien und gab ihm den Auftrag, ihm alle bedeutenden Perſönlichkeiten am Hofe zu Wien genau zu ſchildern. Graf Podewils ſchreibt nun: „Ich beginne mit dem Portrait der Kaiſerin-Königin als der Hauptperſon auf meinem Bilde. Ihr Gang iſt frei, ihre Haltung majeſtätiſch, ihre Geſtalt iſt groß, ihr Antlitz rund und voll, ihre Stimme frei. Ihre Augenbraunen ſind ſchön gezogen und wie ihre Haare blond, ohne ins Roth zu ſtreifen. Ihre Augen ſind groß, lebhaft und zugleich voll Milde, wozu ihre Farbe, ein tiefes Blau, nicht wenig beiträgt. Die Naſe iſt regelmäßig, nicht Adler- nicht Stumpfnaſe. Ihre Zähne ſind weiß, ihr Lächeln iſt angenehm. Ihr Mund iſt etwas groß, aber recht ſchön. Nacken und Hals ſind wohl gebildet, die Arme und die Hände aber bewunderungswürdig. Ihr Teint muß es ebenſo geweſen ſein trotz der geringen Sorgfalt, die ſie ſich darum gibt. Sie hat regelmäßig viel Farbe. Ihre Phyſiognomie iſt offen und glücklich, ihre Annäherung iſt heiter und anmuthig, kurz man kann es nicht beſtreiten, ſie iſt eine ſchöne Frau."

„Als ſie den Thron beſtieg, fand ſie das Geheimniß, die Liebe und Bewunderung Aller zu erregen. Ihr Geſchlecht, ihre Schönheit, ihr Unglück trugen nicht wenig zur Verbreitung

ihres Lobes bei. Sie nahm ſich zuſammen, ſie zeigte ſich nur von der guten Seite, leutſelig, fromm, freiſinnig, volksthümlich, barmherzig, muthig, hochſinnig; ſo gewann ſie bald das Herz ihrer Unterthanen, die jetzt die Hinneigung, die ſie zum Kurfürſten von Bayern empfunden hatten, ſich als eine Sünde anrechneten. Sie gab Jedem Gehör, las ſelber die Bittſchriften, ſorgte für Handhabung der Gerechtigkeit, nahm ſich ſelber der Geſchäfte an, belohnte den Einen mit guten Worten, den Anderen mit einem Lächeln oder huldvollen Zuwinken, und wo ſie etwas abſchlagen mußte, that ſie es in der anmuthigſten Weiſe. Sie machte großartige Verſprechungen und bezeugte den frömmſten Sinn, indem ſie oft erklärte, ſie vertraue in allem auf Gott, hielt die Geiſtlichkeit in Ehren, bezeugte Achtung vor der Kirche, tröſtete offenkundig die Armen, gründete Spitäler, vertheilte Geld unter die Soldaten, trat aber, wo es nöthig war, in allem Glanze als Herrſcherin auf, redete die Ständeverſammlung ſelber an, ſchilderte in rührender Weiſe ihre Lage, klagte über das Unglück, in das ſie ihre Feinde ſtürzten, und ſagte, ſie ſei untröſtlich, daß ihre Unterthanen mit ihr und für ſie leiden müßten; verhieß, bei günſtiger Gelegenheit den Eifer eines Jeden zu belohnen, ſicherte den Ungarn die Wiederherſtellung ihrer alten Vorrechte und die Abſtellung vieler Beſchwerden zu. Ueberhaupt bekundete ſie eine große Stärke der Seele, ſie trotzte dem Unglücke und ſuchte durch ihren eigenen Muth den Muth im Herzen ihrer Unterthanen zu entflammen. Man hörte nur Lob über ſie, jeder erhob ſie zum Himmel, alle prieſen ſich glücklich, unter ihrem Scepter zu leben. Die Stände ſteuerten, ſo viel ſie nur aufzubringen vermochten, das Volk trug ſeine Laſten ohne Murren, die Großen ſtreckten ihr Geld vor, oft ohne erſt zu warten, bis man ſie darum bat. Die Ungarn ſtürzten ſich mit Eifer in den Kampf für ſie, Officiere dienten ihr gerne um den

halben Sold, ihre Verbündeten waren überzeugt, daß sie ihnen ungern zur Last fiel und leisteten ihr eifrigen Beistand. Jeder beeilte sich, sich zu opfern für die beste der Fürstinnen. Man vergötterte sie. Jedermann wollte ihr Bildniß besitzen. Nie erschien sie öffentlich, ohne daß das Volk sie mit Jubel und Zuruf empfing!"

„Ihr Geist ist lebhaft und durchdringend, fähig der ernstesten Anstrengung, um verwickelte Geschäfte zu entwirren. Mit einem sicheren Urtheile vereint sie das glücklichste Gedächtniß, dabei beherrscht sie sich dermaßen selber, daß es schwer ist, aus ihrer Miene das zu errathen, was in ihrer Seele vorgeht. Ihr Nahen ist immer heiter, huldvoll, und ermuntert auch die Zaghaftesten. Ihr Benehmen ist ungezwungen und zuvorkommend. Sie spricht gern und gut und drückt sich immer mit Anmuth aus. Der Zutritt zu ihr ist leicht; um Audienz zu bekommen, wendet man sich nur an die Kammerfrau, die gerade Dienst bei ihr hat; selten wird jemand abgewiesen. Die Kaiserin hört voll Geduld und Güte an, was man ihr vorbringt, und nimmt die Bittgesuche selber in Empfang."

„Sie ist sehr arbeitsam und sucht das Staatswesen genau und vollkommen zu kennen. Sie liest die Berichte ihrer Gesandten an den fremden Höfen selber durch oder läßt sie sich vorlesen. Sie sieht den Entwurf aller wichtigen Actenstücke noch einmal durch, ehe sie ins reine geschrieben werden. Sie wohnt regelmäßig den Berathungen ihrer Minister bei, wenn die Geschäfte nur einigermaßen wichtig sind, insbesondere sucht sie das Militärwesen gründlich zu durchschauen und gibt sich alle Mühe, den Charakter und die Fähigkeiten ihrer Generale ganz genau kennen zu lernen, und es gelingt ihr hinreichend. Aus eigener Wahl hat sie alle die ernannt, die im letzten Feldzuge in Italien gedient haben, und es sind dies, wie alle Welt versichert, die

tüchtigſten unter den Officieren. Sie zeichnet das Militär aus das jetzt in viel höherem Anſehen ſteht, als unter dem vorigen Kaiſer. Sie erklärte öfter, nur mit dem Waffenhandwerk könne man in ihrem Reiche ſein Glück machen. Die Officiere, die gerade Wache bei ihr haben, müſſen immer an ihrer Tafel ſpeiſen, ohne Rückſicht auf ihre Geburt, was dem hohen Adel ſehr mißfällt, der auch darum verſtimmt iſt, weil die Kaiſerin in ihrer Abneigung gegen die Etikette einige hergebrachte Förmlichkeiten abgebracht hat. Die Soldaten ſucht ſie durch Freigebigkeit für ſich zu gewinnen, läßt oft Geld unter ſie austheilen und geht ſelten an ihrer Leibwache vorüber, ohne ihr einige Ducaten hinzuwerfen. Auch haben die Soldaten ſie ſehr gerne, denn der Muth der Kaiſerin in ihrem größten Unglücke hat ihr ohnedies ihre Achtung erworben. Es iſt ganz gewiß, daß ſie einige Zeit hindurch im Sinne hatte, ſich ſelbſt an die Spitze ihres Heeres zu ſtellen.“

„Aus Ehrgeiz wünſcht ſie, ſelbſtändig zu regieren, und es gelingt ihr das beſſer, als der Mehrzahl ihrer Vorfahren; aber das Intereſſe, das ihre Umgebung hat, ihr eine genaue Kenntniß der Sachlage zu entziehen und ſie an Abſtellung von Mißbräuchen zu verhindern, aus denen ſie oder ihre Familien Vortheil ziehen, macht das Streben der Kaiſerin oft unnütz oder wenigſtens fruchtlos. Sie durchblickt zwar oft die Täuſchung, in die man ſie wiegen will, hat aber nicht immer die Macht durchzugreifen. Oft ſpricht ſie ihren Unmuth darüber aus und hat oft erklärt, daß ſie Gott am inbrünſtigſten darum bitte, daß er ihr die Augen öffne.“

„Im allgemeinen ſucht ſie die Schwächen ihres Geſchlechtes ſich ferne zu halten, und geizt nach Tugenden, die ihm weniger eigen und ſelten ſein Erbtheil ſind. Es ſcheint, ſie iſt oft unmuthig darüber, daß ſie als Weib und nicht als Mann auf

die Welt kam. Aus ihrer Schönheit macht sie sich gar nichts; ohne sich zu schonen, setzt sie sich jedem Wetter aus, geht oft mehrere Stunden in der größten Hitze oder grimmigsten Kälte spazieren; Kälte erträgt sie übrigens leichter als Hitze. Ebenso verwendet sie wenig Sorgfalt auf ihren Putz; Gallatage ausgenommen trägt sie und nach ihrem Beispiele der Hof ganz einfache Kleider."

„Es wäre unmöglich, sie der Coquetterie zu beschuldigen, nie hat sie sich in dieser Beziehung auch nur das geringste zu Schulden kommen lassen. Sie liebt ihren Gemahl treu und aufrichtig, verlangt aber auch gleiche Liebe von ihm und wacht mit der Eifersucht der Liebe über ihn. Ihre Kinder, die immer um sie sein müssen, liebt sie zärtlich. Am meisten hing ihr Herz am ältesten Töchterlein, das aber gestorben ist. Jetzt ist sie in den kleinen Erzherzog Joseph ganz verliebt, sie läßt ihm manches durchgehen, was sie rügen sollte; doch ist sie auch hin und wieder sehr strenge gegen ihn und will ihn um keinen Preis verziehen. Eines Tages befahl sie, man solle ihm die Ruthe geben. Man stellte ihr vor, noch nie sei ein Erzherzog geschlagen worden; sie entgegnete: „„Es ist auch nie ein Erzherzog so böse und unfolgsam gewesen."" — Gegen die Kaiserin Mutter ist sie voll Zärtlichkeit und Verehrung, gestattet ihr aber keinen Einfluß auf die Geschäfte."

„Sie liebt das Vergnügen, ohne sich aber daran zu hängen. Früher tanzte sie leidenschaftlich, namentlich hatte sie Maskenbälle gern, jetzt macht sie sich nichts mehr daraus; obschon sie gut Clavier spielt, sehr schön singt und eine gründliche Kennerin der Musik ist, so kümmert sie sich doch wenig mehr darum. Ihr liebstes Vergnügen ist ein Spaziergang, namentlich aber ein Spazierritt. Da fliegt sie wie im Sturme dahin; der Kaiser und mehrere Andere haben vergebens versucht, sie davon abzubringen. Sie mußte reiten lernen wegen der ungarischen Krönung und sie

ſetzte es fort aus Politik, weil ſie bemerkte, daß die Ungarn ihre Freude daran hatten, ſie zu Pferde zu ſehen. Nach und nach gewann ſie derart Geſchmack am Reiten, daß es jetzt ihre liebſte Erholung iſt; ſie reitet bald dahin bald dorthin aufs Land, nimmt da oder dort bei einem ihrer Unterthanen ein Frühſtück oder eine Taſſe Caffee. Auch zu Fuße geht ſie oft drei oder vier Stunden in einem fort; auf die Jagd geht ſie nur ſelten und meiſt nur ihrem Gemahl zu Gefallen."

„Von Natur hat ſie eine heitere Stimmung, aber es ſcheint, daß die ſchweren Schickſalsſchläge, unter denen ſie leiden mußte, dieſelbe ſehr verbittert haben. Sie iſt jetzt bisweilen ſcharf und barſch. Es ſcheint, ſie hat ihr Unglück ſchwer zu Herzen genommen, und ich hörte ſie eines Tages ſagen, daß ſie ihr Leben nicht noch einmal von vorne anfangen möchte. Ihre Frauen wagen ſich nicht, in irgend ein Geſchäft ſich zu miſchen, außer auf Seitenwegen. Unter ihren Kammerfrauen hat jetzt eine gewiſſe Fritzen den größten Einfluß auf ſie. Man behauptet, daß dieſe Dame, die immer um die Kaiſerin iſt, viele Gewalt über ihren Geiſt habe, und daß die Kaiſerin ſie oft über Geſchäfte zu Rath ziehe. Doch kann ich letzteres nur ſchwer glauben, denn es iſt unvereinbar mit dem Ehrgeiz dieſer Fürſtin und ihrem Wunſche, ſelbſt zu herrſchen, ſelber alles zu ſehen und zu thun, und verträgt ſich nicht mit der Sorgfalt, mit der ſie auch den leiſeſten Verdacht, daß ſie ſich von jemand leiten laſſe, von ſich fern zu halten ſucht."

„Eine Eigenſchaft hat die Kaiſerin nie verläugnet, die der Großmuth; ſie iſt von Natur wohlwollend und liebt es Menſchen glücklich zu machen. Aber ſie verlangt auch eine dankbare Geſinnung und hat das ſchon oft merken laſſen."

„Ihre Lebensweiſe iſt ſehr regelmäßig, ſie ſteht gewöhnlich im Winter um 6 Uhr, im Sommer um 4 oder 5 Uhr in der

Früh auf und arbeitet den ganzen Vormittag, lieſt die eingelaufenen Berichte, unterzeichnet Befehle, und wohnt den Berathungen ihrer Miniſter bei. Um 1 Uhr ſpeiſt ſie und ruht kaum anderthalb Stunden aus. Hin und wieder ſpeiſt ſie ganz allein. Im Sommer und bisweilen auch im Winter geht ſie nach dem Eſſen allein ſpazieren und lieſt dabei Depeſchen. Gegen 7 Uhr ſetzt ſie ſich zum Spiele, in der Regel bis 8½ Uhr. Dann ißt ſie etwas zu Nacht, meiſt nur eine Fleiſchſuppe, geht ein wenig ſpazieren, und legt ſich vor 10 Uhr zur Ruhe."

„Um ihre Geſundheit kümmert ſie ſich wenig und verläßt ſich auf ihre gute Conſtitution. Wenn es ihr ſehr warm wird ſetzt ſie ſich oft mitten im Winter an das offene Fenſter, das auch in der Regel in ihrem Zimmer offen bleiben muß, wodurch alle beläſtigt werden, nur ſie ſelbſt nicht. Ihre Aerzte ſtellen ihr unaufhörlich vor, ſie werde die üblen Folgen davon ſchon ſpüren, aber ſie lacht nur darüber."

„Was ihre Geſinnung anlangt, ſo habe ich ſchon in früheren Depeſchen einige Züge davon mitgetheilt. Sie hat einen außerordentlichen Ehrgeiz und möchte dem Hauſe Oeſterreich einen noch viel höheren Glanz verſchaffen, als es je unter einem ihrer Vorfahren beſeſſen hat. Sie hat von ihren Ahnen den vollen Haß gegen Frankreich geerbt, mit dem ſie ſchwerlich je auf gutem Fuße ſtehen wird, obſchon ſie Herrin ihrer Leidenſchaft iſt, wenn ihr Intereſſe es erfordert. Sie kann Eure Majeſtät nicht leiden, anerkennt aber Ihre Eigenſchaften. Sie kann den Verluſt Schleſiens nicht vergeſſen, der für ſie, wie ich aus guter Quelle weiß, um ſo ſchmerzlicher iſt, als ihre Truppen zu gleicher Zeit an Ruf verloren haben. Sie hält Eure Majeſtät für ein Hinderniß für Oeſterreichs Vergrößerung und ſein Anſehen im Reiche, das ſie ſo ſehr erweitern möchte, als es je unter einem ihrer Vorfahren geſchah."

Von Maria Thereſias Liebling, dem kleinen Erzherzog Joſeph, bemerkt derſelbe Berichterſtatter: „Der Erzherzog iſt nicht groß für ſein Alter, aber gut gewachſen und ſehr ſchön. Seine Miene iſt angenehm. Er hat die Augen der Kaiſerin, ſonſt aber meiſt die Züge ſeines Vaters. Man flößt ihm vielen Haß gegen Frankreich ein, und das gefällt ihm ſo gut, daß er ſich weigert, die franzöſiſche Sprache zu erlernen und ſie nie ſpricht. Er iſt edelmüthig. Vergangenes Jahr nahm er der Kaiſerin, während ſie in Schönbrunn ſpielte, Geld weg und vertheilte es an arme Officiere und Soldaten.“

Aus dieſer merkwürdigen Schilderung der hohen Frau betonen wir zunächſt nur zwei Züge, ihren Haß gegen Frankreich, den ſteten Feind Deutſchlands, und ihr Streben, das Kaiſerthum ihrem Hauſe zu erhalten und Deutſchland durch ihr Haus ſo groß und mächtig zu machen, als es je unter einem Kaiſer war. Sie fand für ihre Pläne einen Halt an der Stimmung der Bevölkerung, an die ſie ſich wendete, und die in dieſen wichtigen Kriſen politiſchen Tact und einen feurigen Sinn für die Größe ihres Herrſcherhauſes bewies. Als die Nachricht von der Kaiſerwahl Karls VII. eintraf, verſammelten ſich die öſterreichiſchen Stände am 3. Februar 1742 auf der Favorita. Hier ſaß ſie auf dem Throne, das Scepter in der Hand, die Krone auf dem Haupte, zu ihrer Rechten, wo um ein Crucifix die Kerzen brannten, die Geiſtlichkeit, zur Linken der Adel, vor ihr die Abgeordneten der Städte, zu Füßen des Thrones waren ihre Miniſter. Nachdem der Antrag des Kurfürſten von Mainz, der die Wahl meldete und auf Frieden antrug, verleſen war, ergriff die Königin das Wort und ſagte, daß ſie nach reiflicher Erwägung beſchloſſen habe, den Kaiſer nicht anzuerkennen und die von Gott geſegneten Waffen nicht niederzulegen; ſie fragte die Anweſenden, ob ſie in jedem Falle die ſo oft beſchworene Treue

bewähren, und die nöthigen Befehle befolgen, ob ſie Gut und Blut für die Krone und das Vaterland opfern wollten. Ein begeiſtertes Ja war die Antwort, die alte Treue ward von neuem beſchworen.

Die Theilnahme, die Anhänglichkeit an die Herrſcherin waren fortwährend im Steigen, bald ſuchten die einzelnen Völker in Leiſtungen einander zu überbieten. Der Zauber ihrer Perſönlichkeit, die Größe der Gedanken, die ſie vertrat, riß ſie fort. Als ſie von der böhmiſchen Krönung nach Wien zurückkehrte, war da ſchon die Nachricht vom Siege bei Dettingen verbreitet; die Freude war unbeſchreiblich, mit der ſie empfangen wurde; man nannte ſie die Große, die Liebreiche, das Volk ſtimmte das Te Deum an, als es ihrer anſichtig ward; ihr wurde es zu viel: „Ich kann nicht mehr, meine Kinder“, rief ſie, „laſſet mich!“ Aber ſo demüthig ſie auch zu weit gehende Huldigungen zurückwies, ſo gab doch dieſe Zuſtimmung des Volkes ihrer Haltung Zuverſicht und ihren Gedanken Schwung; ſie fühlte ſich als die Tochter einer Reihe von Kaiſern. Wer mag es da übel deuten, daß ſie den größten ihrer Ahnen würdig an die Seite zu treten, die höchſte Krone der Chriſtenheit wieder an ihr Haus zu bringen, den Glanz und die Macht dieſes Hauſes ſo weit als möglich zu erhöhen trachtete? Ihr Streben ging dahin, Deutſchland und deſſen Kaiſerwürde wieder die Stellung zu geben, die es Jahrhunderte hindurch unter den Staaten Europas eingenommen hatte. Innere Spaltung, welche die franzöſiſche Politik klug benützte, hatte das römiſch-deutſche Kaiſerreich um den Ehrenplatz, um die Macht, um das ſtolze Selbſtgefühl ſeiner Angehörigen gebracht. Sollte Deutſchland wieder geholfen ſein, ſo mußte es geeinigt, ſo mußten Bayern, Preußen und Sachſen gedemüthigt, ſo mußten dem Franzoſen

die Länder wieder genommen werden, die er durch Liſt, Verrath und Gewalt an ſich geriſſen hatte: Elſaß, Lothringen, die Gebiete von Metz, Toul und Verdun. Darum wollte Maria Thereſia, als das Glück ihren Waffen lächelte, den Krieg gegen Frankreich mit aller Kraft fortſetzen; als Entſchädigung für Schleſien ſollte Bayern mit Oeſterreich vereint und das bayeriſche Haus durch Lothringen oder Neapel oder die Niederlande entſchädigt werden. Der Spanier ſollte Neapel und Sicilien, das er Karl VI. ſo ſchamlos entriſſen, wieder verlieren und der Sardinier für ſeine Hilfe durch Gebiete in Italien belohnt werden. An Khevenhüller ſchreibt ſie: „Da Engelland mit ungemein großer Heftigkeit auf den Vergleich mit Preußen gedrungen, und außerdeme zu keiner hülfsleiſtung ſich einverſtehen wollen: ſo hat derſelbe anderſt nicht, als ſehr koſtbar ausfallen können. Iſt alſo zu ſehen, daß dieſer Verluſt anderwärts wieder eingebracht werde. So nicht wohl in andere weege ſich bewirken läßt, als wann wenigſtens der Innſtrich nebſt der Grafſchaft Cham und Oberen Pfalz Meinem Erzhauß zu theil, und allenfalls dem Kurhaus Bayern mit Abbruch der treuloſen Cron Frankreich, wann es ſich von ſelber trennet, ein Aequivalent verſchaffet wird.“

23.

Die Verhandlungen und der Vertrag zu Worms. Säculariſations-Pläne.

Wie verhielt ſich England zu dieſen Planen Maria Thereſias? Robinſon fand, vom Zauber ihres Weſens hingeriſſen, ihr Verlangen nach Entſchädigung, ihre Erbitterung gegen Frankreich nur gerecht: „Ich konnte nicht umhin“, ſchreibt er nach London an ſeinen Miniſter, „ihren gegenwärtigen Kummer

einigermaßen zu erleichtern, indem ich verſprach, ihre Wünſche in Zukunft meinem Hofe im vortheilhafteſten Lichte darzuſtellen.“ Der Miniſter Carteret verſprach Entſchädigung; England werde alles thun, um Sardinien zur Wiedereroberung Neapels und Siciliens für Maria Thereſia zu vermögen. Er war ein hochbegabter, aber kein feſter Mann; „er iſt niemals nüchtern“, ſchreibt Horace Walpole über ihn, „aber ſein Geiſt und ſeine Gaben erregen Erſtaunen“; man nannte ſeine Verwaltung die betrunkene Regierung. Um ſo feuriger war Graf Stair, der Anführer der britiſchen Truppen in Deutſchland. Obſchon 88 Jahre alt und weißen Haares, war er noch voll Jugendfeuers; unter dem Schnee glühte ein Vulcan. Er haßte Frankreich mit der Gluth eines Whig von 1688. Die Freiheit Europas war nach ſeiner Anſicht ſo lange bedroht, als Frankreich ſo mächtig ſei, darum müſſe es verkleinert werden, die Niederlande müſſen bis zur Somme ausgedehnt und dieſes Gebiet mit Lothringen, mit den Bisthümern Metz, Toul und Verdun, Luxemburg, der Franchecomté und dem Elſaß zu einem Grenzſtaate gegen Frankreich vereint und an Kaiſer Karl VII., Bayern aber als Entſchädigung für Schleſien an Maria Thereſia abgetreten werden. Neapel und Sicilien ſollten Sardinien und Maria Thereſia theilen. Dann ſei man ſicher vor Frankreich und vor Spaniens Eroberungsſucht. Wie Simeon, als er den Erlöſer ſah, ſo wäre auch Stair gerne geſtorben, wenn er an der Spitze eines deutſch-engliſchen Heeres vor Paris den Franzoſen den demüthigenden Frieden dictiren und dadurch Europa für immer Ruhe hätte verſchaffen können.

Stair wollte Sachſen ſchonen und gegen Maria Thereſias Rath Friedrich in ſeinen Plan hineinziehen; für ſeine Mithilfe ſolle er einen Gebietszuwachs in Polen bekommen. So erfuhr denn Friedrich von dieſem Plane und that ſogleich das Mögliche,

um ihn ſcheitern zu machen. Das beſte Vertheidigungs-Bündniß, erklärte er, ſei ein Bund zwiſchen England, Preußen und Holland, Lord Stair aber ſei ein wüthender ſinnloſer Menſch. Friedrich heuchelte auf einmal beſondere Verehrung für Kaiſer Karl VII., obſchon er ihn zweimal in Stich gelaſſen hatte. Der Kern ſeiner Politik liegt in ſeinen eigenen Worten: „Sollte das Haus Oeſterreich eine entſcheidende Uebermacht im deutſchen Reiche bekommen, ſo verlor Preußen ſeinen Einfluß auf die allgemeinen Reichsangelegenheiten. Man mußte es alſo zu hintertreiben ſuchen, daß der König von England und die Königin von Ungarn, durch die wahrſcheinliche Hoffnung glücklicher Erfolge geblendet, den Kaiſer des Thrones entſetzen".

Auch Kaiſer Karl VII. hatte Pläne, die Deutſchland umgeſtaltet hätten. Er war ein armer Kaiſer! Die Frankfurter verſagten ihm bereits den Credit für ſeinen Haushalt. Als Noailles vor der Schlacht bei Dettingen nach Frankfurt kam, war das erſte, daß der deutſche Kaiſer über Geldnoth klagte und beim franzöſiſchen General 40.000 Kronen borgte. Er fühlte wohl, daß er die Kaiſerkrone nicht werde behaupten können. Aber etwas wollte er doch haben für ſeine vielen Sorgen und Enttäuſchungen und Seelenleiden, einen Erſatz wenigſtens für die vielen Opfer an Blut und Geld, die ſein tapferes kernhaftes und gutes Volk für ſeine verfehlte Politik hatte bringen müſſen. Bayern ſollte ein Königreich und ſo groß werden, daß es 6 Millionen Gulden Einkünfte abwerfe und ein Heer von 40.000 Mann halten könne! Aber woher nehmen ohne zu rauben? Stücke von Tyrol, Oberöſterreich und Böhmen, Beſitzungen in Schwaben wären ihm ſehr willkommen geweſen; allein er hatte gar zu bitter empfunden, wie feſt der Geiſt Maria Thereſias und wie ſchneidig die Schwerter ihrer tapfern Krieger waren. Kirchenraub und Unterdrückung einiger freien Städte

ſollte helfen; die freien Städte Ulm und Augsburg ſollten königlich, die geiſtlichen Fürſtenthümer Salzburg, Paſſau, Freiſingen, Regensburg, Eichſtädt, Augsburg ſollten für Bayern eingezogen oder ſäculariſirt werden. Um die anderen Fürſten für den Plan zu gewinnen, ſollten ſie auch rauben dürfen. Der liebe Vetter in der Pfalz ſollte Worms und Speyer bekommen, und die kurpfälziſchen Miniſter waren auf einmal Feuer und Flamme für dieſen Plan. Der König von Preußen fand großes Wohlgefallen an der Sache, denn er hätte Münſter und Paderborn gerne eingeſteckt. Auf den katholiſchen Clerus, meinte er, brauche man keine Rückſicht zu nehmen, wo es ſich um das „Wohl des Vaterlandes“ handle. Auch Georg II. von England, der bei der Theilung des Raubes auf Osnabrück und Hildesheim rechnete, fand den Entwurf reizend; nur gegen die Einziehung der freien Reichsſtädte Augsburg und Ulm hatte er Einwendungen, denn die Engländer und Holländer kamen häufig in Handelsverbindung mit ihnen. Die proteſtantiſchen Miniſter Englands hätten gar nichts dagegen gehabt, wenn alle katholiſchen Bisthümer Deutſchlands eingezogen worden wären. Andere kleine Fürſten wollten auch nicht leer ausgehen, Sachſen wollte ein Königreich, Heſſen-Kaſſel ein Kurfürſtenthum werden, wenn ſie durch Einziehung katholiſcher Stifte ſich vergrößert hätten. So wäre dann Deutſchland damals ſchon geworden, was es jetzt iſt, ein Haufen von ſouveränen Staaten, der letzte Schimmer der Einheit Deutſchlands wäre geſchwunden!

Da machte Maria Thereſia den Herren einen Strich durch die Rechnung. Der Scharfſinn ihrer Diplomaten hatte dieſen Plan bald ausgewittert und ſie machte ihn bekannt und dadurch zu nichte, indem ſie ſich an die öffentliche Meinung wandte: „Der bayeriſche Hof ſei eben ſo gewaltſam gegen Niedere, als

knechtiſch Höheren gegenüber; Reichsunmittelbare wolle er zu Landſaſſen machen und geiſtliche Stände vernichten. Die Königin könne auch dabei ihren Vortheil haben; ſie verſchmähe aber, durch Kirchenraub zu gewinnen.“ Das Aufſehen, das dieſe Veröffentlichung hervorbrachte, war ſo gewaltig, daß der Kaiſer den ganzen Plan ableugnete. Nicht blos die bedrohten Kleinen ſchrieen laut und hielten fortan treu zu ihrer Retterin Maria Thereſia, ſondern auch Holland wurde jetzt feurig für ſie, weil nach dem Plane der Bayer Belgien ſo lange haben ſollte, bis er 6 Millionen Einkünfte beziehe. Wie könne dieſer unverbeſſerliche Vaſall Ludwigs XV., hieß es, den Grenzſchutz der Feſtungen gegen Frankreich, der im ſogenannten Barrierenvertrag bedungen worden war, aufrecht erhalten?

In dieſem Plane und den Verhandlungen darüber liegt der Grund, warum Georg II. nach der Schlacht bei Dettingen mit ſeinen 15.000 Mann nichts that, den Sieg zu benutzen. Er liebäugelte mit dem Kaiſer: „Er wolle das Mögliche für ihn thun, Karl werde mehr erlangen, als man erwarte;“ denn nur der Kaiſer konnte ihm zu den Stiften Osnabrück und Hildesheim, die Georg II. für ſich einzuziehen wünſchte, verhelfen. Ein Vertrag ward zwiſchen ihm und dem Bayer verhandelt; der Bayer verſprach: er wolle verzichten auf die öſterreichiſchen Erblande, er wolle Maria Thereſia als Königin von Böhmen und Ungarn anerkennen, er wolle die böhmiſche Stimme in den Reichsgeſchäften wieder herſtellen, er wolle die Franzoſen aus Eger und Ingolſtadt entfernen und zu einem allgemeinen Frieden zwingen. Dafür verſprach Georg II.: Karl Albert ſolle Bayern zurück erhalten, er ſolle ein angemeſſenes Einkommen und ſeine Nachfolger die Königswürde und dermalen vom König von England Hilfsgelder bekommen. Friedrich II. ſtimmte bei, nur könne er nicht gegen Frankreich das Schwert ziehen. Der Ver-

trag war dem Abſchluſſe nahe; Carteret hatte, um in Gunſt beim Könige zu bleiben, in alles eingewilligt, nur um vierzehn Tage Friſt gebeten, bis ein Courier aus England mit der Zuſtimmung der übrigen Miniſter da ſein könne. Karl Albert war wieder einmal hoffnungsfreudig!

Der Courier kam am 1. Auguſt zurück. Lord Stair, unzufrieden mit der Säumigkeit des Königs und voll Unwillen über das, was vorging, hatte ſeine Stelle niedergelegt, mit ihm viele Officiere. Sie kehrten nach England zurück, ſie ſchlugen Lärm über den Gang der auswärtigen Politik. Der Unmuth der Nation ſchwoll hoch an, Toaſte wurden üblich: „Kein hannoveriſcher König!“ Am bitterſten ward empfunden, daß der König, anſtatt Frankreich zu demüthigen, thatlos in Worms ſtand und dem unverbeſſerlichen Vaſallen Frankreichs Hilfsgelder verſprach. Am grimmigſten wurde der Haß gegen Lord Carteret; der junge Pitt ſchalt ihn öffentlich „einen hannoveriſchen, einen verabſcheuungswürdigen Miniſter, welcher von dem Tranke geſchlürft zu haben ſcheine, der die Menſchen ihr Vaterland vergeſſen laſſe.“ So mußte denn Carteret die Verhandlungen abbrechen, obſchon er ſchamroth wurde, wenn er die ſah, mit denen er ſie angeknüpft hatte.

So kam es denn jetzt in Worms zu einem ganz andern Vertrag, da die Stimmung der engliſchen Nation Krieg gegen Spanien und Frankreich verlangte. Der Vertrag wurde zwiſchen dem öſterreichiſchen Geſandten Wasner, dem Sardinier Oſorio und dem Miniſter Carteret am 13. September 1743 abgeſchloſſen. Oeſterreich verhieß jetzt vertragsmäßig an den König von Sardinien, was es ihm früher ſchon in Ausſicht geſtellt hatte, nämlich: Vigevano, den größten Theil des Gebietes von Pavia, Piacenza und das Recht auf Finale, das Karl VI. an Genua um 1,200.000 Piaſter unter der Bedingung verkauft hatte, daß

er gegen Erlegung des Kaufpreiſes das Ländchen wieder einlöſen könne. Der Sarde ſollte nun das Ländchen gegen Erlegung der genannten Summe an Genua bekommen; von England ſollte er 300.000 Pfund ſogleich und für die Zukunft 200.000 Pfund Hilfsgelder jährlich beziehen. Dagegen verſprach Karl Emanuel, an der Spitze von 45.000 Mann, zu denen noch 30.000 Oeſterreicher ſtoßen ſollten, den Krieg gegen Spanier und Franzoſen zu führen, und entſagte ſeinen Anſprüchen auf das Mailändiſche. England verſprach, eine ſtarke Flotte in das Mittelmeer zu ſenden. Von Neapel und Sicilien ſagt der Vertrag nichts, deßungeachtet waren die Drei einig, daß es erobert und daß es mit der Königswürde an Karl Albert, Bayern hingegen an Maria Thereſia fallen ſolle. Elſaß und Lothringen, die erobert werden ſollten, wollte Maria Thereſia für ſich behalten. Nur ungern willigte Maria Thereſia in Abtretungen in Italien. „England", ließ ſie Georg ſagen, „will Opfer auf Opfer von mir; wenn ich, was man verlangt, abtrete, ſo wird es ſich nicht der Mühe lohnen, das, was mir in Italien bleibt, zu vertheidigen, und die Wahl, die man mir läßt, iſt die, mich von Frankreich oder von England ausplündern zu laſſen". Dennoch war dieſer Vertrag gegen den früher von Carteret entworfenen ein großer Vortheil für ſie.

Ein anderer Vortheil erwuchs für Maria Thereſia in dieſem Jahre aus dem Tode des Kurfürſten von Mainz, Philipps von Elz, eines eifrigen Anhängers des Bayern. Die Domherren wußten, daß der Kaiſer ſeinen Bruder Karl Theodor zum Coadjutor dieſes Stiftes machen wollte, mochten aber nicht unter einem bayeriſchen Prinzen ſtehen und wählten darum ſchnell unter dem Eindrucke, den die Siege Maria Thereſias und der Zug der pragmatiſchen Armee rheinaufwärts hervorbrachten, am 23. April den öſterreichiſch geſinnten Grafen Oſtein zum

Erzbischof. Dieser brachte am 23. September den Protest der Königin zur Dictatur, d. h. er ward im Reichstage vorgelesen. Darin protestirte nun Maria Theresia gegen die Ausschließung der böhmischen Stimme von der Kaiserwahl, bestritt dadurch die Rechtmäßigkeit dieser Wahl, ebenso der Verlegung des Reichstages von Regensburg nach Frankfurt, erklärte alles, was daraus erfolgt sei, für ungiltig, forderte Genugthuung für das Vergangene und Sicherstellung für die Zukunft!

24.

Der französische Kriegsplan.

So war denn Krieg wieder die Losung! Zwar am Oberrhein kam es, wie gesagt, zu keinem Kampfe mehr in diesem Jahre; Prinz Karl eilte, nachdem er sein Heer in Winterquartiere verlegt, nach Wien, um sich mit der Schwester Maria Theresias, der Erzherzogin Maria Anna, zu vermählen. Es war keine Ehe, die die Politik zu Stande brachte, es war ein Bund der Herzen. Prinz Karl wurde zum Statthalter der Niederlande ernannt. Bald nach dieser Feier verschied in Wien der verdiente Khevenhüller. Thränen entstürzten dem Auge der Königin, als sie die Kunde vom Tode des Helden vernahm. „Ich verliere an ihm einen getreuen Unterthan und Beschützer", rief sie, „welchen nur Gott belohnen kann."

Dagegen kam es in Italien in diesem Jahre noch zu ernsten Kämpfen. Als der Vertrag von Worms bekannt wurde, schickte das Cabinet zu Versailles 10.000 Franzosen zu den Spaniern, die sich bei Moutiers zusammenzogen, während die Piemontesen Stellung bei Aosta nahmen. Franzosen und Spanier sollten über Saluzzo in das Genuesische einrücken und von da in die Lombardie, um sich mit dem Heere unter Gages zu ver-

einen. Den Uebergang über den Mont Cenis fand Minas wohl bewacht, die Franzoſen und Spanier ſammelten ſich deshalb in Briancon. Von dort brachen ſie am 27. September auf, die Franzoſen ſollten über den Col von St. Veran vordringen, die Spanier über den Col de l'Agnello. Auf der halben Höhe der Berge fing es ſchon an zu ſchneien, man lagerte bei heftiger Kälte auf Schnee und Eis. Unerſteigliche Berge rechts und links, unangreifbare Verſchanzungen vor der Fronte, gegen welche alle Keckheit der Miguelets oder Bergſteiger, alle Macht des Geſchützes nichts vermochten! Vergebens beſchoß Minas Caſtelponte, vergebens ſuchte er das Thal Vraita ſich zu öffnen: die Piemonteſen ſtanden, 15.000 Mann ſtark, hinter guten Verſchanzungen. Beim Angriff auf die Stellung von Belins ſollten die Spanier die Höhen erklimmen, ohne daß ſie ſich gegen die herabfliegenden Kugeln und niederdonnernden Felſen wehren konnten; ſie wurden unter gräßlichem Verluſt zurückgeworfen. Die Franzoſen, welche die Stellung umgehen ſollten, ſtießen bald auf einen Gletſcher, der ihr Vordringen hemmte, und als ſie ſich in die Tiefe hinabſenkten, ſtanden ſie auf einmal vor einer fünfzig Klafter tiefen Schlucht, an deren Rand hin piemonteſiſches Geſchütz ſie niederſchmetterte. Am 10. October entſchied ſich Don Philipp für den Rückzug, der war aber ſehr ſchwer; das Heer litt unſäglich durch Kälte und Hunger, die piemonteſiſchen Geſchütze riſſen ganze Colonnen nieder, in der Nacht vom 12. auf den 13. October fiel tiefer Schnee. Die Feldgeſchütze mußte man ſtehen laſſen, nur die Berg-Kanonen brachte man weiter. Minas warf zuerſt ſein Gepäck in den Abgrund, die Uebrigen mußten ſeinem Beiſpiele folgen. Als man die Winterquartiere erreichte — die Franzoſen in der Dauphiné, die Spanier in Savoyen — brachen unter denen, die ſich gerettet hatten, in Folge der Strapazen tödtliche Krankheiten aus.

Dem Vertrage von Worms ſchleuderte der franzöſiſche Hof am 25. October 1743 einen Vertrag mit Philipp V. (pacte de famille) entgegen, worin beide Mächte ſich für unauflöslich verbunden erklärten. Frankreich verſprach an England und Sardinien den Krieg zu erklären, Spanien in der Eroberung von ganz Mailand und Parma für Don Philipp zu unterſtützen, und mit England nicht weiter zu verhandeln, ehe Gibraltar und Port Mahon auf Minorca an Spanien zurückgeſtellt wären. Alſo Frankreich verſprach einen Krieg zum Nutzen Spaniens zu führen, ohne ſich ſelbſt einen weſentlichen Vortheil auszubedingen, und Ludwig unterſchrieb auf Maurepas Antreiben den Vertrag, obſchon er wußte, daß derſelbe für Frankreich nur Opfer bringe! Der Krieg ſollte geführt werden zur See wie zu Land, im Mittelmeer wie auf dem Ocean, in Italien wie in den Niederlanden. Aber man wollte ferner England einmal ans Herz gehen, ihm durch eine Revolution im eigenen Lande die ernſteſten Gefahren bereiten, das Haus Hannover ſtürzen, das Haus Stuart wieder auf den Thron ſetzen und ſo den läſtigen Feind in einen abhängigen Verbündeten verwandeln.

Die Stuarts waren durch die Revolution von 1688 vom engliſchen Throne geſtoßen worden, hatten aber noch immer Anhänger in England und Schottland, wie etwa heutzutage die Bourbonen noch immer einen Anhang in Frankreich haben. Der Sohn des durch die glorreiche Revolution vertriebenen Königs Jakobs II. lebte als Jakob III., König von England, damals in Rom. Er hatte einem Franzoſen, Tencin, ſeinerzeit zur Cardinalswürde verholfen und dieſer bezeigte jetzt ſeinen Dank, indem er als Miniſter Ludwig XV. zum Verſuche beredete, die Stuarts wieder auf den engliſchen Thron zu bringen. Eine Flotte wurde zu einer Landung in England ausgerüſtet und mit

Jakob III. insgeheim verhandelt, daß er den Zug mitmache. Von Alter und Sorgen niedergedrückt, lehnte Jakob III. für sich den Vorschlag ab, und ernannte seinen 24jährigen Sohn Karl Eduard zum Regenten. Karl Stuart war ein schöner hochgewachsener muthiger Jüngling von athletischer Stärke, unternehmend, von Hoffnung strahlend, mit allen Eigenschaften begabt, Anhänger an sich zu fesseln; nicht so gebildet und gelehrt wie sein Vater, war er aber unendlich thatkräftiger als dieser; er hatte im spanischen Heere schon einen Feldzug mitgemacht, er liebte den Krieg, er verachtete die Gefahr, sein Verstand war hell, sein Ehrgefühl lebhaft, seine Gesinnung ritterlich; stolz gegen seines Gleichen, war er freundlich gegen Untergebene, mild gegen Gefangene und Unglückliche.

Um den englischen Spionen in Rom keine Andeutung zu geben, verließ Karl in der Nacht vom 9. Januar 1744 Rom unter dem Vorwande, er wolle in der Campagna jagen, und reiste, nur von einem treuen Diener begleitet, Tag und Nacht bis Savona. Von dort ging er zur See und kam auf einem kleinen Fahrzeuge mitten durch die englische Flotte hindurch glücklich nach Antibes. Am 20. Januar hatte er mit seinen wichtigsten Anhängern eine geheime Zusammenkunft in Paris, dann wartete er in Gravelines die Abfahrt der französischen Flotte ab; 15.000 Veteranen sollten unter dem tüchtigsten Officiere des französischen Heeres, dem Marschall Moriz von Sachsen, das Unternehmen mitmachen und eine Flotte von 18 Linienschiffen unter Roqueville die Transportschiffe geleiten. Roqueville kam bis zur Insel Wight, traf die englische Kriegsflotte nicht, hielt das Meer für frei, sandte ein Schiff mit dieser Meldung nach Dünkirchen und kehrte nach Frankreich zurück. Die Transportflotte fuhr ab, aber ein fürchterlicher Sturm brach aus, mehrere Schiffe versanken, die anderen kehrten um. Die Regierung gab

den Verſuch auf, der Marſchall von Sachſen mußte mit ſeinen Soldaten nach den Niederlanden, Karl Stuart aber gab ſeine Hoffnung nicht auf, in einem Fiſcherboote wollte er nach der Inſel hinüber, weil ſeine Anhänger gerüſtet ſeien. Nur ungern gab er ſeinen Rathgebern nach und kehrte nach Paris zurück, wo er in einem einſamen abgelegenen Hauſe beſſeren Zeiten entgegen harrte.

Bald nachher kam es zu einem Kampfe im Mittelmeer; die franzöſiſche und ſpaniſche Flotte fuhren aus Toulon aus, um der engliſchen unter Matthews, die den Hafen blokirte, eine Schlacht anzubieten. Die franzöſiſch-ſpaniſche Flotte war nur 27, die engliſche 30 Schiffe ſtark. Der Kampf, der ſich in der Nähe des Vorgebirges Sice am 22. Februar entſpann, war heftig, aber wegen der Uneinigkeit der engliſchen Anführer unentſchieden. Den Spaniern erſchien aber, weil ſie die See gegen die Engländer behauptet hatten, der Erfolg ſo groß, daß ſie ihren Admiral Don Navarro zum Marquis della Vittoria ernannten.

Und nun erfolgte am 15. März 1744 die franzöſiſche Kriegserklärung gegen den König von England wegen Bruchs des Vertrages von Hannover, wegen Angriffs auf franzöſiſche Schiffe, wegen der Blocade des Hafens von Toulon. Mit Jubel empfing das Volk von Frankreich die Kriegserklärung gegen England; der alte Haß gegen den Nachbar über dem Canale, mit dem man ſchon ſo oft Leib an Leib gerungen, erwachte zu neuer Glut, einzelne Provinzen ſtellten aus eigenem Antriebe der Regierung Regimenter zur Verfügung. Aber auch in England ſchwoll die Kriegsluſt gegen Frankreich hoch an, die Stimmung hinſichtlich der Dynaſtie ſchlug um, die ſie bekämpfenden Parteien vergaßen ihren Haß und dachten nur an die gemeinſame Gefahr, der alte Stair unterdrückte ſeinen Groll und bot dem Könige ſeine

Dienſte an, und erhielt wieder den Oberbefehl über die Armee. Das Parlament bewilligte 10 Millionen Pfund für den Krieg, darunter 300.000 Pfund Hilfsgelder für Maria Thereſia und 200.000 Pfund für den Sardinier. Die Habeas-Corpus-Acte wurde ſuspendirt, die Stuarts wurden, wenn ſie landen ſollten, für außer dem Geſetze erklärt.

Am 26. April 1744 erließ Frankreich die Kriegserklärung gegen die Königin von Ungarn wegen Angriffs auf das Elſaß und auf Lothringen.

So dehnte ſich denn der Schauplatz des Krieges im Jahre 1744 noch weiter aus als bisher. Zuerſt begann der Kampf in Italien.

25.

Der Krieg in Italien im Jahre 1744.

Am Var ſammelten ſich 14.000 Spanier und 20.000 Franzoſen unter Don Philipp und Prinz Conti, in Savoyen ließ man nur 4000 Spanier unter Sade zurück. Um das Vordringen der Feinde zu hindern und mit der engliſchen Flotte in Verbindung zu bleiben, nahmen die Piemonteſen eine verſchanzte Stellung bei Villafranca ein, 6000 Mann ſtark unter dem Marquis von Suſa. In der Nacht auf den 1. April überſchritten die Franzoſen den Var, ihr Verſuch auf das verſchanzte Lager der Piemonteſen wurde jedoch durch ein Gewitter vereitelt, das den ſeichten Bagleone zum Strome anſchwellen ließ. Am 20. April gewannen ſie eine Vorhut durch Verrath, wobei der Marquis von Suſa gefangen wurde. Ein Angriff auf das Hauptwerk aber mißlang nach hartnäckigem Kampfe. Die Piemonteſen, auf 4500 Streiter herabgeſunken, glaubten jedoch, dieſe Stellung gegen die Ueberzahl nicht länger behaupten zu können und fuhren in der nächſten Nacht auf engliſchen Schiffen nach Oneglia.

Unter den Franco-Spaniern brach aber jetzt Zwieſpalt aus. Conti wollte Piemont erobern, Don Philipp aber durch das Genueſiſche nach Parma vordringen; die Franzoſen zogen dem Col di Tenda zu, die Spanier gegen Oneglia, die Piemonteſen wichen vor ihnen in das Stura-Thal zurück. Indeſſen bedrohte der König von Sardinien bei Exilles die Dauphiné; darum zog Conti nach Briancon, die Spanier gingen ihm nach und am 20. Juni über den Var zurück, indem ſie einige tauſend Mann in der Grafſchaft Nizza ließen. Conti wollte durch das Stura-Thal vordringen, welches geräumig, leicht zugänglich iſt, jedoch beim Dorf Breſſe eng und durch zwei hohe Felſen, die ſogenannten Barricaden geſperrt wird. Aber dieſe Stellung wurde von den Franzoſen umgangen und die Piemonteſen mußten ſich zurückziehen. Zu gleicher Zeit drangen die Franzoſen im Vraita-Thal vor, nahmen jedoch die Stellung am langen Stein nur nach einem harten Kampfe, der ihnen gegen 1000 Todte und gleich viele Verwundete koſtete. Die Feſtung Demonte ward genommen, der Erfolg des Feldzuges hing jedoch von Cuneo ab; wer es beſaß, konnte in Piemont überwintern. Der Vertheidiger, General Leutrum, war ein tapferer einſichtsvoller Mann, und der König von Sardinien gab ſich alle Mühe, die Feſtung zu entſetzen. Ein Angriff auf Madonna del Olmo, durch die Hitze der Croaten zu früh begonnen, führte zu einer Schlacht, die jedoch unentſchieden blieb. Indeſſen wurde die Lage der Franzoſen und Spanier immer ſchwieriger, ihre Zufuhren wurden meiſt aufgehoben, von allen Seiten erfolgten Angriffe. Dazu kamen Krankheiten und das kalte ungeſtüme Herbſtwetter. Die Soldaten mußten ſich von Kaſtanien und halbreifen Trauben nähren. Die Waldenſer verſchonten keinen Franzoſen oder Spanier, der in ihre Gewalt fiel. So begann man denn am 23. October den Rückzug, auf dem man aber durch Sturm,

Krankheiten und die Angriffe der Waldenſer, welche dem Feinde überall auf der Ferſe waren, noch große Verluſte erlitt. Mit allen dieſen Opfern hatte man nur die Grafſchaft Nizza gewonnen. Die Oeſterreicher kehrten in die Lombardei zurück.

In Mittel-Italien begann Lobkowitz mit 14.000 Mann am 6. März den Feldzug gegen Gages, der bei Peſaro eine feſte Stellung mit 10.000 inne hatte. Lobkowitz wollte ſeinen Gegner umgehen und zum Schlagen zwingen, Gages zog ſich aber in einem fort zurück bis unter die Kanonen von Pescara. Hätten die Spanier nicht auf dem Rückzuge alle Brücken abgebrochen, und die angeſchwollenen Bergflüſſe nicht den Feldmarſchall-Lieutenant Browne in ſeinen Verfolgungen überall aufgehalten, ſo hätten die Oeſterreicher die Spanier ſchlagen können, ehe ſich dieſe mit den Neapolitanern vereinten. Die Oeſterreicher ſtanden nun in Cantonirungen um Macerata, bis Maria Thereſia Befehl gab, das Königreich Neapel anzugreifen.

In Neapel war große Sorge um die Zukunft: unterſtützte man die Spanier, und der König von Neapel war ja der Sohn des Königs von Spanien, ſo brach man die den Engländern angelobte Neutralität. Nach vielem Schwanken entſchied man ſich endlich doch, die neapolitaniſchen Truppen zu den ſpaniſchen ſtoßen zu laſſen und den Oeſterreichern den Eintritt in das Königreich Neapel zu wehren. Bis die engliſche Flotte, die gerade in Mahon zur Ausbeſſerung lag, ankommen würde, hoffte man den Hafen befeſtigt zu haben. Weil man der Stimmung in der Hauptſtadt, wo das öſterreichiſche Regiment noch in guter Erinnerung ſtand, nicht recht traute, ſo zog die Königin nach Gaëta, der König aber mit ſeinem Heere nach Caſtel di Sangro über die Apenninen. Als der König jedoch aus Rom von ſeinem eifrigen Cardinal Aquaviva, der durch einen Beſtochenen im Hauſe des öſterreichiſchen Botſchafters Grafen Thun alle Pläne der

Gegner erfuhr, die Kunde erhielt, daß die Oeſterreicher über Ceperano in Neapel eindringen wollten, ſo brach er am 13. April über die Apenninen nach St. Germano auf und gebot Gages zu ihm zu ſtoßen. In der That zog Lobkowitz im Mai über Macerata, Spoleto, Civita Caſtellana über die Tiber, nahm Stellung bei Monte Rotondo und beſetzte Tivoli. Die Spanier und Neapolitaner beſetzten Velletri und die Oeſterreicher hierauf Frascati und zuletzt die Umgebung des Sees Nemi. Statt ſchnell die Verbündeten in ihrer ungünſtigen Stellung anzugreifen und zu ſchlagen, beſchloß Lobkowitz, ſie einzuengen und zum Verlaſſen ihrer Stellung zu zwingen. Die Gegner merkten dies und nahmen durch Ueberfall in der Nacht auf den 16. Juni die Stellung der Oeſterreicher auf dem Berge Spina und Artemiſio. Zum Glücke für die Oeſterreicher verſäumte es Gages ihre Verwirrung zu benützen. Bald darauf nahmen die Oeſterreicher den Spina wieder weg und ſchlugen ihr Hauptquartier in Genſano auf. Hier traf Commodore Long ein, der mit 7 Schiffen in der Nähe ſtand, und man beſchloß, auf engliſchen Schiffen 2000 Oeſterreicher nach Neapel zu bringen, die ſich der Stadt bemächtigen und einen Aufſtand für Maria Thereſia erregen ſollten. Ehe dies noch ins Werk geſetzt wurde, beſchloß Lobkowitz Velletri zu überfallen, um den König von Neapel und den Herzog von Modena dort gefangen zu nehmen. Der Ueberfall gelang aber nur zum Theil. Browne überraſchte am 11. Auguſt in der Frühe die Vorpoſten, ſprengte ein Thor, drang in die Stadt ein, in welcher alles in Verwirrung war, und hätte Velletri vielleicht behauptet, hätten die Grenzer Mannszucht gehalten und ſich nicht in die Häuſer zerſtreut, um zu plündern. Die Linientruppen wurden vom Beiſpiele der Grenzer fortgeriſſen und ſo bekam der Feind Zeit, ſich zu ordnen und es gelang dem König und dem Herzog aus der Stadt zu entfliehen. Indeß gelang den Oeſter-

reichern der Angriff auf Artemiſio gleichfalls nur zur Hälfte. Bald begann in der Stadt ein wilder Kampf zwiſchen den Schweizern und Wallonen einerſeits und den Oeſterreichern andererſeits. Die Grenzer griffen jetzt wieder zu den Waffen und ſchoſſen aus den Häuſern; bald ſah jedoch Browne, daß er die Stadt nicht behaupten könne, und ertheilte den Befehl zum Rückzuge, und die Spanier verſäumten, ihm den Weg nach dem Lager abzuſchneiden. So kamen die Oeſterreicher ſicher wieder in ihr Lager und nur einzelne, die unter der Laſt des geraubten Silbergeräthes nicht fortzukommen vermochten, wurden gefangen. Die Oeſterreicher verloren 200 Todte und 300 Verwundete und Gefangene, hatten aber dem Feinde mehrere Regimenter zu Grunde gerichtet, 12 Fahnen, 1000 Pferde, 2 Generale und 85 Stabsoffiziere mit fortgenommen.

Um dieſe Zeit bekam Lobkowitz Befehl, ein Regiment an den von Franzoſen und Spaniern gleich bedrängten König von Sardinien abzuſenden. Der Kriegsrath erklärte, daß in dieſem Falle nichts weiter gegen Neapel mit Erfolg könne unternommen werden. Am 6. September wurde der Befehl wiederholt: „da der König von Sardinien im Gedränge und nur 2000 Oeſterreicher in der Lombardei ſeien, unverzüglich mit dem Heere dahin aufzubrechen und im Kirchenſtaate nur 10.000 Mann zur Abhaltung der Spanier zurückzulaſſen.“ Lobkowitz kehrte nun am 1. November an Rom vorüber über den Ponte Molle nach dem Norden zurück und nahm ſein Hauptquartier in Imola.

27.

Der Krieg in Belgien und am Oberrhein.

In Wien wußte man ſchon im Februar 1744, daß die Franzoſen drei Armeen ins Feld ſtellen würden. Noailles ſollte

in den Niederlanden, der zum Marſchall erhobene Graf von Sachſen an der Moſel und Coigni vom Elſaß her vordringen. Zu welchem Heere wird aber der König von Frankreich gehen? Natürlich zu dem, bei welchem der Sieg am gewiſſeſten iſt, denn der König von Frankreich muß ſiegen! Alſo zum Heere in den Niederlanden, wo der Krieg nur ein Feſtungskrieg ſein wird. Der genaue Kenner des Kriegsweſens ſeiner Zeit, Friedrich, ſagt ſelber: „Die Stärke der franzöſiſchen Waffen zeigt ſich bei der Belagerungskunſt; ſie haben die geſchickteſten Ingenieure in Europa, und das zahlreiche ſchwere Geſchütz, welches ſie bei ihren Kriegsoperationen verwenden, ſichert ihnen den glücklichen Ausgang ihrer Unternehmungen. Brabant und Flandern ſind der rechte Schauplatz ihrer Kriegsthaten, weil hier ihre Ingenieure den ganzen Umfang ihrer Kunſt zeigen können. Die Menge der Flüſſe und Canäle erleichtert das Fortbringen ihrer Kriegsbedürfniſſe und ihre Grenzen ſind ihnen im Rücken. Sie ſind glücklicher im Belagerungskriege, als im Kriege der offenen Feldzüge und Schlachten.“

Alſo nach Flandern! Ganz Paris ſpricht nur vom Kriege und von den Fortſchritten der Armee. Courtrai ergibt ſich am 18. Mai, Menin, deſſen Commandant wenig von der Vertheidigungskunſt verſteht, am 5. Juli, Ypern am 25. Juni, Furnes am 11. Juli. Die Siege ſind leicht; Lord Stair, der kühne feurige Franzoſenhaſſer, iſt mit 12.000 Mann nach England abberufen worden, um die Inſel gegen eine franzöſiſche Landung und eine Erhebung der Partei Stuart zu ſchützen. Generale Wade, der den Reſt der Engländer befehligt, iſt kein Held; er und der Graf von Naſſau, der an der Spitze der Holländer ſteht, und der Herzog von Arenberg, der Commandant der Oeſterreicher, ſind ſelten einig, auch kamen ſie erſt im Sommer zuſammen. In den genannten Plätzen waren nur

geringe Garnisonen. So sind denn Ludwigs Erfolge leicht — da trifft die Nachricht ein, Karl von Lothringen stehe mit 70.000 Mann im Elsaß. Alsbald beschließt der König, dem bedrängten Coigni mit 40.000 Mann zu Hilfe zu eilen, und überläßt andere 40.000 Mann dem Moriz von Sachsen zur Deckung der Eroberungen.

In der That standen die Oesterreicher im Elsaß. Sie hatten sich bei Heilbronn gesammelt, 50.000 Mann; der tapfere Prinz Karl von Lothringen, der Liebling der Armee, führte sie, Graf Traun war sein Rathgeber. Weil die Franzosen Anfangs meinten, Karl werde an die Mosel oder nach den Niederlanden ziehen, befahl Ludwig dem Coigni, bei Ludwigsburg den Rhein zu überschreiten, sich mit den bayerischen Truppen zu vereinigen und sich so aufzustellen, daß die Oesterreicher bei Mannheim nicht über den Rhein gehen könnten. Die bayerischen Truppen waren damals gegen 14.000 Mann stark, darunter 5000 Reiter. Sie wurden großentheils von Frankreich unterhalten, denn der arme Kaiser hatte gar nichts mehr, sogar seine Edelsteine waren verpfändet. Nach vielen Verhandlungen kamen Seckendorf und Coigni auf den Plan: „die Franzosen schlagen bei Germersheim eine Schiffbrücke und halten zwölf Bataillone für die Bayern bereit; ziehen die Oesterreicher rheinabwärts, so geht Seckendorf über den Rhein, um mit Franzosen vereint den Uebergang abzuwehren; haben sie sich durch Truppenabsendungen geschwächt, so geht Coigni auf das rechte Rheinufer und greift sie mit Seckendorf vereint an". Doch Prinz Karl machte durch einen herrlichen Plan seinen Gegnern einen Strich durch die Rechnung. In der Nähe von Philippsburg wollte er über den Rhein, machte aber Miene, als würde er den Strom bei Mainz überschreiten. Bärenklau machte in der Nähe von Mainz derartige Scheinbewegungen (bei einer solchen in der Nähe von

Worms ward der rührige Oberſt Menzel erſchoſſen), daß die Bayern bei Philippsburg auf das linke Ufer des Rheins gingen und die Franzoſen die Schiffbrücke abbrachen. Coigni ward vollkommen getäuſcht und zog ſeine Truppen von Speyer gegen Mainz hinab. Um ihn in der Täuſchung zu erhalten, wurde in Mainz auch wegen eines Ueberganges unterhandelt und wurde das Hauptquartier in Ladenburg aufgeſchlagen. Indeß war Trenk in der Nacht auf den 1. Juli bei Schröck (Leopoldshafen bei Karlsruhe) ſchon auf 70 Schiffen über den Rhein gegangen, hatte mit ſeinen Panduren drei bayeriſche Reiterregimenter in einer Stunde auseinander geſprengt und all' ihr Gepäck und ihre Zelte als Beute gewonnen. Straſſoldo baute ſchnell einen Brückenkopf, die Brücke ward glücklich geſchlagen, am anderen Tage eine zweite bei Weißenau, und der Strom überſchritten. Bayern und Franzoſen ſammelten ſich nun bei Landau, um von da nach Weißenburg zu ziehen und die Linie der Lauter vor den Oeſterreichern zu beſetzen. Aber auch hier gedachte Prinz Karl ihnen zuvorzukommen. Von höchſter Wichtigkeit war es, ob ſich Lauterburg hielt, bis Franzoſen und Bayern herbeikamen. Schnell umringte es Nádasdy, beſchoß es, machte Anſtalten zum Sturme; da verzagte der Commandant Genſay und übergab am 5. Juli die Stadt; das Kriegsgericht ſeines Königs verurtheilte ihn deshalb zum Tode. Gleich ſchnell ergab ſich Weißenburg, die Beſatzung wurde kriegsgefangen. Kaum war die Stadt beſetzt, ſo nahten zwei franzöſiſche Reiterregimenter und 150 Gendarmen. Nádasdy ſprengte ſie im erſten Anlaufe auseinander und nahm einen großen Theil gefangen.

Jetzt rückte aber Coigni heran mit 40.000 Mann. Nádasdy ſah wohl, daß er die Stadt mit ſeiner geringen Abtheilung gegen ein ſolches Heer nicht halten könne, und befahl dem Oberſten

Forgách, den Platz zu räumen; die Soldaten aber gehorchten nicht, weil sie es für unehrenhaft hielten, einen Platz, den sie so eben erobert hatten, so schnell zu verlassen, und schlugen zwei Stunden hindurch, nachdem sie ihr Pulver verschossen, die wiederholten Stürme der Franzosen mit den Säbeln ab, bis die Thore eingesprengt, die Wälle erstiegen und die meisten gefallen waren. Aehnlich machten es zwei ungarische Regimenter in Altstadt, das sie auch nicht räumen wollten; sie verwarfen den Befehl, sich zurückzuziehen, und schlugen sich wie Löwen. Dennoch prahlten die Franzosen wegen eines Sieges bei Weißenburg, obschon sie 100 Officiere und 1400 Mann verloren. Coigni suchte nun die Linie der Motter zu behaupten und zog am 7. Juli früh nach Hagenau. Die Oesterreicher zogen ihm nach, waren aber stets bestrebt, sich nicht zu weit vom Rhein und den Brücken zu entfernen; denn man wußte bereits, daß Ludwig XV. mit einem Heere herannahe und daß Friedrich in Böhmen einfallen werde. Fort Louis wurde umschlossen und Vorbereitungen getroffen, um den Uebergang über die Motter zu erzwingen, so daß Coigni sich hinter die Zorn zurückzog. Schon sprengten in Verfolgung der Franzosen die Husaren bis an die Schlagbäume von Straßburg, Hagenau und Bischweiler wurden besetzt, nirgends hielten die französischen Reiter gegen die österreichischen Stand. Auch hinter der Zorn hielt sich Coigni nicht sicher und zog sich bis vor Straßburg zurück. Nadasdy nahm Zabern im Sturm.

Dies ist der berühmte Rheinübergang des Prinzen Karl von Lothringen; er machte mit Recht großes Aufsehen. Ein Zeitgenosse vergleicht Karl darum mit Eugen: er habe den Franzosen, welche sich immer über die Oesterreicher lustig gemacht, einmal den Rang abgelaufen und sie aus ihrer stolzen Ruhe in Bestürzung versetzt. Ein Holländer jener Zeit aber meinte:

„Die Reihe, das Te Deum zu ſingen, iſt nun wieder an uns. Wir haben bisher lange genug müſſen zu Madrid und Verſailles Te Deum ſingen hören: Te Deum über das Paſſiren des Panaro, Te Deum über Nizza, Te Deum über Villafranca, Te Deum über Monte Albano, Te Deum über Oneglia, Te Deum über Menin, Te Deum über Ypern, Te Deum über Fort Knock, Te Deum über Furnes, Te Deum über Kron-Weißenburg. Müſſen nicht unſere Triumphlieder aufs neue nun angeſtimmt werden? Wir wollen alſo wieder anſtimmen: Te Deum wegen glücklicher Paſſirung des Rheins, ſowohl bei Schröck als Weißenau, Te Deum über die unüberwindlichen Linien an der Lauter, welche Elſaß bedecken ſollen, Te Deum wegen Erblickung des franzöſiſchen Bodens, Te Deum wegen Offenbarung der Anſchläge des Chetardie in Rußland und der Conſpirationen in Wien und England, Te Deum endlich wegen ernſtlicher Entſchließung unſerer Herren von Holland.“

Indeſſen rückte ein großes Heer Franzoſen, das unterwegs noch Verſtärkungen an ſich zog, aus den Niederlanden an; die erſte Abtheilung traf am 11. Auguſt über Metz ein. Da Ludwig XV. am 4. Auguſt in Metz erkrankte, ſo ſollte Noailles den Oberbefehl über das geſammte Heer übernehmen. Vom Münſter in Straßburg überſah dieſer das Lager der Oeſterreicher und beſchloß, durch einen Uebergang über den Rhein die Gegner zum Rückzug zu zwingen. Eine Brücke wurde deshalb bei Kehl und eine bei Goldſcheuer geſchlagen, und Noailles gedachte an der Kinzig vorzurücken.

Da bekam Prinz Karl von Wien den Befehl, zur Vertheidigung Böhmens heimzukehren. Der Rückzug über den Rhein war aber jetzt einem an Macht ſo überlegenen Feinde gegenüber ſehr gefährlich; dennoch wurde er mit großem Geſchicke ausgeführt. Noailles ging von ſeinem Plane, auf das rechte Ufer

des Rheins ein Heer hinüberzuführen und den Oesterreichern die Brücken abzuschneiden, bald wieder ab, zumal der preußische Gesandte Schmettau in ihn drang, die Oesterreicher doch ja sogleich zu schlagen und nicht ungeschwächt nach Böhmen entkommen zu lassen. Und das Schwanken und Zagen des französischen Feldherrn gab Karl volle Freiheit der Bewegung. Karl handelte schnell und sicher; hinter der Zorn bei Weiersheim zog er seine Truppen zusammen, am 23. August war schon ein großer Theil derselben über den Rhein, Graf Daun deckte den Rückzug. Als Noailles den Rest der Oesterreicher auf dem linken Rheinufer in der Nacht bei Augenheim überfallen wollte und die Franzosen plötzlich unter hellem Schall von Pauken und Trompeten auf die Oesterreicher losstürzten, bekamen sie von diesen so wirksame Salven, daß sie in wilder Verwirrung flohen. Noailles wurde vom Pferde gerissen und war einige Zeit in Gefahr, zertreten zu werden. Am Morgen des 24. August war die gesammte österreichische Armee schon auf dem rechten Ufer des Rheins und brach ruhig die Brücken ab. Dieser schwierige Rückzug und der nächtliche Angriff der Franzosen hatte den Oesterreichern nur 36 Mann gekostet.

Hatte Noailles nicht gewagt, sich mit den Oesterreichern auf dem linken Rheinufer in eine Schlacht einzulassen, so gedachte er sie jetzt auf dem rechten zu bezwingen. Schnell zog er bei Fort Louis sein Heer zusammen und ließ zwei Brücken schlagen; am 29. August sollte Seckendorf bei Germersheim den Rhein überschreiten. Aber auch jetzt hatte der Franzose keinen Erfolg. Karl verstärkte Freiburg, stellte ein Corps zur Deckung Bayerns bei Ingolstadt auf und führte den Rest des Heeres unangefochten nach Böhmen. Seckendorf sollte den Krieg gegen die Oesterreicher in Bayern führen, Coigni aber traf am 8. September mit 70.000 Mann vor Freiburg ein, eine Armee von 15.000 Mann

wurde über den Schwarzwald entsendet, einmal, um durch die Besetzung von Villingen und Rothweil eine sichere Verbindung mit Bayern zu eröffnen, und dann, um in den österreichischen Städten am Rhein und Bodensee die Huldigung für Kaiser Karl VII. zu erzwingen. Darum hieß diese Armee auch die Huldigungs-Armee. Stockach, Radolfszell, Säkingen, Lauffen, Constanz mußten denn auch huldigen, in Säkingen wehrte sich die österreichische Besatzung von 90 Mann drei Tage lang im Schlosse, bis es in Brand gerieth und nicht mehr zu halten war.

Warum kam König Ludwig XV. nicht in das Elsaß? Er erkrankte am 4. August in Metz an einem Faulfieber in Folge seiner Unmäßigkeit. Die Aerzte wußten ihm nicht zu helfen, am 12. August gaben sie ihn auf. Und nun erfaßte den leichtfertigen Mann auf einmal Angst vor der Hölle wegen seines unsittlichen Lebenswandels. Der Bischof von Soissons, Fitz James, sprach Worte voll hohen Ernstes an den Kranken und wie er durch sein liederliches Leben die Krone beschimpft habe, und ertheilte ihm die Absolution erst, nachdem die Chateauroux und ihre Schwester Befehl erhalten hatten, auf fünfzig Meilen vom Hofe sich zu entfernen. Sie verließen Metz unter den Verwünschungen des Volkes. In Paris herrschte noch solche Anhänglichkeit an den König, daß die Nachricht von seiner Gefahr die größte Bestürzung erregte. „Paris ist außer sich", schreibt ein berühmter Franzose jener Zeit, „es weiß nichts mehr von einer Zeit zum Schlafen und von der Ruhe." Die Massen umringten die Häuser der hohen Beamten und fragten nach dem Inhalte der neuesten Depeschen oder drängten sich unter Schreien und Schluchzen in die offenen Kirchen. Viele Leute wurden krank vor Kummer, Arme gaben anderen Armen Almosen: „Betet doch für den König!" oder opferten das Almosen, das sie selber so eben erhalten hatten, auf dem Altare. Das Volk rief in einem

fort: „Er ſtirbt, weil er für uns in den Krieg gezogen iſt; er ſtirbt im Augenblick, wo er ein großer König zu werden begann.“ Am 15. Auguſt empfing Ludwig die Sterbeſacramente; die Aerzte hatten ihn aufgegeben. Man verſuchte noch Hausmittel am Sterbenden, ein Kurpfuſcher verſprach den König mit Brechweinſtein zu retten, das Mittel wirkte heilſam; am 17. Auguſt erklärten die Aerzte ſchon, daß der König außer Gefahr ſei. Als man am 19. in Paris die Kunde von der Beſſerung erhielt, wurde der Bote, der ſie brachte, beinahe erdrückt, mit Geſchenken überſchüttet und ihm ſogar die Stiefel geküßt. Dieſer Jubel wiederhallte durch ganz Frankreich, der Name, den ein Volksſänger Badé dem Könige gab, Louis le bien-aimé, der Vielgeliebte, wurde von ganz Frankreich angenommen. „Frankreich“, ſagt ein franzöſiſcher Schriftſteller ſehr ſchön, „war wie ein Weib, das am Vorabende vor ſeiner ewigen Trennung ſich noch bemüht, ein undankbares Herz durch den letzten Aufſchwung von Zärtlichkeit zu ſich zu bringen.“ Die lange Ehe Frankreichs mit dem kapetingiſchen Königthum fing an ſich aufzulöſen; dieſer letzte monarchiſche Aufſchwung in Paris iſt aber eine ehrwürdige Sache. Selbſt Ludwig ward von dieſem Aufflammen der Liebe des Volkes zu ihm einen Augenblick ergriffen „Was habe ich denn gethan, um ſo beliebt zu ſein?“ rief er. Das war aber auch alles; ſein ſchlaffes Herz verfiel bald wieder in die alten ſchlimmen Neigungen.

28.

Die Vorſpiele des zweiten ſchleſiſchen Krieges. Schweden und Rußland.

Ein Zeitgenoſſe beklagt den Prinzen Karl von Lothringen, daß er im Augenblick, wo er ſich die Bahn in das Herz Frank-

reichs eröffnet hatte, wo er daran war, durch seine Tapferkeit dem Reiche die alten verlorenen Provinzen wieder zu erobern, daß er sich in diesem Augenblicke die Palme aus den Händen gewunden sah und seine Armee gegen einen unvermutheten Feind nach Böhmen führen mußte. Es ist das ein richtiges Gefühl, das gewiß damals alle patriotischen Herzen durchdrang und heute noch durchdringt. Wir waren daran, diese schönen fruchtbaren Länder wieder zu gewinnen, da trat ein deutscher Fürst gegen das Interesse Deutschlands auf, Friedrich II., und fiel unter nichtigen Vorwänden in Böhmen ein. Die Erfolge Oesterreichs ängstigten ihn und so überfiel er Maria Theresias Länder plötzlich mit seiner Armee. Zwar hatte sich Friedrich durch Verträge und Privatversprechungen an Maria Theresia an den Frieden gebunden, aber sein liberaler Geist machte sich, wie Lord Mahon witzig bemerkt, schnell von dem engherzigen Vorurtheil los, daß man die Wahrheit sprechen und sein Wort halten müsse.

Seine beharrlich feindselige Gesinnung gegen Oesterreich zeigt Friedrich in der Art, wie er in Petersburg dem österreichischen Einflusse fortwährend entgegen wirkte. Friedrichs Verhalten Rußland gegenüber hatte für Deutschland die ernstesten Folgen. Der Geschichtschreiber Gfrörer macht hierüber die wahre Bemerkung: „Preußen ist es, das die Erreichung des Hauptzieles, welches die russischen Selbstherrscher und Herrscherinnen seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts erstrebten, möglich gemacht hat. Der Bruch Friedrichs II. mit Maria Theresia zog unausbleiblich zwei Folgen nach sich: erstlich suchte Friedrich II., um der schwer beleidigten Nachbarin die Spitze bieten zu können, einen Rückhalt an Rußland; zweitens ward Maria Theresia dadurch genöthigt, gleichfalls um die Gunst des Petersburger Cabinets sich zu bemühen. So öffneten sich für die Moskowiten zwei Thore in das Herz unseres Welttheils, ein

österreichisches und ein preußisches. Das Verdienst aber, oder je nachdem man die Sache betrachtet, die Schuld, eine solche Einmischung der früher halbasiatischen Russenmacht in die Angelegenheiten des Abendlandes herbeigeführt zu haben, muß ohne Frage der Krone Preußen beigemessen werden."

Werfen wir einen Blick auf die Angelegenheiten des Nordens von 1740 bis 1745; es ist dies nöthig zum Verständnisse der Politik Maria Theresias. Wir sahen oben (Seite 35), wie die Großfürstin Anna die Regentschaft für ihren unmündigen Sohn Iwan übernahm. Münnich hatte Biron gestürzt und gedachte die Gewalt in seinen Händen zu behalten; er war, wie gesagt, ein Feind Oesterreichs und für die Politik Preußens gewonnen; darum leistete Rußland die vertragsmäßige Hilfe von 30.000 Mann nicht, schloß sogar ein Schutzbündniß mit Friedrich II. ab und erhielt dafür die Grafschaft Wartemberg in Schlesien. Dieser Eifer für Preußen führte aber auch seinen Sturz herbei; bei der Regentin galt der schöne sächsische Gesandte Lynar sehr viel, und durch diesen gewann der österreichische Gesandte Botta d'Adorno Einfluß. Bald standen sich in Botta und Münnich Oesterreich und Preußen am russischen Hofe als feindselige Mächte entgegen, bald entschied sich die Regentin gegen die Anträge Münnichs; auf seine Unentbehrlichkeit bauend bot der Minister seine Entlassung an und erhielt sie am 24. März 1741 wider alle Erwartung. Die Regentin erklärte entrüstet: „Obschon ich ihm mehrmals meinen Willen kundthat, die Königin von Ungarn zu unterstützen, so that er doch das Gegentheil; dieses Benehmen ist nicht zu entschuldigen." Sofort erklärte Rußland an den Höfen, daß es seinen Verpflichtungen gegen Oesterreich nachzukommen gedenke. Botta und Ostermann spielten jetzt die erste Rolle am Hofe in Petersburg, und in Wien gab man sich der Hoffnung auf wirksame Hilfe von Seite Rußlands hin.

Jetzt trat aber Frankreich ins Mittel. Auf sein Betreiben erklärte Schweden einmal im Juli 1741 den Krieg an Rußland und dann arbeitete es am Sturz der Oesterreich freundlich gesinnten Regentin Anna. Schnell standen die Schweden in Finnland, sie gedachten, die Ostseeprovinzen mit Riga, Petersburg, Kronstadt der moskowitischen Großmacht wieder zu entreißen. In der Kriegserklärung stand unter anderen Gründen auch der, daß Elisabeth, Peters des Großen Tochter, widerrechtlich vom Throne Rußlands ausgeschlossen sei; ein Beweis, daß der Thron auf vulcanischem Boden stand, und daß Frankreich Anna durch Elisabeth und ihren Anhang zu stürzen gedachte. Diese Elisabeth war wirklich eine Tochter Peters des Großen aus zweiter Ehe mit der Schwedin Katharina, geboren 1709, damals also 32 Jahre alt, schön, gutherzig, fromm, bei den gemeinen Soldaten beliebt, aber auch leichtfertig, vergnügungssüchtig, ausschweifend in einer Weise, daß die Kaiserin Anna sie für die Thronfolge unfähig erklärt hatte. An die Regierung dachte Elisabeth nicht, nur an Vergnügen, und dennoch gelang es der französischen Politik mit ihr besser, als mit dem schwedischen Krieg; denn die Schweden unter Wrangel wurden vor Willmanstrand gleich in der ersten Schlacht von den Russen unter Lascy geschlagen. Elisabeth brauchte Geld, viel Geld, die Regentin knauserte, der französische Gesandte aber, der Marquis de la Chetardie, stellte ihr große Summen zur Verfügung und reizte die leichtfertige Prinzessin zu geheimen Umtrieben. In den Garde-Regimentern wurden Anhänger für sie gewonnen, und endlich zettelten unter Leitung des französischen Gesandten ihr Leibarzt Lestocq, ein Musikus Schwarz und ein Kammerjunker Woronzoff offen eine Verschwörung an, um Elisabeth auf den Thron zu erheben. Da die Verschworenen sich mit der größten Unvorsichtigkeit benahmen, so bekam die Regie-

rung Winke; Anna aber hielt Elisabeth für zu leichtsinnig, um eine Verschwörung leiten zu können, redete übrigens offen über die erhaltenen Anzeigen mit Elisabeth, welche unter Schwüren und Thränen betheuerte, sie fürchte Gott und die Hölle viel zu sehr, als daß sie je ihren Treueid brechen würde. Dieses Gespräch mahnte die Verschworenen zur Eile, noch mehr aber der Umstand, daß die Garden, unter welchen Mitverschworene waren, Befehl erhielten, gegen die Schweden auszuziehen. Eines Morgens brachte ihr Lestocq ein Doppelgemälde, auf der einen Seite war ihr Bild mit der Kaiserkrone auf dem Haupte, auf der andern saß sie im Nonnenkleide in einem Kloster, vor dem an Galgen und Rad die Verschworenen hingen. „Wählet, gnädige Frau!“ hieß es, „morgen seid ihr entweder Kaiserin oder in einem Kloster, und euere Anhänger ermordet.“ Die Angst wirkte, Elisabeth gab ihre Zustimmung zu den Beschlüssen der Verschworenen. In der Nacht von dem 5. auf den 6. December 1741 fuhr sie nach einer Gardecaserne und redete die ihrer schon harrenden Soldaten an, wie sie eine Tochter Peter des Großen und rechtmäßige Kaiserin und um den Thron betrogen sei. Die Soldaten schworen ihr Treue, eilten mit ihr in den Winterpalast, wo die Wachen zu ihr übergingen, und im Namen der Kaiserin Elisabeth wurden die Regentin, ihr Gemahl und ihre Anhänger verhaftet. Blut wurde keines vergossen. Alles ging ruhig ab, so daß am Morgen die Hauptstadt über die Wendung der Dinge staunte. Um 4 Uhr Mittags zog Elisabeth unter dem Jubel des Volkes in den Winterpalast und empfing die Huldigung. Münnich und Ostermann wurden nach Sibirien verbannt, Anna und ihr Gemahl nach einem Dorfe an der Dwina, Iwan wurde als Staatsgefangener in Schlüsselburg erzogen; erst die Kaiserin Katharina gab 1764 den Befehl, ihn in der Stille zu ermorden.

So war denn Elisabeth Kaiserin. Sie kümmerte sich wenig um die Regierung, sie lebte nur dem Genusse, sie arbeitete nicht; sie konnte es sechs Jahre verschieben, blos ihren Namen zu unterschreiben; sie war mild, sie verbot die Todesstrafe, sie konnte den Gedanken an Blut nicht ertragen; sie rief in ihrer Gutmüthigkeit alle Verbannten aus Sibirien zurück, gegen 20.000. An ihrer Stelle regierten ihre Günstlinge, zuerst die Garden, welche die Regentin gestürzt hatten — ein wahres Prätorianerthum bedrohte Rußland einige Zeit —, dann Lestocq und Bestuchef. Lestocq, vom deutschen Kaiser Karl VII. zum deutschen Reichsgrafen ernannt, war der Vertreter der französisch-bayerisch-preußischen Politik bei Elisabeth, dagegen war der arbeitsame und scharfsinnige Bestuchef für Oesterreich.

Frankreich vermittelte schnell einen Waffenstillstand mit Schweden. Ein Hauptgrund der schwedischen Kriegserklärung, die Verdrängung Elisabeths vom Throne, war zwar behoben. Allein dessenungeachtet wollten die Schweden Krieg; denn sie hielten Rußland für geschwächt und verlangten darum, es sollte das südliche Finnland mit Wiborg abtreten. Also Krieg! Er nahm aber den schimpflichsten Verlauf für Schweden. Man findet in ihm nichts mehr von den Soldaten unter Gustav Adolf und Karl XII., sie räumten eine Stellung nach der andern, Wiborg, Friedrichsham, bald standen die Russen bei Helsingfors. Aber obschon sie dort nicht mehr Mannschaft als die Gegner, und die Schweden ihre Flotte in der Nähe hatten, so wollten diese doch bis Abo sich zurückziehen. Da schnitten ihnen die Russen den Weg ab, und nun capitulirte (25. August 1742) das schwedische Heer: die Finnen gingen nach Hause, die schwedischen Fußsoldaten wurden auf schwedischen Schiffen mit russischen Pässen heimgeschickt, die Reiterei nahm auf weitem Umwege ihre Richtung ebenfalls nach der Heimat; ganz Finnland gerieth in die

Gewalt der Russen. Woher diese schmähliche Entartung einer sonst so tapferen Armee? Der Geist der Disciplin war dahin, die Parteien der Hüte und Mützen bekämpften sich in jeder Compagnie. Die schwedische Armee hatte sich unter ihren Königen hervorgethan, jetzt war aber das Königthum ganz machtlos, die Adelsparteien besetzten die Officiersstellen mit ihren Günstlingen.

Auf den schmählichen Krieg folgte ein demüthigender Friede. Elisabeth verlangte, daß Schweden den fruchtbarsten Theil Finnlands an sie abtrete und die Erbfolge nach ihrem Gutdünken ordne. Die Schwester Karls XII., Ulrike Eleonore, war nämlich 1741 kinderlos gestorben, und ihr Gemahl Friedrich von Hessen-Kassel war schon alt. Das Volk wünschte nun den Erbprinzen von Dänemark zum Thronfolger, dann wären Schweden, Norwegen und Dänemark vereint worden und eine Macht entstanden stark genug, um Rußland die Wage zu halten. Das aber wollte weder Rußland, noch die schwedische Aristokratie. Letztere wünschte einen schwachen Herrscher, und schlug darum einen Enkel Peters des Großen vor, den Herzog Ulrich von Holstein-Gottorp, der auch vom Reichstage gewählt wurde; der Herzog aber, der in Petersburg lebte und der Nachfolger seiner Tante Elisabeth zu werden hoffte, wies die angebotene Krone zurück. Elisabeth schlug nun den Vetter desselben zum Thronfolger vor, den Prinzen Adolph Friedrich von Eutin, welcher den Titel eines Bischofs von Lübeck führte. Der schwedische Reichstag mußte thun, was die Zarin wollte, und ernannte am 7. Juli 1743 den Prinzen Adolph Friedrich zum Thronfolger. Empört über diese Schmach erhob sich das Landvolk, die Bewegung wurde jedoch niedergeschlagen. Als die Gährung fortdauerte und die Regierung den eigenen Soldaten nicht mehr trauen durfte, so wandte sie sich nach Rußland um Hilfe, und 11.000 Russen kamen 1743, bezogen Quartiere

in der Nähe von Stockholm und hielten das Volk nieder. Die Regierung mußte aber bald wieder um ihre Abberufung bitten, da die Ruſſen Schweden wie ein erobertes Land behandelten.

Auch Friedrich II. verwendete ſich in Petersburg für die Abberufung der Ruſſen aus Schweden. Dieſe Einmiſchung nahm ihm Eliſabeth übel, die ſich bisher der preußiſchen Politik geneigt gezeigt hatte, und ſie wendete ſich wieder Oeſterreich zu. Da erfolgte aber ein Gegenſchlag. Eine Verſchwörung gegen Eliſabeth, hieß es, beſtehe, und der öſterreichiſche Geſandte Botta ſollte ſie angezettelt haben. Dieſer war damals gar nicht mehr Geſandter in Petersburg, ſondern in Berlin. Er ſollte geäußert haben, die neue Regierung könne ſich nicht lange halten. Mehrere Damen hatten behauptet, ſie ſeien ſchöner als Eliſabeth, und wurden deshalb zur Verbannung nach Sibirien verurtheilt, denn die Zarin war ſehr eitel und konnte ſtundenlange vor dem Spiegel ſtehen. Im erſten Feuer ihrer Entrüſtung verlangte Eliſabeth, Maria Thereſia ſolle Botta ſchnell abſtrafen. Da die Königin von Ungarn erklärte, ſie könne nicht ſtrafen ohne Unterſuchung, ſo wurde ein ganzer Stoß Acten nach Wien geſchickt — er enthielt nichts als Weibergeſchwätz — Botta konnte darauf hin nicht verurtheilt werden; doch mußte Maria Thereſia auf Rußland Rückſicht nehmen, ſie rief Botta von Berlin ab, ſteckte ihn einige Zeit auf die Feſtung in Grätz, überhäufte ihn aber bald wieder mit Ehren.

All' das bewirkte, daß zwiſchen Petersburg und Wien eine Spannung herrſchte, daß hingegen Eliſabeth und Friedrich II. ſich nahe kamen. 1743 trat die Zarin dem Breslauer Frieden bei und beſtätigte ihm alſo Schleſien; bald darauf bat ſie ihn um ſeine Schweſter für ihren Neffen Peter, den ſie inzwiſchen zum Thronfolger ernannt hatte. Friedrich, der ſeine Schweſter nicht unglücklich machen wollte, entſchuldigte ſich damit, er ſei das

Haupt der protestantischen Partei in Deutschland, und würde diese Stellung verlieren, wenn eine Brandenburgerin ihren Glauben abschwören würde. Nun bat ihn Elisabeth um Rath wegen einer anderen deutschen Prinzessin; er empfahl ihr Sophia von Anhalt-Zerbst. Diese war die Tochter seines Feldmarschalls, sehr schön, und obschon erst vierzehn Jahre alt, doch schon vollkommen ausgebildet. Um Neujahr 1744 traf am kleinen Hofe von Anhalt ein Courier aus Rußland ein, welcher Tochter und Mutter nach Petersburg einlud, und ein Schreiben Friedrichs, das die Bedeutung dieser Einladung auseinandersetzte. Die Mutter jubelte über die künftige Größe ihrer Tochter; der Vater aber, ein Lutheraner von altem Schrott und Korn, der auf seinen Glauben etwas hielt, wollte nicht einwilligen, daß seine Tochter eine Ketzerin werde, bis endlich ein Geistlicher, der besser mit sich handeln ließ, ihn überredete, daß die griechische Religion ungefähr dasselbe Ding sei, wie das Lutherthum. Aber noch eine andere Schwierigkeit war zu besiegen: die jungen Verlobten waren Blutsverwandte, Geschwisterkinder. Der preußische Gesandte bestach Popen und Bischöfe und diese erkärten: die Ehe sei vollkommen den Gesetzen der Kirche gemäß. Sophia kam mit ihrer Mutter nach St. Petersburg und gefiel. Am 9. Juli 1744 trat sie zur griechischen Religion über und erhielt den Namen Katharina Alexiewna. 1745 wurde sie mit dem Thronfolger vermählt, sie zeigte viel Tact und begriff ihre Lage; die Ehe war aber nicht glücklich. In den vor kurzem herausgegebenen eigenhändigen Denkwürdigkeiten Katharinas schildert sie ihre Leiden, wie man sie an einen verpesteten Hof geschleppt habe und an einen verdorbenen Knaben schmiedete, der sie nicht liebte und den sie bald haßte, und wie sie endlich sich gleichfalls dem Strome des Lasters hingab und alles duldete und that, nur um einst die Krone zu erlangen.

1744 vermählte Friedrich seine Schwester Ulrike Eleonore an den Thronfolger von Schweden. Auf diese beiden Bündnisse gründete er seine Sicherheit nach Norden und Osten. „Eine preußische Prinzessin nahe am schwedischen Throne", sagt er, „konnte gegen den König, ihren Bruder, nicht feindselig gesinnt sein; und eine Großfürstin von Rußland, in den preußischen Staaten erzogen und aufgewachsen, und die ihr Glück dem Könige zu verdanken hatte, konnte ihm ohne Undankbarkeit nicht zuwider handeln." Bald ward über ein Bündniß zwischen Schweden und Rußland verhandelt.

Aeußerte Friedrich bisher das Bestreben, Maria Theresia jede Hilfe, die ihr von Rußland kommen könnte, abzuschneiden und sich durch eine Verbindung mit St. Petersburg nach Norden und Osten zu decken, so zeigen seine Verhandlungen mit Frankreich und Karl VII. sein unablässiges Bemühen, Maria Theresia Feinde zu erwecken, um Oesterreichs Macht zu brechen, damit er ihr neue Provinzen entreißen könne. Schon nach der Schlacht bei Dettingen suchte er eine Fürstenverbindung zu stiften, „zur Aufrechthaltung des Kaisers und für einen allgemeinen Frieden," und bereiste mehrere Höfe. Die Reise war jedoch erfolglos. Friedrich selbst gesteht: „Alle Versuche, alle Vorstellungen, alle Gründe waren umsonst. Die schwärmerischen Anhänger des Hauses Oesterreich hätten sich selbst für dessen Wohl aufgeopfert, und die Freunde des Kaisers waren durch die vielen Unfälle, die dieser Fürst erlitten hatte, so muthlos geworden, daß sie glaubten, sie würden in dem nämlichen Augenblicke, wo sie sich zu seiner Unterstützung entschlössen, sogleich ihre eigenen Staaten verlieren."

Bald darauf legte Seckendorf dem Preußenkönige einen Plan vor, „zu einer engeren und festeren Bindung, vor allem zur Erhaltung und Wiederherstellung der Ruhe, Freiheit und Sicherheit des Reiches, vornehmlich, um den rechtmäßig erwählten

Kaiſer bei den ihm zukommenden Ehren und Befugniſſen zu erhalten.“ Man ſollte eine gemeinſchaftliche Armee aufſtellen und die Bayern ſich mit den Franzoſen von neuem verbinden. Auch bereiſte damals ein Herr von Chavigny die deutſchen Höfe; in Frankfurt warf ihm der Kaiſer vor, Frankreich habe ihn zum Kriege verleitet und laſſe ihn jetzt ſitzen, und verlangte Geld. Mehrere kleine Fürſten waren geneigt, in franzöſiſchen Sold zu gehen. Von Friedrich wurde Chavigny nicht empfangen, der König äußerte, es ſei eine deutſche Angelegenheit, die den Franzoſen nichts angehe; die deutſchen Fürſten ſollten ſich anſtrengen und ein Heer zuſammenbringen, er wolle dann 30.000 Mann zu dieſem Heere ſtoßen laſſen; man müſſe in der Stille rüſten; ſei Oeſterreich mit Frankreich und Spanien in rechten Kampf verwickelt, dann müſſe man plötzlich auftreten und ein entſcheidendes Wort ſprechen. Mit anderen Worten, Friedrich wollte die Leitung der Sache in der Hand behalten, bis er gerüſtet wäre; und er rüſtete außerordentlich. „Wenn die Feſtungen vollendet, neue Truppen geworben, die Finanzen vollkommen wieder in Ordnung ſind, dann werde ich mich im Stande fühlen, ein Wort mitzureden.“

Daß man die Franzoſen ferne halten und den Streit zwiſchen dem Kaiſer und der Königin von Ungarn als rein deutſche Angelegenheit betrachten ſolle, war nur eine ſchöne Redensart, nicht ſeine Herzensmeinung; denn Friedrich ſelber wandte ſich in dieſer Zeit an das franzöſiſche Cabinet. Aber Ludwig XV. und ſeine Miniſter ſahen auf den Preußen mit großem Mißtrauen; zweimal hatte er ſie betrogen, und gebrannte Kinder fürchten das Feuer. Vor der Schlacht bei Dettingen hatten ſie dem Wiener Cabinet einen Wink gegeben, daß ſie Maria Thereſia gerne wieder zu Schleſien verhelfen wollten, wenn die Königin von Ungarn ſich entſchließen könne, Bayern an Karl Albert zurückzugeben. Nach der Schlacht bei Dettingen

ſtieg aber die Kriegsluſt wieder in Frankreich; dieſen Augenblick benützte Friedrich, mit dem Cabinete zu Verſailles wieder anzuknüpfen; er ſuchte jene Chateauroux, welche ſpäter der heilige Eifer des Biſchofs von Soiſſons aus der Nähe des Königs verjagte, dafür zu gewinnen. Ein Graf von Rothenburg, welcher Güter im Elſaß und in Preußen beſaß und mit den anſehnlichſten Familien des franzöſiſchen Hofes in Verwandtſchaftsverbindungen ſtand, im Jahre 1740 aber den franzöſiſchen Dienſt mit dem preußiſchen vertauſcht hatte, wurde nach Verſailles geſandt, um die Stimmung zu erforſchen und womöglich einen Vertrag zwiſchen Frankreich und Preußen abzuſchließen. Der Miniſter Amelot war gegen eine Allianz mit Preußen, die Chateauroux und Rothenburg wußten aber ihn zu ſtürzen; Belleisle und Noailles ſchloſſen ſich ihnen an. Die Chateauroux wußte Ludwig XV. zu entflammen, er ſolle als Kriegsheld Friedrich nacheifern. Ludwig fing an Geſchichte, Politik, Kriegskunſt zu ſtudiren; bald aber ſiegte wieder ſeine Faulheit, er überließ alles dem alten Noailles, der fleißig aber unentſchieden war; und die Chateauroux, Rothenburg und Noailles waren Meiſter der Lage. Im Frühlinge kam man über einen Vertrag überein, wornach die Franzoſen Flandern wegnehmen, mit einem anderen Heere in Hannover einrücken und Georg II. zwingen ſollten, vom Bunde mit Maria Thereſia zurückzutreten; dafür verſprach Friedrich, wenn Prinz Karl in das Elſaß einfalle, ſo werde er durch einen Angriff auf Böhmen ihn zur Rückkehr zwingen; das franzöſiſche Heer müſſe dann dem öſterreichiſchen nachrücken, ſchnell Bayern erobern und dann Maria Thereſias Erblande bedrängen; aber man dürfe nicht zaudern, es müſſe Nerv in den Operationen ſein, es dürfe keinen Augenblick Unthätigkeit geben. Friedrich jubelte als der Vertrag abgeſchloſſen war: „Ich bin ſehr zufrieden, an die Stelle Schwedens zu treten“ (Schweden

war der alte Lakai Frankreichs), „das ist jetzt ein Leib ohne Seele, ich aber habe eine Seele und man wird mit mir zufrieden sein.“ An Noailles schrieb Friedrich, er möge doch Ludwig XV. versichern, dieser könne mächtigere, aber nicht treuere, weniger neidische und für seinen wahren Ruhm ergebenere Bundesgenossen haben als ihn. An Ludwig XV. aber schrieb Friedrich am 12. Juli: „Ich höre, daß der Prinz Karl in das Elsaß eingebrochen ist. Das genügt, um meine Operationen zu bestimmen. Ich werde an der Spitze meiner Armee am 13. August auf dem Marsche und Ende August vor Prag sein. Es ist ein Wagestück, doch Anhänglichkeit und Freundschaft für Sie bewegen mich dazu, der Sie mich nie verlassen werden. Drei große Schläge sind zu thun: erstens der Angriff auf Böhmen und Mähren, zweitens daß die Kaiserlichen und Franzosen an die Donau rücken, und drittens, und das ist der Hauptpunkt, der Angriff auf Hannover.“ Und dieser Mann, der den Todfeind des Vaterlandes in das Herz Deutschlands trieb und ihn aufforderte, er solle doch ja angriffsweise und nicht vertheidigungsweise vorgehen, wie Turenne und Luxembourg, er solle den Marschall von Sachsen und Belleisle, denn diese wären die tüchtigsten, zu Feldherrn erwählen, dieser Mann war — ein deutscher Fürst!

Der Krieg war also beschlossen. Das ganze schmähliche Getriebe sollte aber durch einen schönen Vorwand verdeckt werden. Friedrich glaubte nicht, daß seine Verhandlungen mit Frankreich je bekannt würden. Für sich hatte er sich als Belohnung seiner Hilfe vier böhmische Kreise, Bunzlau, Leitmeritz, Pardubitz, Königgrätz, ausbedungen. Am 22. Mai 1744 schlossen Preußen, der Landgraf von Hessen-Kassel, der Kurfürst von der Pfalz und Kaiser Karl VII. die Union, um die deutsche Freiheit zu retten, das alte Reich bei seiner Verfassung zu erhalten, Maria Theresia zur Anerkennung des Kaisers zu zwingen und den

Streit über die österreichische Erbfolge beizulegen. In einem besonderen Vertrage mit dem Kaiser ward festgesetzt, daß Friedrich die vier Kreise, Karl VII. aber den Rest von Böhmen bekommen solle. Zur Union wurden auch die anderen Fürsten eingeladen, allein sie trauten dem Kaiser kein Glück mehr zu, selbst dessen Bruder gab die Sache für verloren; Cöln ging im nächsten Jahre zu Maria Theresia über. Frankreich aber trat am 6. Juni der Union bei als Garant des westphälischen Friedens.

Damit Ungarn Maria Theresia keine Hilfe bieten könne, suchte Friedrich die dortigen Protestanten gegen ihre katholische Herrin aufzuhetzen; aber er bewirkte gerade das Gegentheil. Der wackere Pálffy erließ einen Aufruf an die Nation: „Man müsse die Verfassung, welche die Landesmutter genehmiget, gegen einen grausamen Nachbar, welcher die Religion und die Freiheit unterdrücke, vertheidigen. An Schlesien könne man sehen, was Ungarn von Friedrich zu erwarten hätte; dort habe er die Verfassung gestürzt, dort habe er nach Art der Tataren den Weibern die Männer, den Müttern die Söhne weggenommen, um sie unter seine Soldaten zu stecken.“ Das griff an. Als Maria Theresia nach Preßburg kam, wurde sie mit unermeßlichem Jubel begrüßt.

Erst nachdem Friedrich den Vertrag mit Frankreich abgeschlossen hatte, erfuhren seine Minister davon. Sie riethen dringend vom Kriege ab: wer sich wohl befinde, müsse seine Lage nicht verlassen, es sei ein böser politischer Grundsatz, Krieg zu führen, um Krieg zu vermeiden. Friedrich hielt seinen Ministern entgegen: „Sollen wir es abwarten, daß die Königin von Ungarn sich aus aller ihrer Verlegenheit gezogen hat, daß sie mit den Franzosen in Frieden ist und den Kaiser zur Niederlegung seiner Krone zwingt? Sollen wir es abwarten, daß sie dann aller ihrer Macht sich bedient und der Macht der Sachsen dazu und des englischen Geldes, um mit diesen gesammten Vortheilen uns in dem Augen-

blicke anzugreifen, wo wir keinen Bundesgenoſſen haben werden und keine anderen Hilfsmittel beſitzen, als unſere eigene Macht?“ Friedrich glaubt alſo, daß Maria Thereſia den Breslauer Frieden nicht halten werde, weil er ſelbſt ihn nicht zu halten entſchloſſen war. „Was reizt wohl die Königin von Ungarn, die Franzoſen mit ſo vieler Hitze in die Enge zu treiben, als die Hoffnung Elſaß und Lothringen wieder zu erobern?“ Ein deutſcher Fürſt wundert ſich alſo darüber, daß deutſche Truppen dieſe ſchmachvoll entriſſenen Länder wieder zum Reiche zurückbringen wollen! Friedrich beruft ſich auf eine Aeußerung König Georgs, welcher Maria Thereſia auf ihre Klage, daß ſie von England zur Abtretung ſo mancher Provinz, namentlich Schleſiens, gezwungen worden ſei, zur Antwort ſchrieb: „Madame! das Nehmen ſchmeckt gut, aber das Wiedergeben muß auch ſein;“ er beruft ſich auf die Aeußerung eines öſterreichiſchen Generals gegen Schmettau: „Mein Hof handelt nicht ſo unüberlegt, daß er Schleſien angreifen ſollte; wir ſind Blutsverwandte des Dresdener Hofes, der Weg durch die Lauſitz führt am geradeſten nach Berlin, dort haben wir Gelegenheit, Frieden zu ſchließen.“ Anekdoten ſind aber keine Beweiſe.

Der deutſche König verlangte vom Kaiſer und von Frankreich, Schweden müſſe verſprechen, in Bremen einzufallen, während die Franzoſen Hannover angriffen; er verlangte von Frankreich, keine der verbündeten Mächte dürfe einen Frieden für ſich ſchließen, ſondern ſie müßten ſtandhaft beiſammen bleiben, um gemeinſam das neue Haus Oeſterreich demüthigen zu helfen. Am meiſten ſteift ſich Friedrich auf einen Vertrag, den Maria Thereſia mit Sachſen am 20. December 1743 in Warſchau abſchloß, und worin ſie ſich ihre Staaten und Länder garantirten, ohne den Breslauer Frieden zu erwähnen, während der pragmatiſchen Sanction gedacht ſei, und des Artikels 13 im Vertrage von

Worms, worin der Sardinier der Königin Truppen für Sicherung der Lombardie verſpricht, damit ihr eine um ſo größere Anzahl der ihrigen in Deutſchland zu Gebote ſtehe. Friedrich meint: „wider wen in Deutſchland? wider Preußen!“ Alle dieſe Gründe ſind nicht ſtichhaltig; denn in dieſen Verträgen war ausdrücklich beſagt, daß ſie dem Breslauer Frieden nicht entgegen ſein ſollten. Maria Thereſia verlangte ja von ihren Verbündeten Entſchädigung für Schleſien; ſie war alſo entſchloſſen, den Breslauer Frieden zu halten, und verzichtete auf Schleſien, ſo ſchwer es ſie auch ankam. Wenn aber der Preuße den Frieden ſelber brach, ſo war ſie an ihr Wort auch nicht mehr gebunden. Darum erregte auch die Nachricht von Friedrichs Vertragsbruch und ſeinem Einmarſch in Böhmen in Wien keinen Schrecken, ſondern eine gewiſſe Befriedigung, Maria Thereſia war jetzt ihres Wortes entbunden.

29.

Friedrich II. fällt in Böhmen ein.

Am 7. Auguſt 1744 erklärte Graf Dohna, der preußiſche Geſandte in Wien, ſein König könne als Kurfürſt nicht mit gleichgiltigem Auge anſehen, daß der Wiener Hof die kaiſerliche Würde unterdrücke, die Verfaſſung des Reiches umſtoße und den Ständen Gewalt anthue; deshalb habe er dem Kaiſer einige Truppen überlaſſen und eine Union geſchloſſen. In einem Manifeſte aber erklärte der König: alle ſeine Bemühungen für den Frieden in Deutſchland ſeien vergeblich geweſen; aus unbegrenztem Ehrgeize ſchlage Maria Thereſia die deutſche Freiheit in Feſſeln, ſie wolle deutſche Bisthümer einziehen und damit England ködern, ſie habe freie Reichsſtädte gewaltſam eingenommen; ſie ſpiele mit Treue und Glauben; ſie habe die

Friedensanträge des Kaisers hochmüthig verworfen; wie aber die alten Germanen durch Jahrhunderte ihr Vaterland und ihre Freiheit gegen die ganze Herrlichkeit der Römerwelt beschützten, so würden auch ihre Nachkommen die bedrohte Freiheit des Vaterlandes vertheidigen; darum ergreife auch er jetzt die Waffen für die Freiheit des Reiches, für die Würde des Kaisers, für die Ruhe Europas; er habe gar kein persönliches Interesse dabei, er verlange für sich gar nichts!

So viel Worte, so viel Lügen. Friedrich rief ja die Franzosen in das Land, er hatte sich ja vier böhmische Kreise ausbedungen! Aber er glaubte, daß diese Verhandlungen ewig verschwiegen blieben. Auch an die Engländer richtete Friedrich ein ähnliches Manifest, worin er gleichfalls seine Uneigennützigkeit betheuerte. Horace Walpole sagte darüber: „Ein trauriges Machwerk! Sein Voltaire und seine Literaten sollten seine Arbeiten durchsehen, ehe sie gedruckt werden. Manifeste zu schreiben, welche schlechter sind, als sie der gemeinste Commis liefert, den sich zwei oder drei Markgrafen gemeinschaftlich halten, ist unerträglich."

80.000 Preußen zogen zu gleicher Zeit als kaiserliche Hilfstruppen in drei Abtheilungen auf Prag los, eine unter Schwerin aus Schlesien, eine unter dem Erbprinzen von Dessau durch die Lausitz, die dritte unter dem Könige selber durch Sachsen. 17.000 Mann blieben unter dem Fürsten von Anhalt in Brandenburg als Drohung für Sachsen und mit 22.000 Mann stand Marwitz in Oberschlesien und bedrohte Mähren. Am 16. August verlangte der König auf kaiserliche Requisitorial-Schreiben hin freien Durchmarsch durch Sachsen. Der Hof war gerade in Warschau. Die Regierung war überrascht, betäubt, wollte Zeit gewinnen, Dresden schnell in Vertheidigungszustand setzen; allein das Land war mit preußischen Truppen überschwemmt und man mußte dazu noch Lebensmittel schaffen und Schiffe stellen.

Der Marsch der Preußen ging gerade auf Prag los. Sie fanden fast gar keinen Widerstand; denn das österreichische Heer stand im Elsaß, in den Niederlanden, in Italien; in Bayern befanden sich nur 22.000 Mann zu Fuß unter Batthyány. Prag war mehr ein verschanztes Lager als eine Festung; der Commandant Harsch hatte nur 1600 Mann reguläres Militär unter sich, nicht Artilleristen genug, um den Dienst in den Laboratorien zu versehen, und nur 30 Bergknappen statt der Mineure. Harsch hatte den Befehl, nicht an Uebergabe zu denken, bis ein bedeutendes Werk durch Wallbruch genommen und ein Sturm abgeschlagen sei. Er zog Landmilizen in die Stadt, Studenten und Bürger zeigten sich sehr eifrig und stellten Freiwillige. Wenn der Feind von Schlesien aus in Mähren einfiel, so fand er auch da kein Heer. Es galt also nur, die Festungen möglichst zu halten. In Brünn standen 4000 Mann; der Commandant hatte den Befehl, die Stadt erst zu übergeben, wenn ein Sturm abgeschlagen wäre, den Spielberg aber bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Auch der Commandant von Olmütz empfing die Weisung, mit seinen 5000 Soldaten sich bis auf den letzten Mann zu wehren. Die Armee unter Batthyány erhielt Befehl, nach Böhmen zu ziehen.

So wird es leicht begreiflich, daß die Preußen ungehindert bis nach Prag zogen; sie verbreiteten Patente, in welchen die Böhmen gewarnt wurden, sich ja in nichts wider die Hilfstruppen des Kaisers einzulassen, den sie vielmehr fortan als ihren rechtmäßigen Oberherrn anzusehen hätten. Schwerin erschien am 31. August vor Prag, der König und Anhalt am 2. September. Die Stadt ward sogleich umschlossen, der König stand auf dem rechten Ufer, Schwerin umringte die Neustadt und den Wyssehrad. Batthyány hatte in Beraun Magazine aufgehäuft und suchte diesen Ort zu decken, ohne sich jedoch mit einer überlegenen Macht

in ein Gefecht einzulaſſen. Friedrich wollte ſich der Stadt und der Magazine bemächtigen und ſandte Haake mit 6 Bataillonen und 5 Schwadronen gegen Beraun. Batthyány bekam jedoch Wind von dem Plane, obſchon man das Unternehmen möglichſt geheim gehalten hatte. Der Angriff Haakes ward abgeſchlagen. Auf die Nachricht von ſeiner Gefahr eilte der König mit 16.000 Mann herbei, aber indeß waren die Magazine in Eile ſchon nach Pilſen gebracht. Fortan ſuchte Batthyány das Unternehmen auf Prag ſo viel als möglich zu ſtören; an einen Entſatz der Stadt konnte er mit ſeiner geringen Truppenmacht 80.000 Preußen gegenüber doch nicht denken. Das Schickſal von Prag war alſo entſchieden. Harſch hatte alle Anſtalten zur Gegenwehr getroffen, aber ſeine Mittel waren zu gering. Er gab ſogar Befehl, einen der Bogen der berühmten Karlsbrücke abzutragen, damit er ſich noch auf der Kleinſeite vertheidigen könne, wenn die Alt- und Neuſtadt gewonnen wäre; allein das vierhundertjährige Gewölbe war ſo feſt gekittet und geſchloſſen, daß er von ſeinem Unternehmen ablaſſen mußte. Am 10. wurden die Laufgräben an drei Orten gegen den St. Laurenzerberg, bei Bubenč und bei dem Žižkaberg eröffnet, am 11. ward die Stadt mit Bomben beworfen, am 12. erſtürmte Schwerin den Žižkaberg; der König ſah dem Angriffe in dem Laufgraben bei Bubenč zu; eine öſterreichiſche Kugel ſchlug dem Prinzen von Brandenburg-Schwedt den Kopf weg und tödtete einen Pagen. Bald fing die Stadt an mehreren Orten an zu brennen, 150 Häuſer ſanken in Aſche. Die Bürgerſchaft und die Landmilizen verloren den Muth; ſie liefen haufenweiſe durch die Straßen und riefen, wenn man ſich nicht ergebe, wollten ſie die Thore mit Gewalt öffnen. Dies erſchreckte Harſch, er pflanzte die weiße Fahne auf und bot Uebergabe gegen freien Abzug, den aber Friedrich verweigerte. Nun wollte es Harſch auf einen

Sturm, dem man höchstens 900 Mann entgegenstellen konnte, nicht mehr ankommen lassen, weiterer Widerstand schien ihm unnütz und für die Stadt gefährlich. So ward denn am 16. capitulirt, die Besatzung blieb kriegsgefangen, viele Studenten steckte Friedrich unter seine Soldaten, weil sie zum Kriegshandwerk mehr Lust gezeigt hätten, als zu den Büchern. Am 17. September zogen die Preußen ein.

Der Feldzug war also glänzend eröffnet, die Hauptstadt war im Besitze der Preußen. Im Siegesjubel schrieb Friedrich an Podewils: „Sie ist unser, diese Stadt, von der man so viel Aufhebens machte und sagte, ich würde sie nicht so geschwind erobern, als ich mir einbilde.“ Richtiger beurtheilte Robinson die Lage. „Dieser Verlust“, schreibt er, „wird die armen Einwohner zwar schwer drücken, ist aber blos der Triumph, die Feuersbrunst des Tages, nach der die Preußen an sich denken müssen“. So war es in der That. Nach und nach tauchte die ganze Gefahr der Lage, in die sich Friedrich muthwillig gestürzt hatte, vor ihm auf. Zuerst kam die Nachricht, daß die Oesterreicher im Elsaß nicht geschlagen worden seien, sondern daß Prinz Karl heranziehe. „So geht's“, rief Friedrich, „wenn man mit Lumpen Verträge schließt.“ In der That zog das Heer des Prinzen Karl kräftiger über den Rhein zurück, als es hinüber gegangen war: ein stolzes Siegesbewußtsein durchglühte es, es sehnte sich nach dem Kampfe. Batthyány zog sich zurück, um sich die Verbindung mit Karl und den Sachsen offen zu erhalten. Der König hätte über Beraun auf ihn losstürzen, sich der Stadt Pilsen und der dortigen Magazine bemächtigen und die Päße, durch die das österreichische Heer in das Land kommen konnte, schließen sollen, die Verbindung der Oesterreicher mit den Sachsen wäre dann unmöglich gewesen. Allein nun fangen die Fehler des Königs in der Kriegsführung an, von denen Friedrich offen

eingesteht, nie habe ein General in einem Kriege größere begangen. Belleisle rieth ihm nämlich, nach Tabor, Budweis und Neuhaus seinen Marsch zu richten, im Jahre 1741 habe man Böhmen verloren, blos weil man unterlassen, diese Posten zu besetzen. Friedrich befolgte diesen Rath, obschon die Umstände jetzt ganz anders waren, als im Jahre 1741, wo sich Bayern und Oberösterreich im Besitze der Feinde Maria Theresias befanden. Friedrich zog also nach dem Süden. Das auf einem Felsen gelegene, von Žižka erbaute, früher für unüberwindlich gehaltene Tabor wurde genommen. Am 30. September standen die Preußen vor Budweis und eroberten nach heftigem Kampfe die Stadt; die Besatzung durfte mit kriegerischen Ehren abziehen, die Bürgerschaft mußte Karl VII. den Eid der Treue schwören.

Inzwischen war aber das österreichische Heer über Waldmünchen bei Taus in Böhmen am 26. September eingetroffen. Am 1. October stieß das Corps Batthyánys in Mirotiz zu Prinz Karl, welcher jetzt 50.000 Mann unter sich hatte. Prinz Karl und Traun benützten die Fehler des Königs bestens, suchten sich zwischen ihn und Prag zu stellen und überschritten in der Nähe von Mirotiz die Moldau. Ihre leichte Reiterei bedrängte seine Flanke und seinen Rücken. Friedrich mußte zurück und suchte eine Schlacht, auf sein Feldherrntalent und auf die Tüchtigkeit seiner Truppen vertrauend. Die Oesterreicher aber wichen einem Zusammenstoß aus. Eine schwere Gefahr bereitete den Preußen der Geist der Bevölkerung; man haßte von ihrem früheren Aufenthalt her die Preußen, man hing mit Begeisterung an der Královna Maria Theresia; Adel, Geistlichkeit, Beamte, Volk waren einig in ihrer Anhänglichkeit an die milde Herrin. Die Geistlichen feuerten die Bauern zum Widerstande an, diese verbargen die Vorräthe oder zerstörten sie, um den Preußen nichts zurückzulassen, und flüchteten in die Wälder; niemand

brachte Lebensmittel zum Verkaufe ins Lager. Die Preußen fanden auf ihrem Wege nur Wüsteneien und leere Dörfer; um kein Geld konnten sie Kundschafter gewinnen, während die Oesterreicher von jeder Zufuhr, von jeder Bewegung Nachricht erhielten. 10.000 Husaren umschwärmten das feindliche Heer, schnitten ihm alle Verbindung ab, fingen die wichtigsten Botschaften auf. So wurde ein wichtiges Schreiben aus dem Schloß der Kageneck, aus Munzingen, dem Hauptquartier des Königs von Frankreich, an Friedrich aufgefangen, woraus man ersah, daß die Franzosen gleich nach der Eroberung von Freiburg nach Westphalen ziehen wollten, um den Kurfürsten von Cöln zur Pflicht gegen den Kaiser zurückzuführen, die Holländer abzuschneiden und den König von England zu verhindern, Maria Theresia zu unterstützen. Tägliche Scharmützel und kleinere verlorene Posten schwächten das preußische Heer und haufenweise desertirten die mit Gewalt zum Kriege gezwungenen Soldaten. Die Preußen wagten nicht mehr, Reiter auf Kundschaft auszuschicken, denn sie waren verloren; wo man übernachtete, mußte man sich nach römischer Art verschanzen, und die Armee des Königs war auf ihr Lager beschränkt.

So mußte denn der König auf demselben Wege umkehren, auf dem er gekommen war. Der Plan, zwischen Tabor, Neuhaus, Budweis und Frauenburg Winterquartiere zu beziehen, war vereitelt. Der König, welcher für Prag, sein Belagerungsgeschütz und die Kranken dort fürchtete, ließ starke Posten in Tabor und Budweis zurück und zog nach dem Norden. Dies war ein zweiter Fehler, denn diese beiden Posten waren doch nicht zu halten. Sie wurden auch bald genommen, Trenk erstürmte in der Nacht vom 21. auf den 22. October Budweis; der Angriff war verwegen, die Vertheidigung tapfer. Die Stadt wurde von den Oesterreichern zurückgewonnen; eben

ſo Frauenberg. Die preußiſche Beſatzung in beiden Orten, 2000 Mann, mußte ſich kriegsgefangen ergeben. Auch Tabor konnten ſie nicht halten, 900 Preußen ſtreckten die Waffen. Indeß ſtießen am 21. October bei Hraditſch 20.000 Sachſen unter dem Herzog von Weißenfels zu den Oeſterreichern. Vergebens hatte man Auguſt III. Mähren, ſeinem Miniſter Brühl ein Fürſtenthum und ſeinem Beichtvater Guarini die Cardinalswürde verſprochen, wenn die Sachſen dem Bunde gegen Maria Thereſia beiträten. Man bereute am ſächſiſchen Hofe bitter die frühere Politik, man haßte den Preußen und ſandte Maria Thereſia Hilfe. Das vereinigte Heer war jetzt 70.000 Mann ſtark. Prinz Karl gedachte nun den König aus einer feſten Stellung nach der anderen hinaus zu manövriren und ihm die Verbindung mit Schleſien und ſeinen Magazinen abzuſchneiden. Blieb der König bei Prag ſtehen, ſo ſchnitt man ihm die Verbindung mit Schleſien ab; rückte er gegen Pardubitz, wo ſeine Magazine waren, ſo waren Prag und ganz Böhmen für ihn verloren. Prinz Karl folgte dem weiſen Plane, immer ſolche Lager zu wählen, wo man durchaus nicht angegriffen und zu einer Schlacht gezwungen werden konnte. Dabei wurde Friedrich durch leichte Truppen immer mehr beläſtigt, ſo daß er ſich am 24. October entſchloß, dieſe Umſchnürung endlich zu durchbrechen und in einer entſcheidenden Schlacht bei Marſchowitz die Bande zu zerreißen, die ihn von allen Seiten umſchloſſen. In Schlachtordnung brachten die Preußen im Angeſicht des öſterreichiſchen Lagers den Abend und die Nacht zu, beiderſeits blieb die Mannſchaft unter Gewehr; die Oeſterreicher waren entſchloſſen, die Preußen herankommen zu laſſen, aber nicht anzugreifen. Doch am anderen Tage zog der König ſich zurück; er fand die öſterreichiſche Stellung zu feſt und den Angriff zu gewagt, er wünſchte, daß die Oeſterreicher ihn angriffen. Die jüngeren Generale drangen

einmüthig in den Prinzen Karl, jetzt auf die Preußen loszustürzen und mit einem Schlage den Feldzug schnell und glücklich zu beenden. Prinz Karl überließ den Entscheid dem Grafen Traun und dieser erklärte ganz ruhig: „Der Theil, der den anderen angreift, erleidet eine vollständige Niederlage.“ So unterblieb die Schlacht und der König zog ab, zuerst in der Richtung nach Prag. Nun suchte Karl ihn von der oberen Elbe und seinen Ländern abzuschneiden, Friedrich werde Prag aus Mangel an Lebensmitteln bald verlassen und sich mit Noth durchschlagen müssen. Bald merkte der König seine Gefahr, gab den Marsch nach Prag auf und suchte sich Pardubitz zu nähern, um seine Magazine zu retten und die Verbindung mit Schlesien offen zu halten. Da machten aber die Oesterreicher einen glänzenden Uebergang über die Elbe, eben so schön, wie der Uebergang über den Rhein in diesem Jahre gewesen war. Zuerst versuchte man bei Přelauč Brücken zu schlagen. Der Versuch mißlang durch unerwartete Hindernisse; am 19. October glückte aber ein zweiter Versuch bei Teltschitz vollkommen, obschon im Angesichte des Feindes und trotz fünfstündigen Kampfes. Dieses Unternehmen entschied den ganzen Feldzug. Der König hielt es jetzt für angezeigt, Prag und Böhmen aufzugeben, sich nach Schlesien zurückzuziehen, und sammelte schnell sein Heer. Das Gebiet der Moldau nicht nur, sondern auch das der Elbe war verloren. Podewils schrieb ihm: „Eure Majestät sehen jetzt, daß es nicht so leicht ist, wie Sie geglaubt haben, das Haus Oesterreich zu erniedrigen und auf die Stufe der Macht zurückzubringen, die man ihm bestimmen will.“ Am 27. November verließ Friedrich Königgrätz und ließ sein Heer in drei Colonnen über Braunau, Trautenau und Glatz nach Schlesien abziehen; am 1. December stand er wieder auf seinem Gebiete. Aber seine Armee war zur Hälfte zusammengeschmolzen, compagnienweise

waren in der letzten Zeit seine Leute durchgegangen. Das schwere Geschütz stand in Prag; Einsiedel bekam Befehl, diese Stadt zu räumen, Winterfeld bekam eine gleiche Weisung in Bezug auf Leitmeritz. Dieser entkam glücklich, jener aber litt schwere Noth schon beim Abzuge aus der böhmischen Hauptstadt. 400 Grenzer und Husaren drangen unter Simbschen und Cognazzo durch drei Thore in die Stadt, als die Preußen eben abzogen. Sogleich entspann sich ein Kampf, an dem viele Bürger, selbst Weiber und Kinder theilnahmen. Das hitzigste Gefecht entspann sich auf der steinernen Brücke, wo der tapfere Cognazzo fiel; die Preußen ließen 70 Todte, 131 Kanonen und die Kriegscasse zurück. Unter steten Gefahren, unter schweren Verlusten, oft von Wegweisern irre geführt, entkam endlich Einsiedel mit dem zusammengeschmolzenen Reste seiner Truppen über Friedland nach Schlesien.

Friedrich selbst gesteht: „Das große Kriegsheer, welches Böhmen verschlingen und selbst Oesterreich überschwemmen sollte, hatte das Schicksal der Flotte, die den Beinamen der unüberwindlichen führte. Der ganze Vortheil dieses Feldzugs war auf Seite der Oesterreicher. Herr von Traun spielt in demselben die Rolle des Sertorius, der König die Rolle des Pompejus; des Herrn von Traun Benehmen ist ein vollkommenes Muster, welches jeder Krieger, der seine Kunst liebt, studiren muß, um es nachzuahmen, wenn er die Fähigkeiten dazu besitzt. Der König selbst hat es gestanden, daß er diesen Feldzug als seine Schule in Absicht auf Kriegskunst und Herrn von Traun als seinen Lehrer angesehen hat."

Marwitz hatte Mähren mit Streifzügen heimgesucht und starke Kriegssteuern erhoben. 10.000 Ungarn zu Fuß und 1000 zu Pferd wurden gegen ihn verwendet und einen großen Theil des Winters streiften die Ungarn auf dem rechten Ufer der Oder bis Oppeln. Obschon die Armee durch zwei Feldzüge

in einem Jahre ermüdet war, erhielt sie von Wien doch Befehl, Winterquartiere in Schlesien zu beziehen. Da Prinz Karl nach Wien abgegangen war, übernahm Traun das Commando. Viele Regimenter waren schon von der Armee abgegangen und Traun übernahm nur ungern den Auftrag, doch stand er schon am 21. December in Neustadt und zog einen Postirungscordon längs der Neisse. Aber er vermochte sich hier gegen Leopold von Dessau, welcher zwischen Neisse und Ottmachau seine Truppen zusammenzog, nicht zu halten und rückte über Jägerndorf nach Mähren. Ebenso mußten sich vor Lehwald die Oesterreicher, die in die Grafschaft Glatz eingerückt waren, zurückziehen.

30.

Die Belagerung und Eroberung von Freiburg.

Die Franzosen hatten zwar Friedrich versprochen, dem abziehenden Karl von Lothringen nachzurücken, Bayern zu befreien und die Erblande der Königin zu bedrängen; sie hielten aber ihr Wort nicht, sie sahen es sogar gerne, wenn Preußen und Oesterreich sich gegenseitig aufrieben. Damit aber doch etwas geschehe, was die öffentliche Meinung in Frankreich zufriedenstellen und den Ruhm des Königs erhöhen könne, beschloß man, das opferreiche Jahr mit einem militärischen Feuerwerk zu schließen. Darum rückten die Franzosen vor Freiburg im Breisgau, dessen Schwäche sie kannten und dessen Eroberung sie gewiß waren.

An einem Ausläufer des Schwarzwaldes, da wo das Dreisamthal in eine fruchtbare Ebene ausmündet, liegt die Stadt Freiburg, von munteren geschwätzigen Bächlein durchzogen, an Freundlichkeit und Heiterkeit einer italienischen Stadt ähnlich, umgeben vom Grün der Wälder und Matten, geschmückt mit einem der vollendetsten gothischen Dome der Welt. Damals war

die Stadt eine Festung mittleren Ranges, die Werke aber ziemlich vernachlässigt; namentlich war der Theil, der sich entlang der Dreisam zieht, zwischen dem Schwaben- und Breisacher-Thor, schwach. Die Citadelle der Stadt bildeten die Anhöhen des Schloßberges, die untere Veste, das Salzbüchsel und die obere Veste. Prinz Karl erhöhte bei seinem Abzuge nach Böhmen die Besatzung auf 7000 Mann, die er zu standhafter Vertheidigung für hinreichend hielt; darunter waren 199 Artilleristen, 300 Husaren, 70 Dragoner. Ein umsichtiger entschlossener tapferer Mann, Feldmarschall-Lieutenant Baron Damnitz, hatte das Commando. Die Stadt war auf vier Monate mit Lebensmitteln versehen.

Schneller als man es erwartet hatte, nahte der Feind; am 17. September schon stand Marschall Coigni mit 70.000 Mann, mit 107 Kanonen und 70 Mörsern vor der Festung. Häufige, öfter glückliche Ausfälle fanden statt, Parallelen und Gegenlaufgräben wurden gezogen, der Stadt dreimal das Mühlwasser abgegraben. Die Stimmung der Bevölkerung war gut für die Sache der Königin — besaß doch das Haus Habsburg in diesem Lande zu allen Zeiten feurige Anhänger —, sie ward durch kirchliche Feierlichkeiten und Predigten noch erhöht, Processionen wurden gehalten, das Volk weinte, betete, sang und ertrug entschlossen alle Schrecken der Belagerung. Die unverheiratheten Bürgerssöhne leisteten trotz der ausgedienten Soldaten Hilfe bei der Vertheidigung. Hinsichtlich des herrlichen Domes ward ein Vertrag mit dem Feinde geschlossen, daß derselbe vom feindlichen Geschütze geschont werden solle, wogegen die Vertheidiger versprachen, nicht auf die Stelle zu fevern, von wo der König der Belagerung zusah, nämlich auf das Loretto-Berglein. Den Franzosen war die schwache Seite der Festungswerke wohl bekannt; sie stellten denn auch da ihr Geschütz auf

und zum Unglücke für die Belagerten thaten ihre Kugeln keinen einzigen Fehlschuß, auch wenn sie sich überschossen, denn sie schlugen in die Vesten ein. Am 5. October eröffneten die Belagerer ein furchtbares Feuer auf die Stadt, die an mehreren Stellen in Brand gerieth; bald waren am unteren Schlosse die Mauerkränze und Schießscharten heruntergeschossen, und nun dauerte das Kanoniren mit geringer Unterbrechung Tag und Nacht auf die bedrängte Stadt fort. In der Nacht vom 11. October wurden 300 Bomben in die Stadt geworfen zur Feier der Ankunft König Ludwigs XV., der unter Becherklang und Musik vom Schlosse des Grafen Kageneck der Illumination zusah. Die Belagerten antworteten eifrig, zerstörten in nächtlichen Ausfällen die Arbeiten der Gegner, bewährten überhaupt hohen Muth. Am Namenstage Maria Theresias richteten sie allein 10.000 Flintenschüsse und viele Bomben auf die Franzosen. Selbst Weiber bewährten Heldenmuth: aus einem brennenden Hause stürzte am 12. October eine junge Frau mit zwei Kindern in den Armen und rief den Bürgern zu, man möge ihr die beiden anderen zu retten eilen. Niemand wagte es, sich dem Feuer und Kugelregen zugleich auszusetzen; denn die Franzosen richteten ihr Geschoß zumeist auf die Stellen, wo es brannte, um das Löschen zu verhindern. Da stürzte die Frau aufs neue in das Haus zurück und rettete die beiden anderen Kinder. Die höchste Geistesgegenwart aber bewies ein Ingenieur-Hauptmann de la Motte. Eine Bombe hatte das Thor des Pulverthurmes zersprengt und ein Pulverfaß zerschlagen; er sprang in den Thurm, warf die Brände heraus, das Feuer vor demselben ward gedämpft, die Thüren geschlossen und so das Schloß gerettet. In der Nacht vom 19. auf den 20. unternahmen die Franzosen einen furchtbaren Sturm, die Vertheidiger sprengten glücklich eine Mine, ihre Feinde flogen in die Luft; die

Franzoſen hatten 700 Todte und noch viel mehr Verwundete. Am 20. erfolgte ein neuer Sturm, den die ſchwache Beſatzung, die jetzt ſchon nicht mehr aus dem Dienſte kam, aufs tapferſte abſchlug. Die Franzoſen ließen 800 Todte, darunter den Prinzen Elboeuf, und viele höhere Officiere auf dem Platze. Am 26. October begann der Feind Breſche zu ſchießen, am 27. war ſchon eine acht Schuh breite Sturmlücke geöffnet. In der Stadt wurden zur Abwendung der Gefahr von neuem Bußpredigten, Faſttage, Proceſſionen gehalten. Den 2. November Nachts 3 Uhr rückten die Franzoſen, von einem Regenwetter begünſtigt, in der größten Stille heran, erſtiegen die Mauer, überwältigten eine Wache und das „Avance, avance, vive le roi!“ ertönte in der Feſtung. Die Grenadiere eilen herbei, werfen die Gegner zurück, ſie kommen verſtärkt zum zweiten, zum dritten Male wieder, um 7 Uhr früh ſind ſie in wilder Flucht zurückgeworfen. In einem Tagebuche aus jener Zeit heißt es: „Unſere Grenadiere, die ſtarken Böhmen, ſtoßen die Franzoſen mit dem Bajonnete in den Graben und ſchlagen ſie mit dem Kolben todt. Die Aufregung iſt ungeheuer, keiner will Platz machen; wer abgeſchoſſen hat, bleibt ſtehen, erhält von dem rückwärts befindlichen Kameraden ein geladenes Gewehr und gibt das ſeinige zurück. Die Huſaren und Dragoner ſind vom Martinsthor bis zur Breſche aufgeſtellt. Der König ſelbſt ſoll vom Lorettoberge dem ganzen Sturme zugeſehen haben. Die Todten werden in das Gewölbe beim Münſter, welches ſeit 1713 verſchloſſen blieb, geworfen. Die Vorſtadt iſt vom Pulverdampf wie in den dickſten Nebel eingehüllt, die Soldaten ſehen aus wie Kohlenbrenner. Dreimal verlangt vergeblich ein feindlicher Pandur Stillſtand, die Todten zu beerdigen. Nach zwei Stunden fängt die Felſenbatterie wieder ihr Feuer an, um 11 Uhr fallen auf die St. Peter-Baſtei Bomben, welche nicht

zerſpringen. Man unterſucht ſie und findet ſie mit friſchem Blut gefüllt."

Dieſer furchtbare Sturm war glücklich abgeſchlagen, einen zweiten konnte man aber nicht mehr beſtehen. Der Commandant verſammelte einen Kriegsrath und dieſer beſchloß, die Stadt zu übergeben, wenn man freien Abzug erhalten könne. Es ward deswegen unterhandelt, der König verlangte den Commandanten ſelber zu ſprechen. Damnitz geht ins franzöſiſche Lager und Ludwig bedeutet ihm, daß er nur dann der Beſatzung freien Abzug gewähre, wenn man ihm die Sadt und die Schlöſſer zugleich übergebe. Damnitz erklärt, die Commandanten der Veſten ſeien von ihm unabhängig, und bittet um Friſt, die Befehle der Königin einzuholen. Der König gewährt eine Friſt von fünfzehn Tagen, nach dieſer ſei aber die Beſatzung kriegsgefangen, die Antwort möge lauten wie ſie wolle. Damnitz hält Kriegsrath; dieſer erklärt, Stadt und Schlöſſer ſeien gegen freien Abzüg zu übergeben. Der König bewilligt alles, verlangt aber unverzügliche Beſetzung des Predigerthores. Damnitz verläßt ſich auf das Wort des Königs und verſäumt es, ſchriftliche Zuſage zu fordern. Am 7. November Vormittags 11 Uhr beſetzen die Franzoſen das genannte Thor, wollen aber dann von freiem Abzug nichts mehr wiſſen, die Soldaten räumen ſchnell die Stadt und ziehen ſich in die Schlöſſer zurück, die Franzoſen errichten Batterien gegen das Schloß. Vergebens beruft ſich Damnitz auf das Wort des Königs; dieſer iſt ſchon nach Frankreich abgegangen, wo er überall als Sieger mit Jubel empfangen wird. Coigni erklärt, wenn die Schlöſſer binnen 24 Stunden übergeben würden, ſo wolle der König die Beſatzung mit allen Kriegsehren abziehen laſſen; da jedoch Maria Thereſia widerrechtlich eine große Anzahl gefangener Franzoſen zurückhalte, ſo müſſe die Beſatzung der Schlöſſer ſo

lange als Geißel bewahrt werden, bis alle französischen Kriegsgefangenen, für die übrigens der König das bestimmte Lösegeld zu zahlen sich erbiete, ausgeliefert seien. Am 24. kam der Bote aus Wien zurück mit dem Bescheide, die Schlösser unter so günstigen Bedingungen als möglich zu übergeben, aber sich nie in das Verlangen des Feindes zu fügen, daß man als Geißel bis zur Auswechslung aller gefangenen Franzosen bleibe, sondern sich eher in den Schlössern aufs äußerste zu vertheidigen, um eine ehrenvolle Capitulation zu erhalten. So der Wille der Königin, die dem Commandanten ihre Zufriedenheit über die tapfere Vertheidigung aussprach. Allein die Lage der Vertheidiger hatte sich indeß sehr zu ihrem Nachtheile geändert, eine Vertheidigung der Schlösser war nicht mehr möglich. Die Franzosen erklärten, daß, wenn man aus den Schlössern auf die Stadt feuere, man die österreichischen Kranken und Verwundeten auf das Glacis legen würde. Da unterzeichnete denn Damnitz die Capitulation am 25. November; die Besatzung zog mit klingendem Spiele und allen Kriegsehren aus dem Schlosse herab bis zum Predigerthore, dort streckte sie Ober- und Untergewehr, nur den Officieren wurden ihre Degen gelassen, die Soldaten sollten von ihren Officieren nicht getrennt und nicht zum französischen Kriegsdienst gezwungen werden. Den Bürgern gingen die Augen über, als sie zusahen, wie diese tapferen wohlverdienten Soldaten ihre Fahnen, Trommeln und Gewehre niederlegten, um mit Stecken in der Hand nach Breisach abzuziehen. Die Stärke der abziehenden Besatzung war 4578 Mann; 511 waren vor dem Feinde geblieben, 190 an Krankheiten gestorben, 1455 lagen verwundet in Spitälern. Die Franzosen hatten 7350 Mann an Todten verloren, 9226 an Verwundeten. Die Franzosen hatten zwar die Stadt im Namen Kaiser Karls VII. besetzt, sprengten aber in größter Eile die Festungswerke, um den

Weg in den Schwarzwald für künftige Zeiten ſich offen zu erhalten. Schon im nächſten Jahre kehrte aber Freiburg durch den Frieden zu Füſſen unter Maria Thereſias Herrſchaft zurück und am 1. Mai 1745 ertönte beim Jubelfeſte im Münſter ſchon wieder das freudige „Vivat Maria Theresia, regina Hungariae et Bohemiae!“

31.

Die Verhandlungen im Winter 1744 auf 1745.

Außer der Eroberung Freiburgs thaten die Franzoſen wenig für die kaiſerliche Sache im Spätjahr 1744. Das einzige war, daß ſie ein Corps von 20.000 Mann unter Segur zu Seckendorf ſtoßen ließen, der in gemeſſener Entfernung den nach Böhmen abziehenden Oeſterreichern folgte. Prinz Karl ließ 12.000 Mann unter Bärenklau in Bayern zurück, der nur Ingolſtadt, Schärding und Braunau zu behaupten ſuchte, ſonſt aber allenthalben vor der Ueberzahl zurückwich. Seckendorf drang abermals nach München vor und Karl VII. zog am 23. October 1744 wieder einmal in ſeine Hauptſtadt ein. Seckendorf legte bald darauf das Commando nieder, Preußen und Franzoſen hatten das möglichſte gethan, ſeine Stellung unhaltbar zu machen; ſie warfen ihm namentlich vor, er habe es verſäumt, die Oeſterreicher im Elſaß zu ſchlagen.

Der Einzug in München war Karls letzte Freude. Er kränkelte ſchon lange; Kummer, Sorgen und Enttäuſchungen hatten ſeine Geſundheit untergraben. Als ihm ſeine Hauptleute meldeten, daß die Oeſterreicher die Bayern bei Meineck geſchlagen hätten, ergriff ihn dies derart, daß die Gicht, an der er ſchon lange litt, in den Leib zurücktrat. Er ſtarb am 20. Januar 1745, nicht ohne vorher ſein Bedauern über die

Politik, die sein Land zu Grunde gerichtet und ihn zu einem Schattenkaiser in Frankreichs Hand gemacht hatte, auszusprechen und seinen Sohn zu ermahnen, sich schnell mit dem Hause Oesterreich auszusöhnen und jeden Gedanken an die Kaiserwürde aufzugeben.

Der unerwartete Tod des Kaisers veränderte auf einmal die politische Lage; die Union hatte jetzt keinen Grund mehr, zu bestehen, Friedrich keinen Grund mehr, mit Maria Thersia Krieg zu führen. In Versailles war man eigentlich frah über den Tod des Kaisers; man war müde, Hilfsgelder zu zahlen, der Krieg hatte bereits 500 Millionen Livres und 200.000 Menschen gekostet. Man war geneigt, mit Maria Thersia Frieden zu schließen, wenn sie dem Sohne des Kurfürsten Bayern überließ. Ludwig XV. hatte übrigens Lust am Kriege gewonnen, die Aufregung, in die ihn das Kriegsleben versetzte, behagte ihm; nach seiner Rückkehr von Freiburg ernannte er d'Argenson, einen hochbegabten biederen Mann zum Minister des Aeußeren. Dieser wollte entweder energischen Krieg zugleich in Italien, Flandern und Deutschland, oder aber baldigen Abschluß des Friedens. Belleisle sollte einige Höfe, namentlich Berlin besuchen, um über eine gemeinsame Politik zu berathen. Obschon gewarnt betrat er dennoch, auf seine Eigenschaft als Gesandter vertrauend, hannöverisches Gebiet, da wurde er aber in Elbingerode verhaftet und nach England gebracht. Die Franzosen klagten über den Bruch des Völkerrechts, die Engländer erklärten, er sei nicht als Gesandter, sondern als französischer Officier verhaftet worden; als Gesandter könne er nur bei den Höfen gelten, bei denen er beglaubigt sei. Belleisle blieb bis nach der Schlacht bei Fontenay in Windsor in Haft. Das war ein Unglück für Friedrich, dem Belleisle sehr ergeben war und für den er einen geschickten Vermittler bildete.

Darin waren der französische und preußische Hof einig, daß man, um die Wahl Franz Stephans von Lothringen zum Kaiser zu verhindern, schnell sich über einen anderen Candidaten einigen müsse. Maximilian Joseph, der Sohn Karls VII., war erst 17 Jahre alt, hatte also das nöthige Alter noch nicht; auch erklärte Seckendorf, er sei ein gutes Kind, welches man in derlei Intriguen nicht verwickeln solle. Der Kurfürst von der Pfalz war zu machtlos, um die Kaiserrolle zu spielen. Nun machten beide Cabinete dem Kurfürsten von Sachsen Anträge: man bot ihm die Kaiserkrone und Hilfsgelder für 60.000 Mann. Wenn der Sachse die Kaiserkrone annahm, so war er unversöhnlich mit Maria Theresia verfeindet. August III. war ehrgeizig, die Kaiserkrone war verlockend, allein er traute dem bösen Nachbar nicht, und dann war er schon durch einen Vertrag mit Georg II. und Maria Theresia gebunden; nämlich durch die noch vor dem Tode des Kaisers am 8. Januar 1745 zu Warschau abgeschlossene Quadrupelallianz, in welcher die Seemächte dem Sachsen 150.000 Pfund Hilfsgelder, Schutz für sein Land und Genugthuung, wenn er angegriffen würde, versprachen, ferner die Nachfolge seines Sohnes in Polen zusicherten, wogegen der Sachse 30.000 Mann zur Vertheidigung Böhmens aufzustellen verhieß. Dem Gemahl Maria Theresias, Franz Stephan, ward die Kaiserkrone zugesichert. Polen und Rußland sollten dem Vertrage beitreten können. Noch wichtiger war ein anderer Vertrag, den Maria Theresia am 18. Mai 1745 insgeheim mit Sachsen abschloß; beide Mächte kamen darin überein, Friedrich zu bekriegen und die Waffen nicht eher niederzulegen, bis seine Macht in engere Schranken gezogen sei; nicht blos ganz Schlesien und Glatz solle für Maria Theresia wieder erobert, sondern dem Königreich Preußen auch das Herzogthum Magdeburg nebst dem Saalkreis, das Fürstenthum Crossen, der Züllichauer Kreis, die

preußiſchen Lehen in der Lauſitz und der Schwiebuſer Kreis entriſſen werden und an den König von Sachſen kommen; im ungünſtigſten Falle ſolle Sachſen wenigſtens Croſſen, Züllichau, die Lehen in der Lauſitz und Schwiebus erhalten.

Der letzte Krieg in Böhmen hatte den Glauben an Friedrichs beſondere kriegeriſche Talente erſchüttert, das Heer gemindert, den Schatz erſchöpft. Die ganze Größe der Gefahr, in die er ſich durch ſein ungerechtes Wagniß geſtürzt, trat allmälig klar vor Friedrichs Seele. Er wandte ſich an das engliſche Miniſterium um Vermittlung des Friedens mit Maria Thereſia. Auch dort war die Lage eine neue geworden. Carteret war nicht mehr Miniſter, man war mit der Führung der äußeren Politik nicht zufrieden, man klagte ihn ſeiner Uebertreibung in allen Dingen, ſeines Ungeſtümes, ſeiner hannöveriſchen Politik an. Der König gab ſich alle Mühe, ſeinen Liebling zu halten, vermochte es aber nicht. „In dieſem Lande iſt das Miniſterium König," klagte Georg II., als er am 27. November 1744 Harrington zum Miniſter annehmen mußte. Das neue Miniſterium wurde die Faction der Pelhams genannt, weil ſeine Mitglieder meiſt aus dieſer Familie ſtammten. Die neuen Miniſter konnten aber, ſo ſehr ſie auch früher über Carterets auswärtige Politik geklagt hatten, die geſchloſſenen Bündniſſe nicht umſtoßen und die ganze Machtſtellung Englands nicht ändern. Sie zahlten bald noch mehr Subſidien als Carteret, 24.000 Pfund an Cöln, 100.000 Pfund an Sachſen (50.000 zahlte Holland an Sachſen), 8000 Pfund an Mainz, 500.000 Pfund an Maria Thereſia; 18.000 Hannoveraner wurden in Sold genommen. Cheſterfield bewog die Holländer, außer den 10.000 Mann, die ſie in den Feſtungen erhielten, 50.000 ins Feld zu ſtellen, über die der zweite Sohn des Königs von England, der Herzog von Cumberland, den Oberbefehl erhalten ſollte. Friedrich bot dem

englischen Cabinete an, Don Philipp sollte ein Stück Land in Italien, Frankreich einen Theil seiner Eroberungen in den Niederlanden, Franz Stephan die Kaiserkrone erhalten, Preußen aber im Besitze von Schlesien bleiben. Die englischen Minister lehnten alle Verhandlungen über diese Puncte ab: Friedrich, der den Breslauer Frieden gebrochen, könne nur von seiner Tapferkeit seine Rettung erwarten; sie garantirten ihm also Schlesien nicht, waren aber auch nicht geneigt, Preußen, einen protestantischen Staat, durch zwei katholische Regentenhäuser, Oesterreich und Sachsen, ganz zertrümmern zu lassen.

Friedrich wandte sich an Elisabeth von Rußland. Er bot Bestuchef und Woronzoff 25.000 Thaler an, wenn sie seine Pläne unterstützten. Bestuchef erklärte es immer für einen großen Fehler Rußlands, daß es Preußen so mächtig habe werden lassen, und für einen noch größeren, daß es der Eroberung Schlesiens ruhig zugesehen habe. Er machte der Kaiserin Mittheilung von der angebotenen Bestechung. „Nehmet das Geld nur", meinte die Kaiserin, „wenn der Preuße so viel übrig hat." Friedrich bat Elisabeth, die Vermittlung des Friedens mit Maria Theresia zu übernehmen; er dachte, diese werde die Vermittlung ablehnen und dadurch sich die Zarin zur unversöhnlichen Feindin machen. Elisabeth willigte endlich ein, zu vermitteln. Nun wies aber Friedrich selber diese Vermittlung ab, weil er aus gewissen Anzeichen schloß, daß sie zum Nachtheile für ihn ausfallen würde. Dadurch reizte er Elisabeth aufs empfindlichste; sie wurde nach und nach seine bittere Gegnerin.

Ein noch härterer Schlag traf ihn aus Bayern. Von zwei Seiten rückten im Frühjahre 1745 die Oesterreicher in Bayern ein. Arenberg kam den Rhein herauf, drängte Maillebois, der an der Lahn stand, Hessen-Kassel und die neue Kaiserwahl schützen sollte, zurück, und stand bald am Lech. Auf der anderen

Seite gingen Bärenklau und Batthyány zum Angriff über. Dieser, an der Spitze von 12.000 Mann zwischen Braunau und Schärding, hob nacheinander die zerstreuten Quartiere der Feinde auf, nahm Vilshofen, Pfarrkirchen, Landshut weg; jener überschritt bei Deggendorf die Donau, schnitt die Hessen von den Bayern ab, drängte jene über den Inn und zwang sie die Waffen zu strecken, und trieb die fliehenden Bayern bis jenseits München. Der junge Kurfürst, kaum zur Regierung gekommen, mußte seine Residenz verlassen, er flüchtete nach Augsburg. Friedrich II. sagt, die Bayern seien wie eine Heerde ohne Hirten flüchtig umhergeirrt. Die Franzosen und Hessen unter Segur wurden bei Pfaffenhofen geschlagen. Jetzt trat Seckendorf am Hofe des Kurfürsten mit der energischen Mahnung auf, er könne sich nur dadurch vor gänzlichem Untergange retten, wenn er sich mit der Königin von Ungarn und Böhmen absinde, und eröffnete vor ihm den ganzen Abgrund, an dem er sich befand. Ebenso lautete der Rath der Mutter des Kurfürsten. Max Joseph besann sich schnell eines besseren und so ward denn am 22. April 1745 der Friede zwischen Bayern und Oesterreich zu Füssen geschlossen. Der Kurfürst erhielt seine sämmtlichen Staaten zurück, legte den Titel eines Erzherzogs von Oesterreich ab, entsagte allen Ansprüchen, welche das Haus Bayern an die österreichische Erbschaft haben könnte, garantirte die pragmatische Sanction, willigte ein, daß die böhmische Kurstimme wieder in Ausübung käme, und versprach seine Stimme bei der Kaiserwahl dem Gemahl Maria Theresias. Diese hingegen anerkannte den verstorbenen Kurfürsten als Kaiser, seine Witwe als Kaiserin, verzichtete auf alle Entschädigungsansprüche und Erhebung jeglicher Contribution in Bayern. Sehr wichtig war ein anderer Punct des Vertrages, daß nämlich Bayern in Zukunft nur 6000 Mann Truppen halten und sie der Königin zur Ver-

fügung stellen werde. Der preußische Gesandte Klinggräf that alles, um den Abschluß des Vertrages zu verhindern, und warf dem jungen Fürsten Undankbarkeit für die Dienste, welche Preußen Bayern erwiesen, vor. Treffend entgegnete Max Joseph: „Fanden sie es nicht vortrefflich, als vor drei Jahren der König von Preußen den Frieden von Breslau schloß, ohne sich im geringsten um meinen Vater, den Kaiser, zu kümmern?“ Hessen und die Pfalz erklärten sich für neutral in Folge dieses Vertrages.

So stand denn Friedrich in Deutschland Maria Theresia allein gegenüber; noch nie war er in solcher Gefahr gewesen Doch verlor er den Muth nicht, er berief sich auf das Beispiel Maria Theresias! Gleich nach dem Vertrage von Füssen schrieb er: „Es ist geschehen, was geschehen mußte. Wenn alle meine Hilfsquellen und Unterhandlungen versagen, alle Conjuncturen gegen mich ausfallen, so ziehe ich es vor, unterzugehen mit Ehren, als ein ruhmloses, des Ansehens beraubtes Leben zu führen. Unternimmt der Feind etwas gegen uns, so werden wir ihn besiegen oder wir werden uns alle niedermetzeln lassen, zum Heile des Vaterlandes und zum Ruhme Brandenburgs. Welcher Schiffscapitän, nachdem alle Versuche zu retten vergeblich gewesen sind, hätte nicht den Muth, die Pulverkammer in Brand zu stecken, um den Feind so wenigstens noch in seiner Erwartung zu täuschen. Eine Frau, die Königin von Ungarn, hat nicht verzweifelt, als die Feinde vor Wien standen und ihre besten Provinzen besetzt waren. Sollten wir nicht den Muth dieser Frau haben? Noch haben wir keine Schlacht verloren, noch kann uns ein glücklicher Erfolg höher heben, als wir je gestanden. Ich bereite mich auf jedes Ereigniß, das da kommen könnte, vor. Mag das Glück mir günstig oder ungünstig sein, das soll mich weder muthlos machen, noch übermüthig. Muß ich untergehen, so sei

es mit Ruhm und das Schwert in der Hand. Lernt von einem Manne, der nie in die Predigten von Elsner ging, daß man dem Unglücke, das da kommt, eine Stirne von Erz entgegensetzen und schon während des Lebens auf alles Glück, alle Güter, alle Täuschungen Verzicht leisten muß, die uns nicht über das Grab hinaus folgen werden."

Leugnet hier Friedrich die Vorsehung, spricht er nur vom Schicksale und der eigenen Kraft, so stand hingegen bei Maria Theresia die Ueberzeugung fest, daß sie in der Vertheidigung ihres guten Rechtes unter dem sichtbaren Schutze Gottes stehe. So schrieb sie an Khevenhüller im Jahre 1743: „Der gerechte Gott hat über aller menschen vermuthung denen sachen eine solche gestalt gegeben, daß nicht nur, was man in Frankreich leicht zu sein geglaubet, nicht erfolget, sondern im gegentheil besagtes mächtige Königreich an geld und mannschaft mehr, dann nie erschöpfet ist. Zahlreiche französische Armeen seind durch krankheiten, und in andere weege, gleichsahm ohne schwerdstreich, zerschmolzen. Und man siehet sich allda solche mittel zu ergreiffen genöthiget, worzu man nicht einmahl vor dem Utrechter frieden geschritten. Die Nation ist also des Krieges müde, und insonderheit über einen solchen krieg überdrüssig, welcher weit von des Königreichs gräntzen geführet wird." — Ebenso fest war ihre Ueberzeugung, daß Oesterreich der Hauptpfeiler im Staatensysteme Europas und daß ein dauernder Friede ohne Demüthigung Frankreichs nicht möglich sei. So schrieb sie in demselben Briefe: „Daß nach dem großen verlust, welchen Mein Erzhaus seit dem Jahr 1733 nach und nach, und immer mehreres empfindlich, erlitten hat, weder dasselbe, noch die allgemeine freyheit von Europa, noch die Sicherheit der Christenheit bestehen könne, wo nicht eines theils die Obermacht des Hauses Bourbon eingeschränkt, und anderen theils ihme Meinem Erzhaus wieder

auffgeholfen werde, liegt so klar vor augen, daß nicht leicht ein vernünftiger mensch daran zweyfflen kann, noch wird. Ein verkleisterter Fried würde größeres unheyl, und eine kurze ruhe noch fatalere unruhen, als man biß nun zu erfahren, nach sich ziehen, umb so mehr, als man nie auf eine geschwinde Hülffe von Seiten deren bundesgenossen zehlen kann, sondern bevor sie sich der gemeinsahmen sachen angenohmen, jederzeit viele Zeit verstrichen ist, und auch führohin, wann gegenwärtiger krieg aufhören, und ein neuer ausbrechen sollte, verstreichen wird. Obwohlen also zum frieden, und der aussöhnung Meines orths geneigt bin, auch gar wohl begreiffe, wie sehr Meine erschöpfte Länder eine ruhe und erhohlung vonnöthen haben; so würde jedoch ohne Versicherung beeder oberwehnter objectorum, nemblich der einschränkung der Obermacht des Hauses Bourbon, und der wiederauffhelffung Meines Erzhauses, dieser endzweck vielmehr verfehlet, als erreichet werden."

Also Frankreich zu demüthigen, lag in ihrem Plane; zu gleicher Zeit aber wollte sie, da sie auf Bayern verzichtet und da Friedrich den Breslauer Vertrag gebrochen hatte, Preußen demüthigen und Schlesien wieder an sich ziehen. Zu letzterem war sie so fest entschlossen, daß sie am 1. December 1744 ein Patent an die Bewohner Schlesiens und der Grafschaft Glatz erließ, worin sie erklärte, diese Länder seien ihr vom König von Preußen unrechtmäßig abgedrungen, die Friedensbedingungen durch Aufhebung der Landesverfassung, durch unerschwingliche Besteuerung der Geistlichkeit und der Einwohner, durch Beeinträchtigung der katholischen durch die evangelische Kirche, durch die zwangsweise Aushebung ins Militär, und endlich durch den Angriff des Königs auf Böhmen gebrochen worden. Der Breslauer Vertrag sei also aufgehoben, der dem König geleistete Unterthaneneid nichtig; sie, die rechtmäßige Landesfürstin, wolle Schlesien von

dem bisherigen Joche befreien und die alte Verfassung wieder herstellen; sie erwarte aber auch, daß die Schlesier, ihr Heer unterstützend, dem Feinde allen möglichen Abbruch thun. Bei der Entschlossenheit des Königs, bei der Festigkeit der Königin war also ein ernster Kampf um Schlesien für das Jahr 1745 zu erwarten.

32.

Der Krieg in den Niederlanden 1745. Die Schlacht bei Fontenoy.

Die ersten Schläge fielen in Flandern, denn Ludwig XV. wollte einen leichten Eroberungskrieg. Der Feldzug begann schon im April; der Anführer des französischen Heeres war der deutsche Graf Moriz von Sachsen, eine geniale kühne Heldenseele, damals aber durch sein lockeres Leben und durch die Folge davon, die Wassersucht so geschwächt, daß er dem Tode verfallen schien; er konnte keinen Panzer mehr tragen, er sank einmal über das anderemal ohnmächtig vom Pferde, er mußte sich in einem elastischen Wagen von leichten Weiden führen lassen; kam es aber zur Schlacht, so hielt sein Heldengeist den Leib aufrecht; mit dem Blicke des Adlers erfaßte er alle Wendungen des Kampfes und schien sich den Armen des Todes nur zu entwinden, um seine Feinde zu vernichten. Mit 80.000 Mann Kerntruppen stürzte er sich am 1. Mai plötzlich auf die stärkste Festung in Flandern, auf Tournai, den ersten der Barrierenplätze, von 9000 Holländern vertheidigt. Den Holländern lag alles daran, diese Veste zu entsetzen, und mit 55.000 Mann brach der Herzog von Cumberland von Brüssel auf, um Tournai zu befreien. 8000 Oesterreicher unter Königsegg waren bei

seinem Heere, 28.000 Engländer und Hannoveraner, die übrigen waren Holländer. Moriz ließ 20.000 Mann vor Tournai, zog mit dem Kerne seines Heeres den Verbündeten entgegen und nahm eine vortreffliche Stellung auf einer sanft aufsteigenden Anhöhe in der Nähe der Schelde. Den Rückzug über dieselbe sicherte er durch Brücken, Brückenköpfe und Reservegeschütze, auf seinem rechten Flügel war das Dorf Antoing, in seinem Centrum das Dorf Fontenoy und eine Schlucht, auf seinem linken Flügel das durch Verhaue geschützte Gehölz von Barre. Diese Stellungen waren wohl gedeckt mit Schanzen und Verhauen und durch 260 Kanonen vertheidigt. Hinter der Stellung auf einem Hügel bei einer Windmühle war der König mit dem Dauphin, um der Schlacht zuzusehen. Die Franzosen gaben ihm von da an den Namen Ludwig Müller (Louis du Moulin). Die französische Aufstellung war vortrefflich und darum schwer anzugreifen. Königsegg rieth deshalb von einem Angriff ab; man solle den Feind zuerst durch Mannöver zwingen, diese Stellung aufzugeben. Allein Cumberland wollte von keinem Verzuge etwas wissen und so rüsteten sich denn die Verbündeten in der Nacht vom 10. auf den 11. zur Schlacht. Die Holländer auf dem linken Flügel sollten das Dorf Antoing nehmen, die Engländer unter Ingolsby durch das Gehölz von Barre rücken und die Schanzen hinter demselben erobern, Oesterreicher, Engländer und Hannoveraner Fontenoy besetzen und das französische Centrum sprengen. Am 11. Mai begann denn schon früh 5 Uhr das Geschützfeuer; langsam rückten die Holländer vor, wurden aber zweimal von den Franzosen zurückgeschlagen, verließen in Verwirrung das Schlachtfeld und waren nicht mehr zum Angriff zu bringen. Einer ihrer Obersten, Appius, floh sogar mit der Reiterei bis unter die Kanonen der Festung Ath zurück und schrieb von da an die Generalstaaten, die verbündete Armee sei

von den Franzoſen zuſammengehauen worden, die Truppen ausgenommen, die er kluger Weiſe gerettet habe. Gleich unglücklich ging es auf dem rechten Flügel der Verbündeten. Ingolsby traf Scharfſchützen in dem Gehölz von Barre, zauderte, ſchwankte, ſandte um neue Verhaltungsbefehle und ſo ging eine koſtbare Zeit verloren, während deren das allmälig ſich bildende und vorrückende Centrum durch das franzöſiſche Geſchütz furchtbar litt. Da faßte Königsegg den kühnen Entſchluß, mit der deutſchen und engliſchen Infanterie in geſchloſſener Linie gegen das franzöſiſche Centrum vorzurücken und es zu ſprengen; gelang es, ſo war der rechte und linke Flügel der Franzoſen gefangen. Ruhig bildete ſich die Linie und ſchloß ſich immer wieder, wenn auch ganze Reihen vom franzöſiſchen Geſchütz hinweggemäht wurden. Endlich ſtand man vor den franzöſiſchen Garden, die heute die Schmach von Dettingen tilgen ſollten. Man begrüßte ſie mit Anſtand: „Meine Herren von der franzöſiſchen Garde, ſchießen Sie!“ „„Nein, ihr Herren Engländer, die Garden ſchießen nie zuerſt““ (ſie waren nämlich gewohnt, den Schuß im Lauf zu behalten und gleich mit dem Bajonnete anzugreifen). Die Anrückenden eröffnen den blutigen Tanz zuerſt und geben eine vernichtende Salve. Ganze Reihen der Franzoſen ſtürzten, unter ihnen der Herzog von Grammont, uns von Dettingen her bekannt. Die erſte Linie der Franzoſen iſt gebrochen, unaufhaltſam dringt das Centrum der Verbündeten vor, die franzöſiſche Reiterei macht vergebliche Angriffe, ſie wird niedergeſchmettert oder zurückgeworfen. Moriz hält die Schlacht für verloren und läßt dem König ſagen, daß er über die Schelde zurückgehen ſolle; aber Ludwig bewährt Muth, der Anblick des Getümmels, die Gefahr gefällt ihm. Moriz von Sachſen erkennt die Bedeutung des Augenblickes, läßt die Reſerven vorrücken, ſammelt, was an Geſchütz und Mannſchaft verwendbar iſt, und läßt zugleich von

den Flügeln her auf den vorrückenden Schlachtkeil der Gegner ein furchtbares Feuer eröffnen, durch das die Flanken so leiden, daß sie sich rückwärts biegen. Bald bildet der Schlachtkeil der Verbündeten ein Dreieck, das sich nach und nach in eine Colonne verwandelt. Hätten die Holländer in diesem Augenblicke angegriffen, wäre Ingolsby wieder vorgerückt, so hätten die Verbündeten siegen müssen und war der König gefangen, denn auch das zweite Treffen des französischen Centrums war geworfen. So aber wirkten die Salven einiger neu aufgeworfenen Batterien in die dicht hinter einander stehenden Engländer, Oesterreicher und Hannoveraner furchtbar; sie empfingen Kugeln von vorne und von den Seiten. Ganze Reihen sinken, vom französischen Geschütz niedergemäht, die Schlachtlinie hält, sie kann nicht weiter, sie muß zurück; sie geht aber langsam, das Gesicht stets gegen den Feind gewendet und geordnet an ihre frühere Stelle, wo die Reiterei, die wegen der Rauhheit des Bodens nicht mit vorrücken und eine Entfaltung gegen die französischen Flügel unterstützen konnte, sie deckt. Der Herzog von Cumberland bewährte den angestammten Muth der Welfen; er stand den ganzen Tag über immer im dichtesten Feuer. Als er sah, daß die Reihen sich lichteten, ermuthigte er die Soldaten in den beweglichsten Ausdrücken; er erinnerte sie an Blenheim und Ramillies, nannte sie seine Landsleute, es sei sein höchster Ruhm, an ihrer Spitze zu stehen, er werde sie nie einer größeren Gefahr aussetzen als sich selbst. Auf einen fliehenden Officier feuerte er seine Pistole ab. Königsegg ward überritten und derart verletzt, daß er in Ath bleiben mußte.

Das ist die blutige Schlacht bei Fontenoy, in der die Verbündeten 14.000 Mann an Todten und Verwundeten verloren; der Verlust der Franzosen war nach ihrem eigenen Geständniß 7000 Mann, wahrscheinlich aber größer. Die Verbündeten

zogen sich unter die Kanonen von Ath zurück, die Stadt Tournai ergab sich den Franzosen am 22. Mai, die Citadelle am 19. Juni. Die Wälle von Gent wurden in der Nacht vom 10. Juli erstiegen, am 18. öffnete Brügge den Franzosen seine Thore, Oudenarde ergab sich ihnen am 21. Juli, Dendremonde am 12. August, Ostende am 23., Neuport am 30., Ath am 8. October. Dieser Feldzug rettete die Ehre der französischen Waffen, die seit dem Feldzuge in Böhmen und Bayern und seit der Schlacht bei Dettingen gar sehr gelitten hatte. Ludwig kehrte als Sieger heim. Als er am Tage nach der Schlacht mit dem Dauphin über das leichenbedeckte Schlachtfeld ging, sagte er zu ihm: „Du siehst hier, wie viele Opfer der Staatsfeindschaft und der Leidenschaft unserer Gegner gefallen sind; behalte das immer in deinem Gedächtnisse, um nie das Leben deiner Unterthanen unnütz aufs Spiel zu setzen, noch ihr Blut in ungerechten Kriegen zu vergeuden.“ Diese Worte paßten am besten auf ihn selber.

33.

Der Aufstand der Jakobiten in England.

Warum leisteten die Engländer dem Vordringen der Franzosen nicht thatkräftigeren Widerstand? Ein großer Theil ihrer Truppen wurde nach England abberufen, ein Krieg begann im eigenen Lande; Karl Stuart war in Schottland angekommen und hatte das Banner der Jakobiten aufgepflanzt. Wir müssen uns jetzt von den Ebenen und reichen Städten Flanderns zu den Haiden, zu den Seen und wilden Bergen Schottlands wenden.

Karl Stuart, im Frühjahr 1745 noch immer in Paris verweilend und vergebens vom französischen Hofe Unterstützung zu einem Zuge nach England erwartend, war durch die Schlacht

bei Fontenoy nicht wenig ermuthigt und faßte den kühnen Entschluß, in England zu landen, zu siegen oder zu sterben und sich so lange zu behaupten, als ihm noch ein Mann bleibe. Treue Anhänger, wie er glaubte, in der That aber Agenten der französischen Regierung, schossen ihm Geld vor und verschafften ihm zwei Schiffe, um nach Schottland zu gelangen. Karl glaubte ganz aus eigenem Antriebe zu handeln, ging aber dessenungeachtet an der Leine der französischen Regierung, die gerne etwas in England ins Werk setzte, was die englischen Staatspapiere sinken und das Parlament zum Frieden geneigt machen konnte; offen wagte sie ein Unternehmen nicht zu unterstützen, das ein katholisches Haus wieder auf den englischen Thron bringen konnte, denn sie hätte es dadurch mit Friedrich II. und ihren übrigen deutschen Bundesgenossen verdorben.

Am 2. Juli 1745 fuhr Karl von Nantes ab auf einer kleinen Brigg, die ein Caperschiff begleitete. Dieses wurde auf der Fahrt von einem englischen Schiffe angegriffen, halb zusammengeschossen und mußte wieder umkehren; die Brigg entkam und landete nach vierzehn Tagen mit sieben Getreuen bei Southouist. Seine Anhänger erschracken, als er mit nur wenig Waffen und Geld, ohne ein Heer und Generale erschien, und riethen von dem Unternehmen als einem verzweifelten ab; doch Karl verzagte nicht, er berief sich als der Enkel ihrer Könige nicht umsonst auf die Treue und Hochherzigkeit der Schotten. Zuerst entschlossen sich die Macdonalds, das Schicksal ihres Fürsten zu theilen, und ihrem Beispiele folgten nach und nach auch andere. Nur wenige der nordischen Häuptlinge blieben theilnahmslos oder benahmen sich zweideutig, wie Lovat, der dem Prinzen sagen ließ, er könne für seine Sache nur beten, zugleich aber der Regierung von seiner Landung Anzeige machte und später, als ihm das Glück lächelte, ihm seinen Sohn mit einem

Theil ſeiner Mannen zu Hilfe ſandte. Es galt eine glänzende Krone zu gewinnen und Karl zeigte ſich derſelben nicht unwürdig. Er entfaltete eine Thatkraft, eine Gewandtheit, Menſchen zu feſſeln, eine Kühnheit, daß man ſagen kann, das Haus Stuart iſt nicht ohne Glanz erloſchen, und einige Zeit ſchien das Glück ihn mit ſeinen Geſchenken zu überſchütten. Karl trug und geberdete ſich ganz wie ein Hochländer, lernte bald das Gäliſche, ertrug alle Beſchwerden wie ein gemeiner Mann, war der erſte im Kampf und der letzte beim Rückzug, lauſchte auf die Sagen der Hochländer, ſagte, er wolle ganz Schotte ſein, ſo daß er dieſe vollkommen bezauberte und ſie bald für den Enkel Robert Bruces Gut und Blut zu opfern entſchloſſen waren. Am 16. Auguſt ſchlug er zwei Compagnien engliſcher Soldaten, am 19. Auguſt pflanzte er im Thale Glenfinnan auf einem Hügel das königliche Banner auf, welches auf weißer Seide die Worte trug: „Tandem triumphans“ (endlich ſiegreich); das Manifeſt Jakobs, worin er dem Prinzen Karl die Regentſchaft übertrug, ward verleſen und Karl erklärte, er ſei gerade in dieſem Theile ſeines Reiches gelandet, weil er wiſſe, daß hier ein Volk braver Männer ſei, die mit ihm Sieg oder Tod theilen würden. An der Spitze von 1600 Mann rückte er gegen Perth vor, wo Lord Murray zu ihm ſtieß, ausgezeichnet durch militäriſche Fähigkeiten. Der Anhang wuchs; bald ſtand Karl in der Nähe von Edinburgh, wo unter der Bevölkerung Verwirrung herrſchte. Es war wenig Militär im Lande, nur 3000 Mann, und an der Spitze derſelben ſtand ein unfähiger Befehlshaber, General Cope. Ein Angriff, den dieſer am 14. September gegen die Inſurgenten verſuchte, ſcheiterte; bei den erſten Piſtolenſchüſſen wurden ſeine Dragoner von ſolchem Schrecken befallen, daß ſie, ohne auf die Befehle und Bitten ihres Anführers zu achten, auf und davon ſprengten und erſt in Dunbar Halt machten. Dies

ist der berüchtigte Galopp von der Fohlenbrücke. Die Miliz in Edinburgh hatte keinen Muth und die Freiwilligen keinen Eifer, und so drangen in der Nacht vom 16. auf den 17. September die Aufständischen in Edinburgh ein und besetzten in aller Stille die Stadt. Am 17. September zog Karl in den Palast seiner Väter ein; vor Holyrood wurde Karls Vater Jakob VIII. als König von Schottland feierlich ausgerufen, Lady Murray zu Pferde theilte unter den Tönen der Sackpfeifen weiße Bänder, das Parteizeichen der Jakobiten, aus. Am Abende gewann der hoch- und schöngewachsene Prinz durch sein artiges Benehmen nicht weniger den Beifall der Damen beim Balle im Palast, als er bisher durch Theilnahme an allen Beschwerden — schlief er doch auf offenem Moore mit seinen Schotten und aß er nur ihre landesüblichen Gerichte — den Beifall der rauhen Männer des Nordens gewonnen hatte. Am 18. brach Karl von Edinburgh auf, am 20. schlug er bei Preston-Pans die 2200 Mann des Generals Cope. Die Hochländer stürzten unter den Tönen der Sackpfeifen mit gezogenem Schwerte auf ihre Gegner los, die Reiterei floh in blindem Schreck auseinander, das Fußvolk erlitt schwere Verluste, 170 Mann wurden getödtet. Der Prinz bewies sich hochherzig gegen die Besiegten: „es seien nicht seine Feinde, sondern nur die irregeführten Unterthanen seines Vaters".

Auf die Nachricht vom Aufstande eilte Georg II. von Hannover Ende August nach London; von der Armee in Flandern gingen 30.000 Mann nach England ab, die Holländer mußten vertragsmäßig 6000 Mann stellen. Hätten die Franzosen jetzt eine Flotte mit einem Heere nach Schottland gesendet, so hätten die Stuarts den englischen Thron wieder bestiegen, denn die Hannoveraner waren wenig beliebt. Karl Stuart bewies einen richtigen Blick, als er unverzüglich nach London

ziehen wollte, gegen den Rath seiner schottischen Häuptlinge, die da meinten, er solle den Nationalhaß der Schotten gegen die Engländer entflammen, in Schottland sich behaupten und hier französische Hilfe abwarten. Sehr klug erklärte er in einer Proclamation, seine Familie habe für ihre Mißgriffe mehr als gebüßt, habe aber auch durch das Unglück gelernt. Er sprach sich für eine freie gesetzliche Volksvertretung aus; alle im Reiche bestehenden Kirchen sollten sich seines gleichen Schutzes zu erfreuen haben. Die Proclamation wirkte günstig, bald gehorchte ganz Schottland dem Stuart, mit Ausnahme des Schlosses von Edinburgh und Stirling, gewisser Bezirke jenseits Inverneß und einiger kleinen Vesten im Hochland. Durch freie Gaben, durch Zwangsanleihen, durch Zuschüsse aus dem Ausland gewann man Geld, französische Schiffe brachten Gewehre, Kanonen, Officiere. Der Prinz, der mit sieben Schotten vor kurzem gelandet war, stand jetzt an der Spitze von 6000 Bewaffneten, die an sein Glück glaubten, denn er könne von einer trockenen Brotrinde leben, auf Erbsenstroh schlafen, in vier Minuten zu Mittag essen, in fünf Minuten eine Schlacht gewinnen.

Ueberzeugt, daß er Schottland nur durch England behaupten könne und daß bei seinem Erscheinen dort die heimlichen Jakobiten offen für ihn auftreten würden, erklärte er seinen Häuptlingen, nach England zu ziehen, und müßte er allein gehen. Wirklich brach er am letzten October 1745 nach dem Süden auf; 6000 Mann, darunter 500 Reiter, folgten ihm. Die Engländer erhoben sich jedoch nicht, wie Karl erwartet hatte; die Jakobiten waren überrascht, nicht vorbereitet. Die Hannoveraner hatten zwar wenig Anhang, allein die Mehrzahl sah dem Kampfe beider Parteien gleichgiltig zu, als ob er sie nichts angehe; doch gab es auch Zeichen rührender Hingebung. So legte eine uralte Dame, eine Mrs. Skyring, dem Prinzen

den Erlös ihrer Diamanten, ihres Silbergeschirres zu Füßen, küßte seine Hände und rief: „Nun, Herr, laß deine Dienerin in Frieden hinfahren!“ Sie war die Tochter einer Familie, welche die Stuarts für die rechtmäßigen Herrscher hielt, welche vieles für sie gethan und geduldet hatte, jedoch mit Undank belohnt worden war. Dessenungeachtet sandte diese dann jedes Jahr ihre Ersparnisse an den verbannten König, verschwieg aber dabei ihren Namen, damit ihn die Erinnerung an das Unrecht, das die Familie der Geberin erlitten, nicht schmerze. Später, als Karls Unternehmen scheiterte, gab der Schmerz darüber diesem edlen Herzen den Tod. Es ist dies eine rührende preiswürdige Treue. Karls Unternehmen schadete es, daß die Engländer im allgemeinen die Hochländer für thierische Wilde ansahen, welche nicht blos die Häuser plündern, die Frauen mißhandeln, sondern selbst die Kinder aufzehren würden. Der Prinz hielt indeß gute Mannszucht. Anfangs fand sein Vorschreiten wenig Hindernisse. Carlisle, die alte Grenzfestung Englands, ergab sich ihm am 17. November, am 29. zog er unter dem Geläute der Glocken und dem Zuruf der Menge in die große Handelsstadt Manchester ein, man sah allenthalben weiße Kokarden, viele drängten sich, dem Prinzen die Hand zu küssen, aber wenige wollten zu den Waffen greifen. Am 4. December war Karl in Derby und die Entfernung von London nicht mehr groß. Wäre er in London erschienen, wo sein Vorschreiten großen Schrecken erregte und selbst Vornehme schon mit dem Plane sich trugen, sich für ihn zu erklären, wo Georg II. schon seine Kostbarkeiten auf die Schiffe gesandt hatte, um sich nach Deutschland zu flüchten, so hätten die Stuarts wahrscheinlich den Thron von England wieder bestiegen, wenigstens für einige Zeit. Allein die schottischen Häuptlinge erklärten, daß sie nicht weiter ziehen würden: die erwartete Verstärkung sei nicht eingetroffen, man stehe mit nur

6000 Mann tief in England, während ein Heer von 30.000 Engländern, Hannoveranern und Hessen sich zusammenziehe, ihnen den Rückzug abzuschneiden; man müsse sich nach Schottland zurückziehen und könne von den Bergen aus den Krieg weiter führen. „Lieber wollte ich zwanzig Fuß tief unter der Erde liegen als umkehren", entgegnete der Prinz, aber vergebens bat und beschwor er sie, mit ihm weiter zu ziehen — sie blieben unerbittlich und so mußte er umkehren. Karl war entmuthigt, obschon er noch in einem kleinen Gefechte bei Clifton einigen Vortheil errang. Der Rückzug ging schnell vor sich, am 26. war Karl schon wieder in Glasgow; in 56 Tagen hatte die kleine Streitmacht 116 englische Meilen zurückgelegt. Zum letzten Male lächelte ihm das Glück am 17. Januar 1746 bei Falkirk; er errang einen halben Sieg über den englischen General Hawley, die Reiterei des Gegners ward geworfen, das Fußvolk zog sich aber in Ordnung zurück.

Fortan ist Karls Sache in stetem Sinken und bald in raschem Falle. Eifersucht und Zwiespalt brach zwischen seinen höheren Officieren aus, viele Hochländer rissen in die Berge aus, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen; der Herzog von Cumberland, den wir von Fontenoy her kennen, nahte mit einem Heere; er war im gleichen Alter mit Karl, tapfer und kriegserfahren wie er, aber ohne den Adel der Seele, welcher bei diesem Unternehmen den letzten Stuart schmückte. Am 16. April 1746 kam es bei Culloden zur Entscheidung. Die Engländer waren den Schotten an Zahl, an Kriegsübung, an Reiterei, an Artillerie weit überlegen; dessenungeachtet stürzten sich die Schotten wie Löwen auf sie, warfen die Reiterei und zersprengten das erste Treffen des Fußvolks. Das hatte Cumberland befürchtet und darum sein zweites Treffen stärker und tiefer aufgestellt. Ein vernichtendes Feuer empfing hier die Schotten, reihenweise

ſtürzten ſie hin, bald brach ſich die Angriffsſäule und löſte ſich in Flucht auf. Karl wollte mit der Reſerve in die Schlacht ſtürzen, allein ſeine Anhänger hielten alles für verloren, ergriffen ſein Pferd am Zügel und riſſen ihn vom Schlachtfelde weg. Das iſt die vielbeſungene Schlacht bei Culloden; die Engländer verloren 310, die Schotten 1000 Mann. Die Schotten, die man für Barbaren hielt, hatten den Kampf wie Männer von Bildung geführt, die Engländer hingegen bewieſen nach dem Siege die Blutgier von Wölfen. Die Verwundeten wurden kalten Blutes getödtet, kampfunfähige Flüchtlinge ſammt den Häuſern, in die ſie geflohen waren, verbrannt, von den Gefangenen wurde der zwanzigſte Mann gehängt, die anderen zur Sclavenarbeit auf die weſtindiſchen Inſeln eingeſchifft, ſelbſt die Frauen und Kinder der Betheiligten wurden mißhandelt oder erſchlagen. Die gefangenen Häuptlinge wurden nach England gebracht, weil man von ſchottiſchen Richtern Mitleid fürchtete, und achtzig wurden hingerichtet. Viele von ihnen wurden gehängt, dann, während noch Leben im Leibe war, vom Galgen abgenommen, ihnen der Leib aufgeſchnitten, das Herz ins Feuer geworfen und endlich die Leiche geviertheilt. Alle ſtarben voll Muth. Lord Balmerino rief, ehe er das Haupt auf den Block legte: „Gott erhalte unſeren König Jakob; hätte ich noch tauſend Leben, ich würde ſie alle für die gleiche Sache hingeben!“ Dieſe Grauſamkeit iſt ein ewiger Fleck im Andenken Georgs II., ſein Sohn Cumberland erhielt den Beinamen „der Metzger“. Die Regierung wollte die jakobitiſche Partei mit Stumpf und Stiel ausrotten, darum erging auch ein Geſetz, welches das alte Verhältniß zwiſchen dem Häuptling und ſeinem Stamm aufhob; die Häuptlinge erhielten Geldentſchädigung, das Land ward an engliſche Pächter verkauft, die armen Leute in Schottland mußten nun in die Armee eintreten oder nach Amerika auswandern, wo

ſie, ein Tropfen im Meere, bald untergingen und die Erinnerung an die Heimath verloren. So ward die alte Clanverfaſſung in Schottland vernichtet und mit ihr das poetiſche und heroiſche Element im ſchottiſchen Leben; in Irland, in Wales, in der Bretagne war ſie ſchon lange untergegangen, in Schottland allein hatte ſie ſich bis dahin aus alter Zeit erhalten.

Aber wo iſt Karl? Unter heißen Thränen hatte er dem Untergang der Seinen zugeſehen, in einem Zuſtande von Verzweiflung war er auf der Flucht mit fortgeriſſen worden; man konnte nicht beiſammen bleiben, er befahl jedem, ſich zu retten, wie er könne. Und nun irrte er vom April bis zum September 1746, wie ein wildes Thier verfolgt, von einem Berg zum anderen, vom Feſtlande auf die Inſeln und von dieſen wieder auf das Feſtland, unter Entbehrungen, unter Gefahren aller Art, im Regen, im Sturm, oft ohne Obdach. Es adelt ihn, daß er dennoch ſagen konnte: „dieſe Mühen und Kümmerniſſe hätten nichts zu bedeuten; aber wenn er an die vielen braven Männer denke, die um ſeinetwillen dulden müßten, dann werde ihm das Herz ſchwer und ſinke faſt zu den Füßen nieder.“ Es adelt das ſchottiſche Volk, daß Hunderte von ſeinem Aufenthalte wußten und doch keiner den Blutpreis von 300.000 Gulden verdienen wollte, der auf ſeinen Kopf geſetzt war. Einmal hielt er ſich längere Zeit in einer Höhle unter ſieben Räubern auf und dieſe rohen Menſchen ſorgten voll Zärtlichkeit für ſeine Bedürfniſſe. Einmal rettete ihn ein ſchottiſches Mädchen, Flora Macdonald, als 2000 Milizen auf einer Inſel ſein Verſteck aufſuchten. Sie vergoß bittere Thränen, als ſie in einer armſeligen Hütte den Enkel des Robert Bruce beſchäftigt ſah, das Herz eines Schafes zu röſten. Karl aber meinte, es wäre gut, wenn alle Könige ſich ſolchen Prüfungen unterwerfen müßten, wie er ſie jetzt beſtehe. Als ihre Dienerin verkleidet, verließ er in ihrem

Gefolge die Inſel; 12 Monate ſchmachtete ſpäter ſeine Retterin für ihre Hochherzigkeit im Gefängniſſe, bis der Prinz von Wales ihre Befreiung erwirkte. Am 20. September 1746 erreichte Karl ein franzöſiſches Schiff und kam auf demſelben, durch einen dichten Nebel geſchützt, mitten durch die engliſche Flotte und landete glücklich in Frankreich. Karl blieb im Hochland unvergeſſen; noch heute zeigt man die Stätten, wo er zuerſt mit nur ſieben Schotten gelandet, wo er das königliche Banner aufgepflanzt, wo er die Anordnungen zur Schlacht gab, wo er ein Verſteck fand; eines der ſchönſten ſchottiſchen Nationallieder fängt mit den Worten an: „Wer möchte nicht für Karl fechten?!“ Eine Mutter ſagt in einem dieſer Lieder, ſie habe alle ihre Söhne im Kampfe für ihn verloren, und würde, wenn ihr Gott neue ſchenkte, ſie alle wieder dem Prinzen ſchicken.

Das iſt das letzte Auflodern der Stuartſchen Partei; das Haus Hannover hatte fortan keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten, Karl hatte keine legitimen Erben und ſein Bruder wurde Cardinal. Gedenken wir nur in wenigen Worten der ſpäteren Schickſale Karls! Das Volk in Paris empfing ihn mit Begeiſterung; der König, der ihn durch Abſenden einer Flotte und eines Heeres hätte retten können, empfing den Flüchtling freundlich, bewilligte ihm einen Jahresgehalt von 40.000 L. und den Edelleuten, die ſich nach Frankreich hatten retten können, Officiersſtellen. Im Frieden zu Aachen verſprach aber das franzöſiſche Cabinet, die Stuarts aus franzöſiſchem Gebiet auszuweiſen. Karl ſollte mit anſehnlichem Gehalt, ſogar mit einer Leibwache in Freiburg in der Schweiz ſeinen Wohnſitz nehmen. Karl aber wollte davon nichts wiſſen; man wendete vergebens Vorſtellungen, Bitten, Drohungen an, zuletzt griff ihn die Polizei gewaltſam auf und ſchaffte ihn auf ſavoyiſches Gebiet. Nun wußte man Jahre lang nichts von ihm; er wanderte

unerkannt durch halb Europa, war sogar zweimal in England, später lebte er in Florenz und Rom. Die vielen Enttäuschungen und Demüthigungen hatten seinen Character verbittert; man durfte ihn nicht an den Aufstand in Schottland erinnern, an die Leiden, die er und seine Getreuen für ihn erduldet, er konnte in epileptische Zustände verfallen. Er suchte im Weine Erheiterung und gewöhnte sich an den Trunk mehr, als es der Rolle, die er gespielt, und des Namens, den er führte, würdig war. Mit der Starrheit, die den Stuarts eigen war, glaubte er bis an die letzte Stunde noch an die Möglichkeit, nach England zurückberufen zu werden, und hielt stets eine beträchtliche Summe als Reisegeld unter seinem Bette verborgen. Karl erlag einem Schlaganfalle am 31. Januar 1788; sein Bruder, der Cardinal, starb 1807. In der Peterskirche zu Rom, wo so viele Größen beigesetzt sind, birgt ein prachtvolles Grabmal von Canova die Asche der drei letzten Stuarts. So endete dieses durch seine Schicksale, durch seine Leiden, aber auch durch seine Starrheit merkwürdige Herrschergeschlecht.

34.

Die Schlacht bei Hohenfriedeberg. Der Vertrag zu Hannover.

Der Feldzug 1745 wegen Schlesien begann spät, da beide Theile Zeit brauchten zu den gewaltigen Schlägen, die sie führen wollten. Maria Theresia wollte Schlesien wieder erobern, Prinz Karl von Lothringen sollte mit 85.000 Mann von Böhmen in Schlesien eindringen und 30.000 Sachsen unter dem Herzog von Weißenfels ihn unterstützen. König Friedrich dachte nicht mehr an einen Einfall in Böhmen, er wollte nicht mehr erobern, nur Schlesien vertheidigen. Seine Macht bestand aus

101.000 Mann zu Fuß und 45.000 Mann zu Pferd. Gerne hätte er mit Maria Thereſia Frieden geſchloſſen, hätte dieſe nur auf Schleſien verzichtet; denn ſeine Lage war mißlich, ſeine Hilfsquellen waren erſchöpft. Frankreich war die einzige Macht, von welcher dieſer deutſche Fürſt noch etwas hoffte, dringend ging er Ludwig XV. an, er ſolle durch einen Einfall in Deutſchland ihm helfen. Die Franzoſen verwieſen auf die Schlacht bei Fontenoy und die Einnahme von Tournai. Friedrich entgegnete: „Die Schlacht bei Fontenoy hat für mich nicht mehr Werth, als wenn ſie am Skamander geſchlagen oder wenn Peking erobert wäre.“ Dieſer Witz verdroß Ludwig XV.; vergebens mahnte ihn Friedrich, daß er, der Preuße, ja Schuld ſei, daß die Oeſterreicher aus dem Elſaß hätten zurückkehren müſſen. Selbſt in der Geſchichte ſeiner Zeit rühmt ſich dieſer deutſche Fürſt, daß er Frankreich Beiſtand geleiſtet, als die Oeſterreicher zuerſt Glück im Elſaß hatten. Friedrich war diesmal auf ſich allein angewieſen, und er hatte Recht, wenn er ſagt, daß bei einer ſolchen Gelegenheit die Seele alle ihre Kraft zuſammenraffen müſſe, um die Gefahren, welche ſie umgeben, mit feſtem Blicke zu betrachten; daß ſie ſich in einem ſolchen Zeitpuncte nicht durch Schattenbilder der Zukunft ſchrecken laſſen dürfe, ſondern alle nur denkbaren Hilfsmittel anwenden müſſe, um dem Verderben rechtzeitig zu entgehen. Friedrich hat in dieſem Feldzug ſein großes Feldherrntalent bewährt und es war für die Oeſterreicher ein Unglück, daß nicht Traun dem Prinzen Karl von Lothringen berathend zur Seite ſtand.

Der Plan des Prinzen Karl war ſehr ſchön: er wollte von Trautenau her in Schleſien einbrechen, den Feind aber täuſchen, als ginge es gegen Glatz oder Troppau, und ſo den König zu falſchen Bewegungen, zur Theilung ſeiner Macht verleiten; zu gleicher Zeit ſollten von Oberſchleſien Eſterházy und Károlyi mit

ihren Schaaren kommen; man wollte dann Friedrich ſchlagen, wo man ihn finde, ſofort in die Marken vordringen, wohin auch ſchon Uhlanen von Warſchau aus und ſchweres Geſchütz von Dresden aus in Bewegung waren, und ſo Preußens Schickſal für immer entſcheiden. Demgemäß rückte Eſterházy mit 5000 Inſurgenten von Teſchen gegen die Oder und wandte ſich ein anderes Corps gegen Jägerndorf; den Saldaten war Befehl gegeben, den ſchleſiſchen Landmann nicht im geringſten zu beläſtigen. Friedrich aber wurde bald klar, daß der Hauptangriff nicht von Mähren aus erfolge. Mit dem vollen Stolze auf ſein Talent ſagt er: „Der König benahm dem Zufall allen Einfluß, den ihm nur Vorſicht und Sorgfalt zu entreißen vermögen.“ Er war ſogleich entſchloſſen, ſeine Macht zu ſammeln, die Oeſterreicher, wenn ſie vom ſchleſiſchen Gebirge in die Ebene herabſtiegen, anzugreifen und nach Böhmen zurück zu treiben. Während Karl ihn zu einer Theilung ſeiner Truppen verleiten wollte, gab Friedrich dem Corps, das in Jägerndorf ſtand, den Befehl, ſich ſchleunigſt mit ihm zu vereinigen. Es gelang dies jedoch nur mit Mühe; von allen Seiten von öſterreichiſchen Truppen umſchwärmt, verlor es faſt alle Wagen, 100 Todte, 1000 Verwundete. Um ſeinen Plan den Gegnern zu verhüllen, that Friedrich, als zöge er gegen Glogau zurück, zog aber ſeine Truppen bei Frankenſtein zuſammen. Leider konnte Karl nicht ſo ſchnell vordringen, als er wollte; weil die Lebensmittel fehlten, mußten die Oeſterreicher vom 18. bis 31. Mai in Landshut bleiben. Indeß gewannen ſie Vortheile im oberen Schleſien, die Huſaren ſtreiften auf dem rechten Ufer der Oder bis Namslau hinab, auf dem linken bis an die Thore von Breslau. Ein Officier aus Koſel verrieth den Panduren, daß der Graben dieſer Feſtung noch nicht völlig fertig ſei, und daß man durch denſelben an der Eckſpitze einer Baſtei, die er ihnen zeigte, durchwaten könne. In

der Nacht vom 17. Mai benützten das einige Panduren, durchwateten den Graben, erstiegen die Bastei, hieben einen Theil der Besatzung nieder; der übrige Theil schlug Chamade und ergab sich kriegsgefangen; die Preußen hatten 97 Todte. Indeß marschirte Karl am 1. Juni in Schlachtordnung von Landshut ab und suchte in die Ebene zu gelangen. Durch einen Doppelspion, den Friedrich leitete, getäuscht, glaubte er und die ganze Armee, daß Friedrich sich blos zurückziehen wolle, während dieser gerade durch einen Angriff sich vertheidigen wollte. Als Friedrich von der Höhe ober Hohenfriedberg die Oesterreicher herabziehen sah, rief er freudig aus: „Jetzt sind sie da, wo wir sie haben wollen!“ In der Nacht vom 3. Juni ließ er sein Heer in aller Stille (selbst das Rauchen war den Soldaten verboten und das Gepäck war nach Schweidnitz gesandt) gegen Striegau vorrücken. Die Oesterreicher ahnten nicht, daß ihre Feinde so nahe wären und sie überraschen wollten. Am Morgen des 4. Juni um 2 Uhr theilte der König seinen Generalen den Plan der Schlacht mit; der Hauptangriff galt dem linken Flügel, wo die Sachsen standen, der Angriff sollte ungestüm geschehen, die Reiterei sollte den Feind mit dem Degen in der Faust anfallen, ihre Hiebe alle nach dem Gesicht richten, die Infanterie sollte mit großen Schritten und mit aufgepflanztem Bajonnete auf den Feind anrücken und nöthigenfalls erst in der Nähe feuern. Um 4 Uhr früh begann von Striegau aus der Angriff auf die Sachsen, die bei Pilgramshain auf einer Höhe standen. Der Kampf war ungemein heftig, die Berge schienen vom Donner der Kanonen zu zittern. Bald bedeckten Haufen von Leichen das Schlachtfeld, die sächsische Reiterei warf zuerst die preußische, wurde aber dann von dieser geworfen, das sächsische Fußvolk wußte sich ebenfalls nicht gegen das preußische zu behaupten. Der Herzog von Weißenfels hatte seine Truppen nicht vortheilhaft aufgestellt,

ſchon um 7 Uhr waren die Sachſen aus dem Felde geſchlagen. Man hatte dem Prinzen von Lothringen nach Hausdorf gemeldet, man höre Kanonen- und Kleingewehrfeuer; er glaubte, die Sachſen griffen Striegau an. Bald kam aber die Nachricht, die Sachſen ſeien auf der Flucht begriffen, und jetzt befahl er ſeiner Armee vorzurücken. Leider war der Augenblick, den aufmarſchirenden Preußen in die Flanke zu fallen und ſo die Schlacht zu gewinnen, ſchon verſäumt, die preußiſche Schlachtordnung war ſchon vollkommen gebildet und die Oeſterreicher wurden nun nach der Niederlage des linken Flügels, den die Sachſen gebildet hatten, in der Flanke und in der Front zugleich gefaßt. Angriff und Vertheidigung waren gleich heldenmüthig, Prinz Karl war überall, wo die Gefahr am höchſten; fünfmal griff die Reiterei des linken preußiſchen Flügels die öſterreichiſche an, ein einziges preußiſches Regiment hatte 200 Todte und 500 Verwundete. Beim ſechsten Anfall wurde die öſterreichiſche Reiterei geworfen. Nun ſtand das öſterreichiſche Fußvolk, von der Reiterei und den Sachſen verlaſſen, allein dem Andrange der Preußen gegenüber. Es hielt muthig Stand, aber es vermochte nicht lange ſich zu behaupten; 20 Bataillone wurden geſprengt. Jetzt mußte der Feldherr den Rückzug anbefehlen; er ging geordnet vor ſich, die Preußen konnten nicht weiter verfolgen. Um 9 Uhr Morgens war die Schlacht entſchieden. Der Verluſt der Oeſterreicher und Sachſen war groß: 15.000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen; ſie hatten 67 Fahnen verloren. Nádasdy deckte den Rückzug, der über Landshut ging. „Durch Liſt ward dieſe Schlacht vorbereitet“, ſagt Friedrich, „und mit Tapferkeit ward ſie ausgeführt.“ Im Jubel über dieſen Sieg ſchrieb er an den König der Franzoſen: „Herr Bruder! ich habe zu Friedberg den Wechſel eingelöſt, den Sie zu Fontenoy auf mich gezogen haben!“

Prinz Karl von Lothringen zog sich nach Königgrätz zurück und nahm eine unangreifbare Stellung ein; Friedrich stellte sich ihm gegenüber in eben so vortheilhafter Stellung auf. Beide Parteien standen sich nun, ohne eine Hauptschlacht zu liefern, nahezu drei Monate gegenüber. Nur kleine Gefechte erfolgten, in denen sich besonders die Ungarn hervorthaten, jede Partei fouragirte und suchte die andere daran zu verhindern. Brot und Wasser ward oft mit Blut erkämpft. Friedrich suchte namentlich die böhmische Grenze so auszuhungern, daß sein Gegner dort nicht mehr überwintern könne. Beide Theile schwächten sich durch Entsendungen; so sandte Friedrich den Herzog von Nassau ab, um Oberschlesien von den Ungarn zu säubern, und verstärkte diese Abtheilung nach und nach bis auf 20.000 Mann. Am 5. October erzwang Nassau die Uebergabe von Kosel. Aber auch Karl mußte einen Theil seiner Streitkräfte entsenden, nämlich zum Feldzuge an den Rhein, und konnte so gegen den geschwächten Friedrich keinen Hauptschlag führen, höchstens ihn in steter Unruhe erhalten.

Eine Reihe von Verhandlungen fällt in diese Zeit. Friedrich versuchte den jungen Kurfürsten von Bayern zu verlocken, es war umsonst. Max Joseph wollte den Frieden von Füssen nicht brechen, er blieb treu den Mahnungen seines Vaters und Seckendorfs. Nun suchte man den Sachsen zu ködern; der König von Preußen bot ihm die Kaiserkrone, einen Kreis Böhmens, bot ihm die polnische Krone für seinen Sohn — umsonst; weder Versprechungen noch Drohung von Angriffen nützten. Wenn Sachsen von Maria Theresia abfiel, war es ja dem treulosen Nachbar preisgegeben, überdies hatte Elisabeth von Rußland Friedrich gedroht, Sachsen mit 12.000 Mann zu unterstützen. Von Sachsen erfolgte nicht blos ein schneidiges anzügliches Nein, sondern es ward auch mit Bayern um 6000 Mann verhandelt,

welche mit den Sachsen vereint in Brandenburg einfallen sollten. Nun mußte der Dessauer ein Heer bei Halle zusammenziehen, um Sachsen zu bedrohen; Friedrich erließ ein Manifest gegen Sachsen: „er werde es wie einen Feind behandeln und es alle Uebel empfinden lassen, welche die Staaten des Königs empfunden." Das Schwert war gezückt, dennoch kam es nicht zum Schlag; die Uebereinkunft zu Hannover kam dazwischen.

Damals war es, wo König Georg II., wegen des Jakobitischen Aufstandes in Schottland in Sorgen um sein Reich, und eine französische Landung befürchtend, um jeden Preis Frieden zwischen Friedrich und Maria Theresia wünschte, damit diese mit gesammter Macht Frankreich angreife. Sein Minister Harrington war immer geneigt mit Friedrich zu vermitteln. So fanden Unterhandlungen zwischen dem englischen und preußischen Cabinet den Sommer über statt, die endlich am 26. August 1745 zum Vertrag von Hannover führten. Friedrich sollte Schlesien nach dem Breslauer Frieden unter Garantie aller europäischen Mächte behalten, dagegen Maria Theresias Gemahle seine Stimme bei der Kaiserwahl geben. England versprach die Generalstaaten zur Beipflichtung, den Wiener Hof zur Einstimmung, und Sachsen zu einer besonderen Abtretungsacte Schlesiens an Preußen zu vermögen.

Es fragte sich jetzt nur, ob Maria Theresia einwillige, ob sie so leicht von ihrem Entschlusse abstehen wolle, das ihr entrissene Erbtheil ihrer Väter an sich zu bringen. Der englische Gesandte in Wien, Robinson, hatte die schwere Aufgabe, sie dazu zu bewegen. Er machte ihr Mittheilung am 2. August in Schönbrunn; er that sein mögliches. Er sagte, sie müsse Frieden schließen und ihre Macht gegen Frankreich verwenden, nur so könne sie die Niederlande erhalten und Frankreich beugen; folge sie aber dem Rathe Georgs II. nicht, so werde England keinen

Heller Hilfsgeld mehr zahlen und Holland einen Separatfrieden schließen; nur so könne sie ihrem Gemahl die Kaiserkrone auf das Haupt setzen, in Schlesien gehe es ja ohnehin nicht gut, und die sächsischen Truppen stünden nicht im besten Einverständniß mit den österreichischen. Maria Theresia erklärte, die Kaiserkrone biete ihr keinen Ersatz für Schlesien, und dieses müsse sie um jeden Preis wieder haben; die holländische Neutralität wäre kein so großes Unglück; auch wenn die Sachsen abtrünnig würden, so werde Karl von Lothringen doch noch eine Schlacht mit dem König von Preußen versuchen, das sei ihr gefährlichster Feind. „Müßte ich auch morgen mit Friedrich abschließen, so würde ich ihm noch heute Abend eine Schlacht liefern. Geben Sie mir nur noch den October, dann thun Sie, was Sie wollen; ich werde dann wenigstens bessere Bedingungen erlangen.“ Robinson bemerkte, auch in Italien gingen die Dinge schlecht. Maria Theresia erwiderte, sie könne Italien nöthigenfalls an Frankreich geben und damit Frieden erlangen, und lieber lasse sie Italien fahren als Schlesien.

So die standhafte Königin! Mit Sachsen schloß sie bald darauf einen engeren Bund, der unauflöslich sein sollte; kein Theil solle ohne Zustimmung des anderen sich mit dem gemeinschaftlichen Feinde versöhnen, auch während des Winters wolle man den Krieg fortsetzen. Sachsen versprach, alle seine Kriegsmacht gegen die Preußen ins Feld zu führen.

35.

Der Feldzug am Rhein. Franz Stephan wird Kaiser.

Noch einmal war das rechte Rheinufer von den Franzosen zu säubern, ein französisches Heer unter dem Prinzen Conti war

nämlich, 50.000 Mann stark, über den Rhein gegangen und hatte, um die bevorstehende Kaiserwahl zu beherrschen, zwischen Darmstadt, Aschaffenburg und Gießen Stellung genommen. Es galt jetzt, den Feind vom Boden des deutschen Reiches zu vertreiben, das bedrohte Mainz zu retten und die Kaiserwahl frei zu machen. Diese Ehre sollte Maria Theresias Gemahl, Franz Stephan, sich erwerben, Traun als Rathgeber ihm zur Seite stehen. Ein Corps, das in Bayern unter Batthyány stand, übernahm Traun am 8. Mai in Neuburg; es sollte sich mit einer Heeresabtheilung, die unter Arenberg rheinaufwärts zog, zu vereinen suchen. Prinz Conti konnte leicht ein Corps und dann das andere schlagen, es galt darum sich bald ungefährdet zu vereinigen. Traun zog über Mergentheim, Wertheim nach Orb, wo er am 27. Juni mit Arenberg glücklich zusammentraf. Mit den 24.000 Mann, die er aus Bayern mitbrachte, befehligte er jetzt im ganzen 42.000 Mann. In Langeseebold übernahm der Gemahl Maria Theresias, Großherzog von Toscana, den Oberbefehl und nun gings auf Frankfurt zu. Die Franzosen, obschon an Zahl überlegen, wagten keine Schlacht zu bieten, zogen sich auf das linke Ufer des Mains, die Oesterreicher ihnen nach. Bärenklau ging schon am 15. Juli bei Biberich über den Rhein, erstürmte am 16. Oppenheim und nahm 500 Franzosen gefangen. Am 19. zogen sich die Franzosen unterhalb Worms über den Rhein zurück, unter steten Verlusten; sie wären einer entscheidenden Niederlage während des Ueberganges nicht entronnen, wären die Oesterreicher schneller verfahren. Die Franzosen zogen sich bis hinter die Queich zurück und suchten nur den Oberrhein zu decken. Auf dem Rückzuge hatten sie fast all' ihr Feldgepäck verloren, überhaupt war dieser Feldzug wenig ruhmvoll für sie.

Jetzt war die Kaiſerwahl frei und ihr Reſultat ſicher vorauszuſehen. Der Kurfürſt von Mainz, ein Anhänger Maria Thereſias, hatte den Wahltag auf den 2. Juni ausgeſchrieben, auch Böhmen war zur Theilnahme an der Wahl eingeladen. Der brandenburgiſche und der pfälziſche Geſandte erhoben Proteſt gegen die Wahl, indem eine böhmiſche Wahlſtimme nicht zugelaſſen werden dürfe, weil die in der goldenen Bulle geforderte Freiheit nicht beſtehe; denn ein Secretär des pfälziſchen Abgeſandten war von den Oeſterreichern vor den Thoren von Frankfurt aufgefangen worden; auch hätten ſich einige Mitglieder durch Verſprechungen oder Beſtechungen der Freiheit ſelber beraubt. Der Proteſt ward nicht beachtet, am 13. September fand die Wahl ſtatt; ſie fiel auf den Gemahl Maria Thereſias, „den durchlauchtigſten Fürſten und Herrn Franciscum Stephanum, Herzog von Lothringen und Bar, Großherzog von Toscana und König von Jeruſalem.“ Mit Jubel wurde das Wahlergebniß vom Volke aufgenommen. Der Gewählte nannte ſich als Kaiſer Franz I. Der Aerger Friedrichs II. über dieſe Wahl war groß, er ſpiegelt ſich noch in ſeinen Schriften. „Der Rückzug des Prinzen Conti“, ſagt er, „gab gleichſam das Zeichen, daß ſich der Schwindelgeiſt der deutſchen Reichsfürſten und ihre Anhänglichkeit an das Haus Oeſterreich offen kundgab; man erſtaunt mit Recht, daß ſich ſo niedrige Sclaven finden konnten, die ſich dem Joche, welches ihnen dasſelbe auflegte, unterwarfen. Und dennoch war die größte Menge ſo geſinnt.“ Warum ſollten denn die Kleinen nicht für Oeſterreich ſein? Es hatte ihre von Preußen bedrohte Unabhängigkeit gerettet! Friedrichs Vater ſelber ſagte, Deutſchland ſei immer beim Hauſe Habsburg wohl gefahren.

Maria Thereſia wollte der Krönung ſelber beiwohnen, ihre Reiſe ging über Regensburg, Nürnberg, Aſchaffenburg, es war ein wahrer Triumphzug. Alles ſchwärmte für die ſchöne

muthige ſtandhafte Fürſtin; in Aſchaffenburg kam ihr der Gemahl entgegen am 19. September, in Heidelberg hielt ſie eine Revue über das Heer, das damals am Rhein ſtand. Mit Jubel begrüßten die Truppen die geliebte Herrin, dann hielt ſie offene Tafel unter einem Zelt, an der die Feldmarſchälle, Feldzeugmeiſter und Generale Antheil nahmen; die Stabsofficiere und Cavaliere ſaßen an neun anderen Tafeln, zum Geſchenke erhielt jeder Soldat an dieſem Tage einen Gulden, ein Pfund Fleiſch, eine Maß Wein. Der Empfang in Frankfurt war glänzend, alles war entzückt von der Königin. Franz beſchwor am 25. September die Wahl-Capitulation, und wurde am 4. October im Beiſein ſeiner Gemahlin gekrönt. Als der Zug vom Dome ſich in den Römer zurückbewegte, ſah ſie demſelben vom Balcon eines dem Römer nahe gelegenen Hauſes zu und rief ihm zuerſt das: „es lebe der Kaiſer Franz!“ zu, in welchen Ausruf das Volk jubelnd einſtimmte. Vom Krönungstage an hieß Maria Thereſia Kaiſerin-Königin und dieſe Benennung war auch inſoferne gerechtfertigt, als Franz Stephan, von ihrem umfaſſenderen Geiſte fortgeriſſen, in den Bahnen ihrer Politik ſich bewegte und die Angelegenheiten des Reiches eigentlich nach ihren hohen Planen geleitet wurden. Friedrich II. kann nicht umhin, der erhabenen Frau auch bei ihrem Aufenthalt in Frankfurt einen Schimpf nachzurufen. Während man insbeſondere über ihre Beſcheidenheit entzückt war (entſchuldigte ſie ſich doch, als ſie einmal bei einer Audienz auf ſich hatte warten laſſen), ſo behauptet Friedrich: „Dieſe Fürſtin zeigte während ihres Aufenthalts in Frankfurt zu viel Uebermuth, ſie war wie trunken über die kaiſerliche Würde, welche ſie wieder an ihr Haus gebracht hatte. Mit lauter entzückenden Ausſichten beſchäftigt, glaubte ſie ihrer Hoheit etwas zu vergeben, wenn ſie ſich mit einem Fürſten, den ſie einer Rebellion beſchuldigte, wie mit ihresgleichen in eine

Unterhandlung eingelaſſen hätte. Die Friedensvorſchläge des Königs von Preußen wurden in Frankfurt alle verworfen, ſie gab öffentlich in ihren Reden zu verſtehen, daß ſie lieber ihren Rock vom Leibe, als Schleſien ſich entreißen laſſe; ſie ſagte über den König von Preußen, daß er zwar einige ausgezeichnete Eigenſchaften beſitze, dieſelben aber durch Unbeſtändigkeit und Ungerechtigkeit beflecke.“ Konnte denn die Kaiſerin ſich anders über Friedrich ausſprechen?

Die Kaiſerwahl war ein großer Sieg für Maria Thereſia, ein Sieg über Preußen, ein Sieg über Frankreich. Das Reich konnte jetzt zur Ruhe gebracht, Friedensſtörer mit der Reichsgewalt bezwungen und alle Kräfte Germaniens konnten gegen die Franzoſen aufgeboten werden.

36.

Schluß des zweiten ſchleſiſchen Krieges.

Maria Thereſia ſchrieb dem Prinzen Karl, er könne die Wahl ſeines Bruders zum deutſchen Kaiſer nicht beſſer feiern, als durch einen Sieg. Karl erhob ſich alſo, um dem Feinde ſeine Verbindung mit Glatz, woher er die Verpflegung bezog, abzuſchneiden oder zu erſchweren und ihn zu zwingen, ſich zur Deckung ſeiner Magazine nach Schleſien zurückzuziehen und bei günſtiger Gelegenheit aufs Haupt zu ſchlagen. Um die Energie des Prinzen Karl zu beflügeln, wurde der Herzog von Arenberg und der Fürſt Lobkowitz ihm als Beirath zugeſandt; Lobkowitz war bekanntlich ſehr kampfluſtig und geneigt, ſich jeden Tag zu ſchlagen; von Arenberg bemerkt Friedrich, er ſei vom Alter niedergedrückt, und ſtets der Meinung desjenigen geweſen, der zuletzt geredet hatte. Karl ſelber hätte lieber den kleinen neckenden und ermüdenden Krieg vorgezogen, den er in den

letzten Monaten geführt, wobei er dem Feinde die Lebensmittel verwehrte, ihn nach und nach aufrieb, und durch viele kleine Vortheile zuletzt mehr gewann als durch einen großen Sieg.

Friedrich mußte aufbrechen; am 18. September verließ er Smiřic und nahm seine Richtung gegen Skalitz. Die Oesterreicher rückten den Preußen nach und bedrängten sie, wo sie konnten. Friedrich war besorgt, die Oesterreicher möchten Trautenau vor ihm gewinnen, und gab schon Befehle, dahin aufzubrechen. Da wurde ihm am 30. September früh 4 Uhr gemeldet, daß die Oesterreicher in Schlachtordnung in der Nähe ständen. Es war so. Der König hatte eine Stellung genommen, wodurch seine rechte Flanke blosgestellt war, sein Rücken von der feindlichen Reiterei bedroht werden konnte. Die Oesterreicher, deren Bewegungen ein Wald verbarg, hatten dies bemerkt und beschlossen Friedrich zu überraschen. Sie waren in aller Stille herangezogen; es war verboten, Tabak zu rauchen, Feuer zu schlagen, das Gepäck hatten sie im Lager bei Königshof gelassen. Am 29. September früh 3 Uhr war ihre Vorhut in Soor, von welchem Orte die Schlacht ihren Namen bekam. Hätten sie nicht versäumt, Burkersdorf zu besetzen, wären sie nur etwas schneller gewesen, so hätten sie in einer Stunde das ganze preußische Heer zersprengt. Friedrich bewährte in diesem Augenblicke seine Entschlossenheit und sein Feldherrngenie in gleich glänzendem Maße; er ließ sogleich Allarm schlagen, sein Heer zu den Waffen greifen und gab, die ganze Größe der Gefahr erkennend, rasch und besonnen seine Befehle. Friedrich sagt über diese Schlacht: „Es war weit verwegener, sich in Gegenwart einer so nahe stehenden Armee durch Engpässe zurückzuziehen, als die Oesterreicher anzugreifen. Der Prinz von Lothringen hatte ganz sicher auf den Rückzug der Preußen gehofft und nur darnach seine Maßregeln ergriffen; er wollte alsdann mit dem Nachtrab

ein Treffen beginnen und ohne Zweifel wäre ihm dies wohl gelungen. Aber der König entschloß sich ohne Bedenken zum Angriff, denn es war weit ehrenvoller, gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden, indem man sein Leben theuer verkaufte, als auf einem Rückzuge umzukommen, der sicherlich in eine schimpfliche Flucht ausgeartet wäre.“ Friedrich ließ sogleich sein Heer eine Viertelschwenkung rechts machen, um der Fronte der Oesterreicher eine parallellaufende Front entgegenzustellen. Diese Aufstellung geschah unter dem lebhaften Geschützfeuer der Oesterreicher und war nur möglich durch die Disciplin, die unter den Preußen herrschte. Ungeschickter Weise griff die österreichische Reiterei zu spät an, warf das erste preußische Treffen, wurde jedoch vom zweiten zurückgetrieben und stürzte sich auf ihr zweites und drittes Treffen, und so kam die ganze österreichische Reiterei in Unordnung und zum Theil auch das Fußvolk. Und nun rückten sechs preußische Grenadierbataillone gegen die Infanterie des linken feindlichen Flügels eine steile Anhöhe hinan; das österreichische Feuer riß ganze Reihen nieder, sie hielten an, wankten und stürzten in Unordnung hinunter. „Es lebe Maria Theresia!“ riefen die Oesterreicher und stürzten, die Preußen verfolgend, den Berg hinab, wurden aber hier von den fünf Bataillonen des zweiten preußischen Treffens empfangen und zurückgetrieben. Jetzt rückten die Preußen zum zweiten Male die Höhen hinan und nahmen dieselben; das Fußvolk hatte sich verschossen, die Reiterei griff nicht mehr an. Die Oesterreicher zogen sich in den nahen Wald zurück, ihr linker Flügel war vollständig überwältigt. Und nun wandte sich der siegende rechte Flügel der Preußen gegen die österreichische Mitte und zugleich rückte ihr Centrum und ihr linker Flügel vor; ein verzweifelter Kampf entspann sich, lange hielt das österreichische Fußvolk muthig Stand; endlich fing die ganze Linie an zu

weichen und zog sich in den nahen Wald zurück, wo sie nicht weiter verfolgt werden konnte. Die Schlacht hatte nur vier Stunden gedauert, deßungeachtet war der Verlust auf beiden Seiten sehr groß; die Oesterreicher hatten 7000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren, die Preußen 4000. Der König hatte 20.000 Mann, Prinz Karl 35.000 Mann zur Verfügung gehabt; den Oesterreichern nützte aber ihre Ueberlegenheit an Mannschaft nichts wegen des engen Terrains, auf welchem der Prinz von Lothringen angriff, denn die Preußen konnten den Oesterreichern eine eben so breite Front entgegenstellen. Die drei Treffen der Oesterreicher standen fast ohne allen Zwischenraum, das eine auf das andere gedrängt; sie konnten darum nicht mit so freier Leichtigkeit kämpfen. Wenn Verwirrung entstand, konnte ihr schwerer gesteuert werden und die preußischen Kugeln schlugen wirksamer ein. Friedrich selber nennt den Plan des Prinzen Karl schön und richtig gedacht, er sei nur nicht mit gleichem Geschick ausgeführt worden. Er bekennt offen, daß er selber große Fehler gemacht, aber die Tapferkeit der Truppen habe die Fehler des Anführers verbessert und die Feinde für ihre Versehen bestraft. So war denn Friedrich gerettet und konnte sich nach Schlesien zurückziehen. In Böhmen konnte er sich nicht halten, die Hilfsquellen des Landes waren vollkommen versiegt. Nachdem er ehrenhalber fünf Tage auf dem Schlachtfelde von Soor gestanden, ging er über Trautenau, stets umschwärmt von den Oesterreichern, nach Schlesien zurück; das Hauptquartier ward nach Schweidnitz verlegt, Prinz Leopold von Dessau erhielt den Oberbefehl. Friedrich kehrte nach Berlin zurück; er hielt den Feldzug für beendet.

Es war dem nicht so. August III. und Maria Theresia wollten jetzt einmal den Krieg in das Herz der Länder ihres

Gegners spielen. Zu diesem Zwecke sollten 10.000 Mann vom Heere Trauns am Rhein unter General Grünne an die Elbe rücken, sich mit den Sachsen vereinen, den Dessauer auf Magdeburg zurückwerfen, 6000 Mann zur Beobachtung dieser Festung zurücklassen und dann gegen Berlin vorrücken. Karl sollte vom Norden Böhmens durch die Lausitz gegen Crossen ziehen und so den König Friedrich im Rücken fassen. Karl hätte sein Heer gerne in Winterquartiere verlegt, allein er mußte dem Befehle gehorchen und rückte in die Lausitz ein. Da kam andere Weisung; der Plan war geändert. Elisabeth hatte Hilfe versprochen, wenn Sachsen angegriffen würde, dagegen dürfe Sachsen altbrandenburgisches Gebiet nicht angreifen. Darum wurde beschlossen, durch einen Zug nach der brandenburgisch-schlesischen Grenze die preußische Macht zu theilen, sich auf einen abgeschnittenen Theil derselben in Schlesien zu werfen und denselben zu vernichten; dann könne auch Grünne gegen Berlin vorrücken. Prinz Karl mußte auch diesen Plan, den er nicht billigte, annehmen.

Vielleicht wäre er dennoch gelungen, wenn ihn nicht die Geschwätzigkeit des Ministers Brühl vereitelt hätte. Bei einer Spielpartie, an der der schwedische Gesandte theilnahm, warf der Minister einige Worte hin, aus denen der Schwede schloß, es beginne ein Winterfeldzug und derselbe gelte Berlin. Seit Friedrichs Schwester an den Thronfolger von Schweden vermählt wurde, waren die Schweden Preußen wohlgeneigt; der Gesandte, der überdies noch ein Bewunderer Friedrichs war, hatte nichts eiligeres zu thun, als Friedrich schnell Meldung zu machen von der Gefahr: Brühl habe das Project entworfen Berlin anzugreifen, Sachsen wolle von der preußischen Beute Magdeburg, Halberstadt, Halle; Brühl hasse den König unversöhnlich, seit Friedrich in einer Proclamation erklärt hatte, der

König August sei durch die schändliche Treulosigkeit seiner Minister hintergangen. Aus den Bewegungen des österreichischen Heeres hatte Friedrich schon den Verdacht gefaßt, es könne ein Winterfeldzug im Plane sein und Crossen gelten, und hatte darum sein Heer bei Bunzlau zusammengezogen. Nun enthüllte ihm der Brief des schwedischen Gesandten auf einmal die Richtigkeit seiner Vermuthung und die ganze Gefährlichkeit des Planes seiner Gegner. Schnell gefaßt, entschloß er sich, ihnen zuvorzukommen. Berlin wurde gegen einen ersten Angriff in Vertheidigungszustand gesetzt, der Dessauer erhielt Befehl, sein Heer bei Halle schnell zusammenzuziehen, bei der ersten feindseligen Regung auf die Sachsen loszustürzen und auf Dresden vorzurücken. Der König selbst wollte mit seinem Heere aus Schlesien durch die Lausitz gehen, die Oesterreicher vor ihrer Vereinigung mit den Sachsen nach Böhmen zurückwerfen und in Dresden sich mit dem Dessauer vereinigen. Um die Mahnung des russischen Gesandten, von einem Angriffe auf sächsisches Gebiet abzustehen, kümmerte sich Friedrich nicht. Wenn jemand wider seine Staaten verderbliche Pläne ausbrüte, so solle ihn keine Macht in Europa abhalten, sich zu vertheidigen und seine Feinde zu schlagen. Friedrich war gewiß, daß die Russen vor Anfang Sommer doch nicht an seiner Grenze sein könnten, und hoffte bis dahin durch einige schwere Schläge den Frieden erzwungen zu haben.

Brühls Geschwätzigkeit, Friedrichs Schnelligkeit und der Sachsen Unbesonnenheit nahm dem Plane der Verbündeten allen Erfolg; weil er enthüllt war, sammelte Fürst Leopold von Dessau seine Mannschaft, und wurden Sachsen und Oesterreicher angegriffen, ehe ihre Aufstellung vollendet war. Bei Katholisch-Hennersdorf wurden zwei Bataillone Sachsen sammt drei Reiterregimentern von den Preußen überrascht und nach dem heftigsten Widerstande theils zusammengehauen, theils gefangen

genommen. Die Preußen ſtanden jetzt zwiſchen Grünne und den Sachſen einerſeits und Prinz Karl andererſeits. Man hatte gefehlt, daß man ſich nicht bei Görlitz ſammelte, raſch gegen Sagan und Croſſen vorrückte, dadurch die Verbindung des Deſſauers mit dem Könige unmöglich machte, oder ſchnell nach Dresden zog, ſich auf den Deſſauer warf und ihn ſchlug, ehe der König ihm zu Hilfe kommen konnte. Jetzt mußte ſich Karl nach Böhmen zurückziehen, und ſo waren die Sachſen und die Oeſterreicher unter Grünne Friedrich und dem Deſſauer preisgegeben. Karl zog ſich unter großen Schwierigkeiten über Schnee und Eis nach Böhmen zurück, ſeine Soldaten bekamen acht Tage hindurch nichts warmes, Daun deckte die Nachhut. Von Böhmen aus galt es nun nach Dresden zu ziehen, während Trenk zur Sicherung der Grenze gegen die Preußen mit ſeinen Huſaren zurückblieb. Der nähere Weg ging über Leipa, allein es war kaum ein Fuhrwerk auf demſelben fortzubringen, darum mußte der weitere Weg über Leitmeritz eingeſchlagen werden. Indeß kam Nachricht, daß der Deſſauer die Sachſen unter Rutowski gezwungen habe, ſich zurückzuziehen, daß er ſchon in Leipzig eingezogen ſei, Meißen bedrohe, daß der Heerhaufen unter Grünne ſich zu den Sachſen unter Rutowski gegen Dresden gewendet habe, daß Friedrich Görlitz und Zittau beſitze und gegen Dresden anrücke, daß Unterhandlungen zwiſchen Friedrich und Auguſt ſtattfänden. Friedrich bot nämlich durch Villiers, dem engliſchen Geſandten in Dresden, Karl Auguſt den Frieden unter der Bedingung an, daß er der Uebereinkunft von Hannover beitrete, daß er die Oeſterreicher aus ſeinem Lande entferne und ihnen nie wieder den Durchgang durch dasſelbe geſtatte. Auguſt wollte Prinz Karl Zeit verſchaffen, ſich mit den Sachſen zu vereinen und dann den Preußen eine Schlacht zu liefern, und erklärte darum, er ſei nicht abgeneigt, Frieden zu ſchließen, die Oeſterreicher fort-

zuſenden, doch müſſe Friedrich ſeine Truppen ſogleich zurückziehen und mit Feindſeligkeiten und Brandſchatzungen aufhören; hinſichtlich des Vertrages von Hannover könne er nur nach Rückſprache mit dem Wiener Hofe handeln. Um aller weiteren Zumuthungen enthoben zu ſein, reiſte Auguſt nach Prag. Friedrich merkte, daß der Sachſe nur Zeit gewinnen wolle, und beſchloß darum einen ſchnellen Schlag, gab dem Deſſauer, der äußerſt langſam und methodiſch jeden Tag eine Meile vorrückte, Befehl, zu eilen und ſich bei Meißen mit Lehwald zu vereinigen. Lehwald kam vor Meißen am 9. December an und ſtand einige Zeit in hoher Gefahr, weil der Deſſauer nicht kam; erſt ein drohendes Schreiben des Königs trieb den alten Haudegen zu größerer Schnelle; er vereinigte ſich mit Lehwald am 12. December vor Meißen. Prinz Karl traf am 13. in Dresden ein; er widerſetzte ſich dem Antrage der Sachſen, die Hauptſtadt zu räumen. Die Sachſen ſtanden bei Keſſelsdorf in der Nähe von Dresden in trefflicher Stellung auf einer Anhöhe. Ihr Vortheil war, keine Schlacht anzunehmen, ehe ſie ſich mit Karl vereinten, dann über die Elbe zu gehen und die Gegner, denen ſie an Zahl überlegen waren, zu ſchlagen, denn das Heer Friedrichs war noch zwei Märſche entfernt. Rutowski, der Bruder des Moriz von Sachſen und nach gleichem Kriegsruhm ſtrebend, hatte ſeine Sachſen bei Keſſelsdorf ähnlich aufgeſtellt, wie die Franzoſen bei Fontenoy ſtanden. Gegen ihn rückte am 15. December der Deſſauer mit 33.000 Mann an. Karl von Lothringen hatte Rutowski gebeten, ihn ſogleich zu benachrichtigen, wenn er angegriffen würde, weil er Zeit brauche, ſeine zerſtreuten Truppen zu ſammeln. Die ſächſiſchen Quartiermacher hatten nämlich gegen ſeinen Befehl die Oeſterreicher ſo weit auseinander gelegt. Rutowski aber erwiderte, daß er keiner Hilfe bedürfe, daß er ſtark genug ſei. Die Sachſen und das

Grünneſche Corps zuſammen waren nämlich 34.000 Mann ſtark. Das Grünneſche Corps bildete den rechten Flügel ſeiner Stellung und konnte wegen Felſen und Abgründen, über die man ſetzen mußte, kaum angegriffen werden. Deſſenungeachtet verſammelte Karl die Regimenter, die er in der Nähe hatte, im Thiergarten und befahl Nádasdy, die übrige Mannſchaft ſo ſchnell als möglich zu vereinigen und zu ihm zu ſtoßen. Um 2 Uhr Mittags ſtand der Deſſauer vor Keſſelsdorf und ſah augenblicklich, daß die Einnahme dieſes Ortes den Sieg entſcheide. Er ließ ſogleich 6 Bataillone den Sturm beginnen. Das Gewehr geſchultert, unter dem Klange des Deſſauer Marſches, zogen die preußiſchen Grenadiere die mit Schnee und Eis bedeckte Anhöhe hinauf; 30 Geſchütze ſpielten auf ſie, das Feuer von 7 Bataillonen lichtete ihre Reihen. Sie wankten, kehrten um, ſammelten ſich wieder, vom Deſſauer ſelber geführt, erreichten die Höhe, nahmen 5 Kanonen, wurden aber geworfen und ſtürzten ſich in wilder Flucht den Berg hinunter; 1408 Mann, darunter 37 Officiere, waren gefallen. Jetzt hätte das geſammte ſächſiſche Heer hervorbrechen und über die ungedeckte Flanke der Preußen herfallen ſollen; auch für die Reiterei war es Zeit, einzuhauen. Statt deſſen brachen jetzt die öſterreichiſchen und ſächſiſchen Grenadiere, welche Keſſelsdorf ſo tapfer vertheidigt hatten, gegen den Befehl aus ihren Schanzen unter Siegesjubel zur Verfolgung der fliehenden Preußen heraus, die Anhöhen hinab und begannen zu plündern, und kamen ſo vor ihre eigenen Batterien zu ſtehen, wodurch ſie dieſelben am Feuern verhinderten. Dieſen Fehler benützte der alte Deſſauer ſogleich und ließ ſeine Dragoner auf die Plünderer einhauen; faſt keiner kam unverwundet nach Keſſelsdorf zurück, welches jetzt ſeiner Vertheidiger beraubt war. Da drang Lehwald mit 2 Bataillonen in Keſſelsdorf ein; die Grenadiere, die Rutowski ſandte, wurden

zurückgeworfen, der Ort gerieth in Brand, und nun begann auch der preußiſche linke Flügel und ihre Mitte die Stellung der Sachſen zu erſteigen, das ſächſiſche Fußvolk fing an zu weichen und die Reiterei, dadurch betroffen, trat den Rückzug an. Der öſterreichiſche General ſandte an Rutowski, ob er Keſſelsdorf angreifen ſolle; der Graf ließ ihm ſagen, er ſolle auf ſeinem Poſten bleiben und ihn auf das äußerſte vertheidigen, wenn er angegriffen würde; dann wurden die Oeſterreicher in der Verwirrung ganz vergeſſen, von den Preußen nicht angegriffen und rückten Abends in Dresden ein. Prinz Karl ſtand indeſſen bei Dresden, entſchloſſen, den Sachſen zu Hilfe zu kommen; Rutowski hatte ihm aber ſagen laſſen, er glaube nicht, daß die Feinde bei der kurzen Tageszeit heute noch angreifen würden. Bald darauf hörte man Kanonenſchüſſe in Dresden, der Prinz ſtellte ſein Heer in Schlachtordnung bereit, den Sachſen zu Hilfe zu eilen. Bald kamen Haufen von Flüchtlingen, die Schlacht war in zwei Stunden entſchieden. Die Sachſen ſammelten ſich hinter den öſterreichiſchen Reihen, welche die Nacht über unter dem Gewehre blieben. Abends war Kriegsrath; Karl erbot ſich, am anderen Tage vorzurücken und den Feind anzugreifen, Rutowski ſolle ſeine Mannſchaft hinter den Oeſterreichern aufſtellen; allein dieſer erklärte, ſeine Sachſen ſeien ſo entmuthigt, daß er nicht mehr auf ſie rechnen könne, und ſo blieb Karl nichts übrig, als ſich ebenfalls zurückzuziehen. Bei Pirna ward ein Lager bezogen.

Indeß hatte Friedrich ſich mit dem Deſſauer vereint und zog am 18. December als Sieger in Dresden ein. Mit dem Siege bei Keſſelsdorf endet die militäriſche Laufbahn des alten Deſſauers, er war glänzend, aber blutig. Die Preußen hatten 4800 Mann verloren, die Sachſen nur 3000 an Todten und Verwundeten, aber 6000 an Gefangenen. Der König ſagte dem

alten Helden die schönsten Dinge, um ihn seinen letzten bitteren Brief vergessen zu machen.

Der Kampf bei Kesselsdorf beendet den zweiten schlesischen Krieg. Die Verhältnisse zwangen beide Parteien Frieden zu schließen; Friedrich hatte dieser sechszehnmonatliche Kampf acht Millionen Thaler gekostet, er hatte nur noch 15.000 Thaler in der Casse und ohne Geld kann man keinen Krieg führen. Ein Krieg mit Rußland stand bevor, darum erhöhte er seine Forderungen auch nicht, und erklärte, er sei nach Sachsen gekommen, um den Frieden zu erbitten, weil er wisse, wie veränderlich das Kriegsglück sei. Von Frankreich her konnte Friedrich keine Hilfe mehr erwarten; in den Briefen, die zwischen ihm und Ludwig XV. damals gewechselt wurden, herrscht ein gereizter Ton, sie überbieten einander an Sticheleien. August III. konnte den Krieg nicht mehr fortsetzen, denn seine Soldaten waren entmuthigt, die Preußen standen in seinem Lande und sogen seine Hilfsquellen aus. Aber auch Maria Theresia mußte sich endlich mit dem verhaßtesten und begabtesten ihrer Gegner vertragen; die Engländer erklärten, keinen Heller Hilfsgelder mehr zu zahlen, wenn sie nicht dem Vertrage von Hannover beitrete, und ohne englische Hilfsgelder konnte sie den Kampf mit Spanien und Frankreich nicht weiterführen. Aus Italien war die Botschaft eingetroffen, daß Don Philipp in Mailand eingezogen sei. Wenn sie also nicht Frieden schloß mit Preußen, so konnte sie kein einziges ihrer Regimenter nach Italien senden, und ward auch die Lombardie ihren Händen entwunden. So kam denn in kürzester Zeit, schon am 25. December 1745, in Dresden ein Frieden zu Stande.

In diesem Frieden zu Dresden ward festgesetzt: Sachsen zahlt an Preußen eine Million Thaler in Gold, gewährleistet Preußen den Besitz Schlesiens, die Gemahlin des Königs verzichtet auf alle Ansprüche, die sie als Tochter Kaiser Josephs I.

auf Schlesien machen könnte, Friedrich hingegen räumt Sachsen sogleich. In geheimen Artikeln war dem Sachsen Aussicht auf die Stadt Erfurt, die vom Erzstift Mainz losgerissen werden sollte, gemacht; dies hatte zum Zwecke, Sachsen von Oesterreich loszureißen und zum Werkzeuge Preußens zu machen, während es ein Hauptgrund für Maria Theresia zum Friedensschlusse gewesen war, Sachsen den Preußen nicht zu überlassen. Zugleich ward festgesetzt, daß in den Staaten beider Fürsten die Religion unverändert auf dem Fuße des westphälischen Friedens erhalten werden solle, was dem katholischen Kurfürsten gegenüber den protestantischen König von Preußen zum Schutzherrn der protestantischen Religion des Landes machte. Maria Theresia verzichtete auf Schlesien und auf die Grafschaft Glatz und gab dem Könige die ihm entzogene Baronie Turnhout in Brabant zurück. Beide Theile verzichten auf alle gegenseitigen Ansprüche und gewähren allen Theilnehmern am Kriege Vergeben und Vergessen, hindern den Handel der Unterthanen nicht und gewährleisten einander ihre deutschen Staaten. Der König anerkennt den Gemahl Maria Theresias als Kaiser, der Kaiser hingegen wird dem Könige als Kurfürsten alle die Rechte und Vorzüge verleihen, welche die Häuser Hannover und Sachsen genießen und die Karl VII. dem Könige von Preußen insbesondere bewilligt hat. Es ist hiemit der geheime Vertrag von 1741 gemeint, welcher Preußen von der Verpflichtung, an den Lasten des Reiches Theil zu nehmen und den Kaiser zu ehren, lossprach. Wie schwer mag die Unterzeichnung dieses Vertrages Maria Theresia gewesen sein, aber die Noth zwang sie dazu! Kurpfalz wurde in den Frieden eingeschlossen, und in den Besitz seiner Länder wieder eingesetzt, anerkannte hingegen Franz Stephan als Kaiser. England verbürgte den Dresdener Frieden am 19. September 1746 und der Reichstag, den Franz Stephan

von Frankfurt wieder nach Regensburg verlegte, bestätigte denselben am 14. Mai 1751.

37.

Der Krieg in Italien 1745 und 1746.

Und nun von den schnee- und eisbedeckten Ebenen Sachsens hinüber in das schöne Italien, welches damals, zwischen dem Wogengesang der beiden Meere wie in politischen Schlaf eingelullt, für seine staatliche Gestaltung Franzosen und Spanier sorgen ließ.

Wir sahen, wie Fürst Christian Lobkowitz sich nach Imola zurückziehen mußte, er hatte nur noch 12.000 Mann; er bat um Verstärkung, sonst könne er sich gegen den überlegenen Gages nicht behaupten. Vergebens! Maria Theresia wollte damals um jeden Preis Schlesien wieder gewinnen und rief noch vier Bataillone von der italienischen Armee ab. In welcher schweren Lage waren damals unsere Truppen in Italien! 91.000 Feinde gegen 12.000 Oesterreicher! Den Sarden mit seinen 46.000 Mann gedachte Frankreich auch noch zu gewinnen durch ein Stück Lombardie, auf daß er helfe, die Oesterreicher für immer aus Oberitalien zu verjagen, welches, ein altes Besitzthum des deutschen Reiches, schon so viel kostbares Blut getrunken hatte. Der Plan der Franzosen und Spanier war: 25.000 Mann sollten unter Don Philipp, 20.000 Franzosen unter Maillebois über Nizza und das Genuesische auf Piemont losgehen, 10.000 Genuesen sollten sich mit ihnen verbinden; Gages und der Herzog von Modena sollten mit 38.000 Mann aus den Legationen auf die Oesterreicher losstürzen und sie vernichten. Was konnte Fürst Lobkowitz besseres thun, da Gages im März gegen ihn anrückte, als hinter den Panaro sich zurückziehen, und als auch diese Linie bedroht ward, bei Modena Stellung nehmen,

Mirandola in Vertheidigungszuſtand ſetzen und den Sarden zur Verſtärkung auffordern! Der gegneriſche Plan war vortrefflich, doch wurden die Oeſterreicher nicht angegriffen, denn Gages bekam plötzlich aus Madrid Befehl, das Modeneſiſche zu verlaſſen und ſich mit dem Heere Don Philipps zu vereinigen; man wollte offenbar Schläge in großem Style führen. Die Spanier nahmen den nächſten Weg über den Apennin, den ſogenannten Monte Pellegrino, wo es in dieſer Zeit noch ſehr winterlich ausſah und die Soldaten unter großen Beſchwerden litten. Lobkowitz konnte mit ſeinem kleinen Heere nicht verfolgen, er wollte aber auch nicht wie ein verlorener Poſten unthätig bei Modena ſtehen, darum brach er über Reggio, Parma gegen Ende April auf, um ſich mit den Piemonteſen zu vereinigen. Seine Reiter bedrängten die Spanier, wo ſie konnten. Ruhig ſpeiſten Gages und der Herzog von Modena beim Gouverneur zu Sarzana, als auf einmal die Panduren über Pontremoli herſtürzten und dem ſpaniſchen Nachtrabe ſchwere Verluſte beibrachten. In Genua ſtieß Gages zum großen ſpaniſch-franzöſiſchen Heere.

Wir finden Genua auf einmal in der Reihe der Feinde Maria Thereſias. Der Vertrag zu Worms mit ſeiner Beſtimmung hinſichtlich Finales hatte die Republik verletzt; ſie trat am 1. Mai 1745 dem bourboniſchen Familienvertrag von 1743 in Aranjuez bei und verſprach 10.000 Mann und 36 Geſchütze zum Heere der Verbündeten zu ſtellen, und offen als Feindin Sardiniens und Oeſterreichs aufzutreten, ſobald das verbündete Heer über die Bocchetta hinausgerückt ſei. Solches geſchah und ein glänzendes Heer von 70.000 Mann rückte gegen Tortona und Aleſſandria vor, während ein anderes Corps Ceva und Mondovi belagern, die ſpaniſche Beſatzung in Savoyen und in der Dauphiné aber durch das Thal von Oulx vorrücken und Exilles wegnehmen ſollte. So gedachte man die Macht des

Sarden zu theilen und zu brechen, ihn vor den Mauern von Turin zu zwingen, dem Bunde mit Maria Thereſia zu entſagen, und zugleich das Häuflein Oeſterreicher zu zertreten oder in die Berge von Tyrol zu werfen. Der Plan war klug ausgeſonnen und Mittel hatte man mehr als genug.

Genua erklärte erſt am 29. Juni den Krieg, Lobkowitz konnte alſo bis dahin genueſiſches Gebiet nicht angreifen, er blieb deshalb bis 23. Mai in Parma; bald trat er an den Grafen Schulenburg den Oberbefehl ab, weil ihn die Königin nach Böhmen berief. Dieſer ſandte einen Theil ſeiner Mannſchaft nach Acqui auf Verlangen Karl Emanuels, der ſein Heer bei Aleſſandria ſammelte und Schulenburg ſein Hauptquartier in Baſſignana anwies. Zuerſt belagerten die Fremden Tortona; die Stadt mußte ſich am 15. Auguſt ergeben, die Citadelle jedoch erlag erſt am 3. September dem furchtbarſten Feuer, nachdem 11.000 Bomben und 70.000 Kanonenkugeln auf ſie geſchleudert waren. Der Sarde machte nur einen ſchwachen Verſuch, die Veſte zu retten; wenn ſeine Feinde bei Belagerungen Zeit verloren und eine Schlacht vermieden, ſo konnte er vom Winter Rettung erwarten. Oeſterreicher und Sarden (45.000 Mann zuſammen) ſtellten ſich darum hinter dem Tanaro auf; Gages aber wollte ſie trennen und hoffte, ein Zug gegen Parma würde Schulenburg für die Lombardei beſorgt machen und zum Abzuge bewegen; dann könne Maillebois den Uebergang über den Tanaro ſchon erzwingen und mit des Feindes Heere fertig werden. In der Nacht vom 19. auf den 20. erſtiegen die Spanier die Mauern von Pavia, Schulenburg mußte nun Mailand ſichern und ſchickte Verſtärkung in die Lombardie; der König ließ nicht all' ſeine Mannſchaft abziehen und wies ihm Stellung bei Baſſignana an. Am 27. September erzwangen die Fremden den Uebergang über den Tanaro; Sarden und

Oesterreicher zogen sich nach Casale zurück. Alessandria ward von Franzosen und Spaniern umschlossen; am 11. October mußte der Commandant die Stadt preisgeben und sich in die Citadelle zurückziehen; man beschloß, sie durch Hunger zu bezwingen.

Welchen Erfolg hatten die beiden anderen Angriffe auf Piemont? Keinen. Lautrec griff vergebens Exilles und Mircpoix Ceva an, Leutrum schlug ihn zurück. Aber wo ist denn die englische Flotte, die nach dem Vertrage von Worms im Mittelmeere für Oesterreich und Sardinien thätig sein sollte? Die Engländer griffen Savona an, drangen ebenso ohne großen Erfolg in den Hafen von Genua und beschossen die Stadt; wesentlichen Schaden thaten sie auf Corsica, wo sie einen Aufstand gegen Genua erregten. Feldmarschall Fürst Liechtenstein übernahm am 15. October den Befehl über die Oesterreicher, sein Bericht an die Königin zeigt, wie schlimm es mit ihrer Sache in Italien stand: „Das Heer sei abgeschnitten von Deutschland und unvermögend, die Reste der Lombardie zu decken; Pizzighetone sei gänzlich verfallen, Mantua habe durch Eintrocknung der Seen und Moräste seine natürliche Vertheidigung verloren; wäre es aber zu einer längeren Vertheidigung auch fähig, so wisse man nicht, woher die Besatzung zu nehmen sei; es fehle an Lebensmitteln, es fehle vor allem an Geld, die Officiere hätten seit sechs Monaten keine Gage erhalten und lebten von Commisbrod". Die gute Königin schickte 100.000 Gulden, schrieb aber: auch das hätte sie nicht aufzubringen vermocht, wenn nicht die erbländischen Stände ihr und dem Kaiser nach erfolgter glücklicher Zurückkunft von der Krönung zu Frankfurt 15.000, und die ungarischen 9000 Stück Ducaten verehrt hätten; mit Vergnügen widme sie dieses der Unterstützung ihrer tapferen nothleidenden Officiere. Welche Nothstände! Wir

begreifen jetzt, wie die entſchloſſendſte Frau mit dem Preußen ſich abfinden mußte!

Indeß zerſplitterten Franzoſen und Spanier ihre Zeit wirklich mit Belagerungen und man kann den Sarden das Lob nicht verſagen, daß ſie ſich als tapfere Soldaten benahmen. Der Commandant von Valenza, Marquis von Balbiano, machte einen glänzenden Ausfall, vernagelte ſeine Kanonen, als er ſich nicht länger halten konnte, und entkam in der Nacht zum König. Lord Roche, ein Irländer, vertheidigte die Citadelle von Caſale entſchloſſen, bis ſie nur noch ein Schutthaufen war. Der Winter nahte; Maillebois wollte in Piemont, Gages in Parma und Piacenza Quartiere beziehen, das Heer bedurfte der Ruhe; aber die Königin von Spanien gewährte ihm keine; Don Philipp ſollte endlich die Lombardie haben. Darum kam der Befehl, Maillebois ſolle den Piemonteſen gegenüber ſtehen bleiben, die Eroberungen des Feldzuges ſichern, Gages aber die Lombardie, Parma und Piacenza erobern. Schon lange hatte Liechtenſtein zum Schutze Mailands in die Lombardie abziehen wollen; allein Karl Emanuel, unter deſſen Oberbefehl er ſtand, hatte ihn zurückgehalten, ſonſt müſſe er den Frieden nach den franzöſiſchen Bedingniſſen annehmen. Jetzt bewilligte er den 15.000 Oeſterreichern den Abzug, wo es zu ſpät war. Am 19. December rückte Don Philipp in Mailand ein und die Bevölkerung dieſer Stadt, die ſich ſo oft ſchon gegen ihren Herrn verſchworen und ihn verrathen hat, um ſpäter gegen den neuen Herrſcher das gleiche Spiel zu treiben, nahm den Bourbonen mit Jubel auf. Die übrigen Städte der Lombardie folgten ihrem Beiſpiele.

Wie gefährdet war die Lage der Oeſterreicher! Sie lagerten zwiſchen Novara und Vercelli, um mit dem Könige von Sardinien in Verbindung zu bleiben, aber dieſer ihr Verbündeter

unterhandelte gerade mit Frankreich, um welchen Preis er von Maria Thereſia abfallen und ſich auf die Oeſterreicher losſtürzen ſolle. Der franzöſiſche Geſandte in Genua, Champeaux, war als Abbé verkleidet unter dem Namen Rouſſel nach Turin gekommen, um den König für die franzöſiſchen Pläne zu bearbeiten. Der franzöſiſche Miniſter d'Argenſon trieb damals hohe Politik. Italien ſollte ganz frei werden von den Fremden und einen großen Bund bilden, alle Bande, die es an das heilige römiſche Reich noch knüpften, ſollten zerriſſen werden. Frankreich wollte feierlich auf alle Eroberungspläne in Italien verzichten, denn Frankreich ſei groß genug für ſich. Nur italiſche Fürſten ſollten über Italien herrſchen und Sardinien ſollte das Schwert Italiens werden. Sardinien ſollte bekommen die Lombardie am linken Ufer des Po und am rechten Ufer bis an die Scrivia. Piacenza, Parma, Cremona und Mantua ſollten dem Infanten Don Philipp zugetheilt werden; das Mantuaniſche am linken Poufer ſollte Venedig, Guaſtalla dem Herzog von Modena zu Theil werden, die Republik Genua ſollte Finale, Oneglia und das Schloß Seravalle erhalten; der Prinz Karl von Lothringen ſollte Toscana bekommen, vorausgeſetzt, daß er auf Anſprüche an Länder außerhalb Italiens verzichte. Welch' lockende Ausſichten für den Sarden, als Champeaux ſogar ein eigenhändiges Schreiben Ludwigs XV. vorwies! Karl Emanuel unterſchrieb am 26. December 1745 die Präliminarien, die alsbald zur Gutheißung nach Madrid geſchickt wurden.

Zum Glücke für Maria Thereſia ſiegte bei der Königin von Spanien die Habgier über die Klugheit, ſie verwarf den Vertrag, ſie empfing den Biſchof von Rennes, der denſelben zur Unterſchrift überbrachte, außer ſich vor Zorn; ſie ſandte den Duca de Huescar nach Paris mit der Erklärung, nie und nimmer werde Spanien dieſen Vertrag annehmen; Mailand ſollte der

Mittelpunct eines Großherzogthums für ihren Sohn werden und nun wollte d'Argenſon es dem Sardinier geben! Am 5. März 1746 ließ ſie jedoch den Botſchafter wieder rufen und erklärte demſelben ihre Bereitwilligkeit, nachzugeben und den Vertrag zu unterzeichnen, aber nun war es zu ſpät!

Am Hofe zu Verſailles war der furchtbarſte Parteikampf zwiſchen einer ſpaniſchen und einer Partei des Miniſters d'Argenſon. Dies hatte zur Folge, daß der König den beantragten Waffenſtillſtand erſt am 17. Februar 1746 unterzeichnete, daß der junge Maillebois erſt am 3. März mit der Unterſchrift des Königs in Rivoli ankam, daß geheime Weiſungen offene Befehle der Regierung hintertrieben. Während dieſer Zeit rückten die Oeſterreicher in die Lombardie, die Spitze ihres Heeres ſtand ſchon am 1. Februar bei Mantua, und nun faßte der Sardinier ſchnell ſeinen Entſchluß und zog einen kleinen ſicheren einem unſicheren größeren Gewinne vor; er traute dem Verſprechen des franzöſiſchen Miniſters nicht, ſo redlich dieſer es auch meinte, denn er hielt Ludwig für ſchwankend und die ſpaniſche Königin für unbeugſam, und auf der anderen Seite forderte Maria Thereſia den vertragsmäßigen Beiſtand. Zudem fürchtete er, ganz in die Gewalt der Bourbonen zu kommen, wenn Oeſterreich kein Gegengewicht gegen dieſelben im Norden bilde. So entſchloß er ſich denn, entſchieden auf der Seite Maria Thereſias zu bleiben, und unternahm einen glücklichen Zug zur Rettung von Aſti. Der König von Frankreich war dadurch ſo aufgebracht, daß er fortan nicht mehr mit dem Sarden unterhandeln wollte. Noailles reizte Ludwig mit den Worten: „Es geziemt dem Könige von Frankreich viel eher, den Sarden zu zermalmen, als ihn zu bitten“, und ward als Geſandter nach Madrid geſandt, um dort wieder gut Wetter zu machen. d'Argenſons Fall war aber nahe.

So entbrannte denn der Kampf zwiſchen den chriſtlichen Mächten mit neuer Heftigkeit zur ſelben Zeit, wo der Sultan Mohammed V. in Conſtantinopel ſie zum Frieden ermahnte und vorſchlug, wenn der Papſt zum Friedenscongreß einen ſeiner Prieſter ſende, ſo wolle er durch einen Derwiſch gleichfalls Mahnungen zum Frieden vortragen laſſen. „Iſt es nicht ſchmachvoll“, ſagte der Veſier den Geſandten der chriſtlichen Mächte in Conſtantinopel, „daß ihr Chriſten, die ihr den wahren Glauben haben wollt, aus eurer Mitte den Geiſt der Milde ganz verbannt habt, und daß wir Muſelmänner, die ihr Ungläubige ſcheltet, euch die friedlichen Stimmungen einflößen müſſen, die ihr eigentlich haben ſolltet“ Uebrigens nahm der Feldzug in Italien im Jahre 1746 im Ganzen einen für unſere Waffen glänzenden Verlauf. Der geniale Browne ſtand an der Spitze der öſterreichiſchen Armee. Um Liechtenſtein gegen die Spanier, die im Anfange 1746 die ganze Lombardie beſaßen und ſchon bis an die Seſia vordrangen, Luft zu machen, beſchloß Browne, auf das rechte Ufer des Po überzugehen und ſo die Spanier zu einem Zuge gegen Parma zu bewegen. Zum Glücke für die Oeſterreicher begann Zwieſpalt zwiſchen den Franzoſen und Spaniern: was Gages wollte, wollte Caſtellar nicht, der Commandant von Parma, ein Günſtling der Königin. Am 6. März ſtanden plötzlich die Sardinier unter Leutrum vor Aſti; ein furchtbares Feuer ward eröffnet, ſchnell ward eine Sturmlücke geſchoſſen, der Commandant verlor den Kopf und ergab ſich mit 5 Generalen, 360 Officieren und 4800 Mann, ohne die Kranken, kriegsgefangen. Am 11. ſtanden die Sardinier vor Aleſſandria, deſſen Citadelle der Commandant mit größter Entſchloſſenheit vertheidigte. Die Noth war aufs höchſte geſtiegen; Pferde, Hunde und Katzen waren ſchon alle aufgezehrt, die Mannſchaft entkräftet, es war nur noch Brot

auf drei Tage da, und zwar nur noch fünf Unzen auf den Mann. Die Franzoſen, welche die Citadelle einſchloſſen, entwichen. Dann ward Acqui genommen, Mirepoix mußte ſich in die Riviera zurückziehen. Browne ließ Bärenklau mit 7000 Mann gegen die Adda rücken, er ſelber marſchirte am 17. März gegen Codogno, jagte ein Schweizer-Regiment gegen Piacenza, Fürſt Löwenſtein ſäuberte Lodi von den Feinden. Don Philipp, welcher in Mailand in Träumen künftiger Größe ſchwelgte und die Citadelle mit ihren 1600 Oeſterreichern matt belagerte, hielt ſich auf einmal nicht mehr für ſicher und entfloh am 19. gegen Pavia, wo er ſeine Spanier ſammeln wollte. Die Oeſterreicher brachen aus der Citadelle aus, zerſtörten die Verſchanzungen um dieſelbe und wurden von der Bevölkerung mit demſelben Jubel empfangen, mit dem früher die Spanier als Befreier begrüßt worden waren. Schlag folgte auf Schlag. Feldmarſchall-Lieutenant Platz nahm Caſale, Leutrum ſchloß Valenza ein, Browne that, als wolle er bei Caſalmaggiore über den Po auf Parma los, überſchritt aber am 25. März den Strom bei Borgoforte und nahm Guaſtalla. Schnell nach einander räumten jetzt die Spanier Reggio, Colonno, Brescello, Sorbolo, und nun gingen die Oeſterreicher auf Parma los. Caſtellar verweigerte die Uebergabe, nachdem er 6000 Mann, welche ihm Gages geſchickt hatte, um den Rückzug zu decken, an ſich gezogen hatte. Jetzt brach Gages von Pavia auf, um ihn zu entſetzen, Browne zog aber 10.000 Mann unter Bärenklau an ſich und ging dem Spanier an den Taro entgegen. Vor Parma ließ er nur ſo viel Mannſchaft, als genügte, die Stadt einzuſchließen. An den Taro kam am 11. April auch Fürſt Liechtenſtein und übernahm nun den Oberbefehl. Gages wollte die Hauptmacht der Oeſterreicher an ſich feſſeln und ließ Caſtellar ſagen, er ſolle ſich unterdeß durchſchlagen. Dieſer aber

gehorchte erſt, als Don Philipp dasſelbe befahl. In der Nacht vom 19. auf den 20. April ſchlugen ſich die Spanier nach Marzolaro durch über den Apennin, wo ſie große Noth litten und einige Tage hindurch nur von Kaſtanien lebten, nach Sarzana am Meere. Nádasdy konnte das Durchbrechen nicht verhindern, hängte ſich aber an die Ferſe der Abziehenden und erſchlug ihnen noch 3000 Mann. Am 22. ergab ſich jetzt die Beſatzung von Parma, 1200 Mann mit 25 Kanonen und großen Vorräthen. Gages aber zog ſich nach Piacenza zurück, von den öſterreichiſchen Huſaren allenthalben beläſtigt, die ihm ſein Gepäck, 114 Maulthiere und dem Herzog von Modena ſein Silberzeug wegnahmen. Indeß war der Sardenkönig auf Valenza losgegangen, das den Feinden die Verbindung mit Genua ſicherte. Der Commandant ergab ſich, ehe Maillebois die Stadt zu entſetzen vermochte. Die Citadelle von Acqui mit ihren 200 Tapferen unter dem Commandanten Seddo vermochte der Franzoſe erſt nach zwei Stürmen zur Uebergabe. Während der Sarde ſein Heer bei Aleſſandria zuſammenzog, rückten die Oeſterreicher vor Piacenza, bei dem aber auch ein ſpaniſch-franzöſiſches Heer ſtand. Die Königin von Spanien legte auf dieſe Stadt den höchſten Werth, darum mußte Maillebois herbeirücken; aber auch der Sarde wendete ſich jetzt gegen Piacenza. Vor ſeiner Ankunft wollten die Verbündeten die Oeſterreicher angreifen; der König von Spanien, deſſen Friedensanträge Maria Thereſia ſtolz zurückgewieſen hatte, befahl eine Schlacht um jeden Preis. Die Spanier und Franzoſen wollten die Flügel der Oeſterreicher umgehen, ſie von ihren Verbindungen abſchneiden und gegen das Gebirg werfen; die Mitte wollte man blos in Schach halten. In der Nacht vom 15. auf den 16. Juni begann der fürchterliche Kampf; die Franzoſen wurden vom linken Flügel der Oeſterreicher glänzend zurückgeſchlagen

und ließen 8 Kanonen, 20 Fahnen und 3000 Gefangene in ihrer Hand. Der rechte Flügel der Oesterreicher kam in schweres Gedränge, hielt sich aber und warf endlich die Gegner zurück; die Mitte blieb unangefochten. Der Sieg ward den Oesterreichern, obschon sie an Zahl ihren Gegnern nachstanden; sie sollen 4000, ihre Gegner 5000 an Todten und Verwundeten, letztere außerdem an Gefangenen gegen 6000 Mann verloren haben. 4000 Spanier blieben unter Castellar in Piacenza, die anderen zogen sich über den Po zurück. Noch einmal kam es bei Rottofreddo am Ufer des Tidone zu einem schweren Kampfe, in dem die an Zahl überlegenen Spanier und Franzosen wieder nicht zu siegen vermochten. Der thatenreiche Bärenklau ward in dem Augenblicke von einer Musketenkugel tödtlich getroffen, als er den Spaniern unter Gages den Rückzug über den Fluß abschneiden wollte; doch der Tod des tapferen Führers brachte eine Stockung in die Reihen der Seinigen, Gages benützte rasch die günstige Wendung und brachte seine Spanier glücklich über den Tidone hinüber. Piacenza fiel jetzt den Oesterreichern in die Hände; es konnte sich nach dem Rückzuge des französisch-spanischen Heeres nicht länger halten. Große Kriegsvorräthe, 90 Stück Kanonen, 300.000 Geschützkugeln, mehr als 30 Mörser mit 40.000 Bomben fielen in die Hände der Sieger, die nur den Tod eines ihrer tapfersten Führer zu beklagen hatten.

Günstig war für Oesterreicher und Sardinier ein anderes politisches Ereigniß; am 9. Juli 1746 starb Philipp V., König von Spanien, der Enkel Ludwigs XIV. Ihm folgte Don Ferdinand VI., der einzige noch vorhandene Sohn aus der ersten Ehe Philipps mit Louise von Savoyen. Mit der Herrschaft der Elisabeth von Parma, welche an der Stelle ihres blödsinnigen Gemahles regiert und seit einem Vierteljahrhundert

Europa in Unruhe verſetzt hatte, um ihren Kindern Länder zu verſchaffen, hatte es jetzt ſein Ende. Don Ferdinand liebte ſeine Stiefmutter ſo wenig wie ſeinen Stiefbruder. Jene Partei im Rathe, welche die Kräfte der ſpaniſchen Monarchie nicht länger für weitreichende Pläne erſchöpfen wollte, hatte ſchon längſt ſein Ohr, und mit geheimen Weiſungen in dieſem Geiſte traf am 19. Auguſt der Marquis de las Minas im Lager zu Voghera ein, um Gages, der jetzt unter ihm dienen ſollte, den Oberbefehl abzunehmen. Caſtellar, das Werkzeug der Eliſabeth, ward gänzlich abberufen. Minas war ein hochmüthiger Caſtilianer, der gegen Maillebois ſogleich das große Wort führte. Noch ein anderes Ereigniß lockerte den Bund zwiſchen Spaniern und Franzoſen: vierzehn Tage nach Don Philipp ſtarb deſſen Tochter Maria Thereſia, die Gemahlin des Dauphin.

Maillebois wollte Browne angreifen und forderte Minas auf, ihm zu helfen; dieſer berief ſich auf ſeine Befehle und zog ſich ins Genueſiſche zurück, wohin ihm der Franzoſe zu folgen genöthigt war. In Genua ſchiffte ſich Minas mit ſeinem Geſchütz und Gepäck nach Spanien ein, und nun rückten Sardinier und Oeſterreicher in das Gebiet der berühmten Handelsſtadt ein. An der Bocchetta, der größten Höhe der Apenninen, zwiſchen Voltaggio und Campomarone, von wo man die herrlichſte Ausſicht auf Genua und das Meer hat, ſtellten ſich Spanier und Franzoſen noch einmal zum Kampfe, zogen ſich aber bald, als die Oeſterreicher am 1. September ſie angriffen, nach Savona zurück, gegen welches jetzt der Sarde zog, während die Oeſterreicher Genua zur Uebergabe aufforderten.

In das Südende der Apenninen bricht das Meer ein und bildet einen der ſicherſten Häfen der Welt. Hinter demſelben erhebt ſich amphitheatraliſch die Stadt Genua, von ihren prachtvollen Paläſten die „Stolze“ genannt. Der Anblick der

Stadt ist namentlich vom Meere aus herrlich; hinter ihr steigt das Gebirge rasch empor, mit vielen Gärten und Weinbergen besetzt. An Bäumen ist Mangel; das Sprüchwort sagt: Genua sei ein Land ohne Bäume, habe ein Meer ohne Fische und Männer ohne Treu und Glauben. Genua, im Mittelalter einer der reichsten Handelsstaaten, war damals noch immer eine aristokratische Republik, von einem Rathe und einem Dogen regiert, hatte noch immer einen blühenden Handel und betrieb einige Gewerbe zur Vollkommenheit; die Hauptstadt mochte damals eine Bevölkerung von 170.000 Einwohnern haben. Gegen Maria Theresia hatte die Republik sich schwer vergangen, jetzt kam die Strafe dafür: die Oesterreicher standen vor den Thoren, ihre Gegner waren abgezogen. Man sandte an Botta d'Adorno, einen Genuesen von patricischer Herkunft, den wir als Gesandten in Petersburg kennen lernten, um zu verhandeln. Botta verlangte Unterwerfung unter das Gesetz des Siegers und forderte: Besetzung der Thore, Auslieferung der Gefangenen und Flüchtigen, Uebergabe der Kriegs- und Mundvorräthe und aller den spanischen, französischen und neapolitanischen Truppen gehörigen Gegenstände; die Oesterreicher müßten während des Krieges freien Durchzug durch alle Plätze der Republik haben; sechs Senatoren mit dem Dogen müßten binnen Monatsfrist sich nach Wien begeben und Maria Theresia um Verzeihung bitten; 50.000 Genovinen (à 2 fl. 30 kr.) müßten sogleich erlegt werden; was weiteres zu bezahlen sei, werde Feldmarschall-Lieutenant Graf Chotek schon anzeigen. Das waren harte Bedingungen; als jedoch der Kriegsrath erkärte, daß die Werke nicht haltbar seien, so fügte man sich. Oesterreichische Grenadiere besetzten die Thore Lanterna und Tommaso. Chotek erklärte alsdann, daß die Republik für ihr hochverrätherisches Bündniß mit Frankreich und Spanien wider Kaiser und Reich 3 Millionen

goldene Genovinen in drei Raten zu zahlen habe. Man kann ſich den Schrecken der Betroffenen denken. Einige drohten, Botta erklärte aber, die Soldaten würden ſchon Mittel der Zahlung finden. Die erſte Rate wurde bezahlt; beim Abführen der mit Geld bepackten Wägen zeigten ſich aber ſchon die erſten Sturmvögel einer Empörung. In der Stadt waren noch viele ſpaniſche und franzöſiſche Officiere, die Botta ausweiſen zu laſſen verſäumte und die nach und nach die Unzufriedenheit zur Flamme anſchürten.

Indeß wurden eifrige Verhandlungen zwiſchen England, Oeſterreich und Sardinien darüber gepflogen, was jetzt zu geſchehen habe, und fand in Pietro d'Arena ein Kriegsrath ſtatt. Maria Thereſia wollte Entſchädigung haben für Schleſien, Browne verlangte darum, daß man ſogleich aufbreche zur Eroberung Neapels, die Königin werde Mannſchaft genug ſchicken, um das erwünſchte Ziel zu erreichen. Sardinien und England aber waren dagegen; ob der Sardinier grollte, daß er bei der Beute von Genua leer ausging? England forderte einen Zug in die Provence: Antibes, Toulon ſollten beſetzt werden. Toulon iſt einer der größten Seehäfen; ihn in die Gewalt der Engländer bringen, hieß ſo viel, als dem franzöſiſchen Handel einen tödtlichen Schlag verſetzen. Auf der anderen Seite, ſcheint es, waren die Engländer mit den friedlichen Geſinnungen des neuen Königs von Spanien wohl bekannt und wünſchten ihn darin zu befeſtigen, indem ſie gegen Oeſterreichs Abſichten auf Neapel auftraten, den König in Neapel ſchonten und für Don Philipp ein Fürſtenthum in Italien in Ausſicht ſtellten. Sie behaupteten im Kriegsrathe, ein Vorgehen gegen Neapel werde nur den König von Preußen zu einer neuen Schilderhebung antreiben. Der Sardinier ſchloß ſich ihnen an, Oeſterreich ward überſtimmt, der Zug in die Provence beſchloſſen; die

englischen Schiffe sollten das Heer unterstützen, der Sarde die Anführung übernehmen. Da jedoch Karl Emanuel bald darauf an den Blattern erkrankte, so befehligte Browne den Zug in die Provence. Ende September marschirte er aus, leider mit zu wenig Mannschaft, nur 25.000 Mann zu Fuß und 5000 zu Pferd. Browne fuhr mit dem Geschütz von Genua direct nach Nizza, die Franzosen hielten nirgends mehr recht Stand, am 17. October gingen sie über den Grenzfluß Var zurück. Maillebois wurde in seiner Erwartung, die Spanier würden ihm helfen die Provence zu decken, getäuscht; Minas erklärte, er habe keinen Befehl dazu. Don Philipp wurde krank und ging mit seinen Garden heim, der König von Neapel rief seine Truppen zurück und die Engländer störten ihre Abfahrt nicht — lauter Beweise eines geheimen Einverständnisses zwischen England und Spanien. Wahrscheinlich nur um den Schein zu wahren, blieben zwölf spanische Bataillone bei Maillebois. Dieser aber wurde bald darauf durch Marschall Belleisle ersetzt, der jetzt auf einmal wieder auf dem Schauplatze des Krieges erscheint, den sein Ehrgeiz mit entzündet hatte. Am 30. November gingen die Oesterreicher und Sarden über den Var, der Widerstand der Franzosen war vergebens, sie verloren 300 Mann und mußten sich zurückziehen. Am 1. December wurde der Fluß Cagne überschritten, am 4. Antibes umschlossen, das Browne zu seinem Waffenplatze in der Provence zu machen gedachte; er hatte darum längst verlangt, Botta solle unverzüglich aus Genua 24 Belagerungsgeschütze, 12 Sechspfünder und 12 Mörser senden, denn es fehlte dem Eroberungsheere an dem zur Belagerung von Antibes und Toulon nöthigen schweren Geschütze.

An dem Tage aber, an welchem die Oesterreicher Antibes umschlossen, brach in Genua eine Empörung aus. Schon hatte

Botta 12 schwere Kanonen von den Wällen Genuas zu den Schiffen bringen lassen, am 5. December sollte ein großer Mörser nach dem Hafen geschafft werden, der Wagen brach aber unter der Last in der Nähe des Thores Tommaso. Das Volk stand dabei und sah schadenfroh zu; der österreichische Officier forderte es auf, Hand anzulegen, damit der Mörser fortgeschafft werden könne, man weigerte sich dessen; es kam zum Streite und auf einmal flog ein Hagel von Steinen auf die Oesterreicher los. Die Soldaten mußten den Mörser im Stiche lassen. Der Pöbel rannte zum Palast des Dogen, verlangte Waffen und wollte das Zeughaus stürmen. Ein Platzregen, eine gefährliche Sache für einen Volksauflauf, trieb die Massen auseinander. Ein Patricier wurde an Botta geschickt, um das Vorgefallene zu entschuldigen, ihn aber zugleich vor der Volksbewegung zu warnen: Botta möge von weiterer Absendung der Geschütze abstehen, das Volk sei erbittert. Es war in der That in der höchsten Aufregung, 2 Millionen Genovinen Kriegssteuer waren bezahlt und eine dritte sollte bald erlegt werden. Obschon die Stadt sich ergeben hatte, kaperten die Engländer noch immer genuesische Schiffe, der Handel stockte, viele Familien waren erwerblos. Französische Sendlinge schürten; wenn Genua sich erhob, so mußten die Oesterreicher aus der Provence sich zurückziehen.

Botta hätte entweder nachgeben oder energischer dreinfahren sollen; er versäumte beides, seine Antwort: „Der Mörser muß fort, ich fürchte den Pöbel nicht", reizte nur. Botta hatte blos 7 Bataillone in Genua zur Verfügung, die übrige Mannschaft lag in entfernten Quartieren; er hätte beschwichtigen sollen, bis seine Mannschaft gesammelt war. Statt dessen befahl er am 6. einer Anzahl Arbeiter und 100 Grenadieren den Mörser abzuholen. Sie wurden wieder mit einem Steinregen empfangen,

die Soldaten gaben Feuer, das Volk verrammelte die Straßen, führte Kanonen auf, wollte das Thor von Tommaso stürmen. Botta ließ 2 Bataillone ausrücken, welche das Volk zerstreuten, und die Regierung der Republik auffordern, sie solle ihre Soldaten, die nicht entwaffnet worden waren und die nur hatten versprechen müssen, gegen Oesterreich nicht zu dienen, mitwirken lassen. Am 7. erklärte aber der Senat, er werde seine Truppen nicht gegen das Volk gebrauchen. Jetzt war in Genua alles einig gegen die Oesterreicher und ein wilder Kampf begann. Die Genuesen waren durch die Bauart ihrer Hauptstadt im Vortheile, die Straßen in Genua sind, wenige ausgenommen, so eng, daß kein Wagen darin fahren kann; die Häuser aus hartem Stein, sehr hoch, oft neunstöckig; jedes Haus wird so zur kleinen Festung. Den ganzen Tag ward gekämpft, ebenso am 8. December, trotzdem der Regen in Strömen niederschlug. Erst am Abend ward ein zehnstündiger Waffenstillstand geschlossen. Die Unterhandlungen zerschlugen sich, wobei die Genuesen Rückgabe des Geschützes und Einstellung aller weiteren Geldforderungen verlangten. Am 10. begann der Kampf von neuem. Aber jetzt strömten die Bauern aus der Riviera herbei, allenthalben erhob sich das Landvolk und wehrte den Oesterreichern den Durchzug; der Kampf war auf dem Lande ebenso schwer als in der Stadt, denn an den Abhängen der Riviera ist jedes Gut mit einer steinernen Mauer umgeben, die Wege sind eng, nicht für Wägen, sondern nur für Maulthiere passirbar. Spanische und französische Officiere leiteten den Aufstand und bestimmten die besten Stellungen zum Angriffe oder zur Vertheidigung. Die Oesterreicher kamen immer mehr in Nachtheil. Botta blieb nur noch ein Mittel, die Stadt mit Bomben zu bewerfen. Da vermittelte ein Priester; Botta versprach, die Thore zu räumen, nur in der schönen Vorstadt Pietro d'Arena wolle er feste Stellung nehmen.

Als die Oesterreicher das Thor Tommaso räumten, fiel das Volk über sie her; beim Palazzo Doria, in dem man heute noch das Bett zeigt, in welchem Karl V. ruhte, als er bei seinem Liebling, dem großen Seehelden, zu Besuch war, gaben die Oesterreicher auf das nachrückende Volk ein wirksames Feuer und erkämpften sich so den Rückzug. Am 11. in der Nacht räumte Botta auch Pietro d'Arena, nur das Gepäck und die Kranken ließ er zurück, die Kriegscasse vermochte er zu retten. Auf dem ganzen Wege durch das genuesische Gebiet hatten die Oesterreicher Kämpfe gegen das Landvolk zu bestehen und erreichten Parma erst, nachdem sie 3000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren hatten.

Damit war auch über den Zug in die Provence entschieden. Zwar zog sich Belleisle in einem fort zurück bis fünf Stunden vor Toulon, zwar nahm Browne am 15. December die Inseln St. Honoré und St. Marguerite mit allen ihren Forts und Geschützen, zwar besetzte er Draguignan, trieb Geld und Lebensmittel ein und entwaffnete das Landvolk; allein seine Macht war doch zu gering, Verstärkung an Geschütz konnte er nicht mehr bekommen, französische Regimenter rückten aus Flandern an, so mußte er sich denn zum Rückzuge entschließen. Derselbe begann Mitte Jänner 1747; bei Cannes bot Browne dem nachrückenden Belleisle eine Schlacht an, die dieser aber nicht annahm. Am 3. Februar gingen die Oesterreicher ohne erhebliche Verluste über den Var zurück. Einen Theil seiner Truppen legte Browne in die Grafschaft Nizza in Winterquartiere, er selber ging über den Col di Tenda in die Lombardie. So erwies sich denn der Plan auf Toulon als verfehlt, Neapel war damit aufgegeben, mit dem Aufstande in Genua war die Machtstellung im oberen Italien von neuem in Frage gestellt.

Maria Thereſia war durch die Vorgänge in Genua ſchmerzlich berührt: der Schimpf, der ihren Truppen angethan ſei, müſſe gerächt werden; ſie tadelte Bottas Benehmen als ein kraftloſes, ſie befahl ihm, wieder vorzurücken und die Republik wie ein erobertes Land zu behandeln oder den Befehl niederzulegen, wenn er keinen Muth dazu habe. Im Januar 1747 rückten die Oeſterreicher von allen Seiten wieder gegen Genua vor. Es war jedoch ſchwierig Vorräthe anzuhäufen und das ſchwere Geſchütz fortzubringen. Zwei Mittel gab es, Genua zu bezwingen: man mußte es entweder vollſtändig zu Land und zur See umſchließen und aushungern, oder aber im raſchen Angriff mit ſtürmender Hand nehmen. Das Erſtere war aber nicht möglich, denn die Engländer hüteten das Meer ſehr läſſig; Lebensmittel, Geld und Mannſchaft kamen auf Schiffen aus Frankreich. Am leichteſten wäre wohl Genua mit ſtürmender Hand genommen worden, wenn man ſchnell genug Geſchütz hätte herbeiſchaffen können und wenn Schulenburg, der an Bottas Stelle das Commando übernahm, entſchloſſener geweſen wäre; denn in der Stadt herrſchte nach der erſten Aufregung des Aufſtandes große Entmuthigung, man fühlte, wie ſehr man ſich gegen Maria Thereſia vergangen, Adel und Volk waren uneinig, bewaffnete Banden plünderten unter dem Vorwande, Oeſterreicher zu ſuchen, die Häuſer. Einmal wollte das Volk ſchon den Regierungspalaſt angreifen, als ein beliebter Edelmann, Lomellino, ſich vor die Mündung der Kanonen ſtellte und durch die Mahnung, lieber wolle er ſterben als die Schrecken des Bürgerkrieges erleben, die Maſſen beſchwichtigte. Nun rüſtete man wieder gegen den gemeinſamen Feind, alles trat unter Waffen, die einzelnen Pfarreien bildeten Bataillone, auch die Bauern der Riviera wurden eingereiht, der Adel ſtellte die Führer, gab ſein Silber, die Damen opferten ihren Schmuck,

zugleich suchte man Hilfe im Auslande. In London wurden die Genuesen abgewiesen, in Versailles erhört; Frankreich sandte 80 Schiffe mit Lebensmitteln, Geschütz und Mannschaft. Bald kam der Herzog von Boufflers mit vielen Officieren, mit 250.000 Francs Hilfsgeldern und der glänzenden Verheißung, daß jeden Monat eine gleiche Summe ankommen werde. Boufflers vermittelte den Frieden zwischen Adel und Volk.

Im April 1747 rückten die Oesterreicher heran. Nach dem Kriegsplane, den Browne in Turin entwarf, sollte Genua erobert, in die Provence eingedrungen, zwischen Cuneo, Susa und Ivrea die vereinte Hauptmacht aufgestellt und dann ein Schlag gegen die obere Provence versucht werden. Leider kam die Mannschaft zu spät an. Das Unternehmen auf Genua mißlang, obschon die Oesterreicher überall, wo ihnen Franzosen und Genuesen entgegen traten, siegten. Auszuhungern vermochte man die Stadt nicht; man griff sie vom Polcevera-Thal und Bisagno aus an, am 13. Juni konnten die Oesterreicher bis in die Stadt kommen, wenn nicht Regen und Nebel das weitere Vordringen hinderten. Am 4. Juli wurde die Belagerung übereilt aufgehoben, weil man hörte, daß es den Sarden unter Leutrum schlecht gehe, und die schnelle Ankunft eines französischen Entsatzheeres fürchtete. Schulenburg wollte mit allen seinen Truppen zu den Sardiniern stoßen, Belleisle zurückwerfen und dann wieder vor Genua rücken.

Belleisle hatte nämlich die Offensive wieder ergriffen und gedachte mit seinem Bruder, dem Generallieutenant Belleisle, in Piemont einzubrechen, während die Spanier entlang der Küste in die Lombardie eindringen sollten. Aber auch der französische Plan auf Piemont mißlang, Generallieutenant Belleisle zog von Briancon in das Thal von Oulx und wollte den Paß von Exilles erzwingen. Am 19. Juli erschien er vor den

Verschanzungen von Col d'Assiette, die von Oesterreichern und Piemontesen vertheidiget waren. Diese Truppen hatten kein Geschütz und die Brustwehren waren schwach, aber die Zugänge steil. Ein Hagel von Kugeln und Rollsteinen empfing die Franzosen, vier Angriffe wurden zurückgeschlagen; als Belleisle beim fünften Angriffe schon die Fahne auf dem Walle aufpflanzen wollte, fiel er von einer Kugel tödtlich getroffen zusammen. Das entmuthigte; die Franzosen kehrten um, sie ließen 4000 Todte und Verwundete auf dem Platze, die Vertheidiger nur 200. Der Marschall Belleisle mußte nun seinen Plan auf Piemont aufgeben, er gedachte sich Minas anzuschließen und gen Savona vorzurücken; allein der Spanier erklärte, es sei jetzt zu spät, und so beschränkte sich Belleisle auf die Vertheidigung Nizzas. Man konnte den vereinten Spaniern und Franzosen Ventimiglia nicht mehr entreißen.

Maria Theresia wollte immer noch Genua bezwungen wissen; Browne aber hatte für dieses Jahr wenig Hoffnung mehr, da der König von Sardinien nicht recht helfen wollte. Browne meldete der Kaiserin, in Genua seien jetzt 32 Bataillone Spanier und Franzosen, und der englische Admiral habe erklärt, er müsse in einem Hafen Schutz suchen, und könne das offene Meer nicht mehr halten, darum das Einlaufen französischer Transportschiffe auch nicht mehr verhindern. So kam es in Italien zu kleinen Gefechten, aber zu keinen Hauptschlägen mehr, diese erfolgten in den Niederlanden.

38.

Der Kampf in den Niederlanden 1746 und 1747.

Am 30. Jänner 1746 überraschte der Marschall von Sachsen die Hauptstadt Brüssel, deren Werke sehr ausgedehnt

und so schlecht waren, daß man an mehreren Stellen durch den Graben reiten konnte. An eine ernstliche Vertheidigung gegen ein großes französisches Belagerungsheer war darum nicht zu denken, man hätte deshalb die Stadt verlassen und die Besatzung retten sollen; aber man wußte nicht recht, was man wollte. Graf Kaunitz, damals Civilgouverneur in Brüssel, später der gefeierte Minister, sah den Fehler klar ein und wollte die Stadt übergeben gegen freien Abzug; Moriz aber erklärte, die Verbündeten hätten einen Fehler gemacht durch die starke Besetzung von Brüssel und er müsse aus diesem Fehler Nutzen ziehen; am 20. Februar mußte die Besatzung, 7000 Mann, sich kriegsgefangen ergeben. Waldeck zog die Verbündeten zusammen und stellte sich hinter der Dyle auf. Im März traf ein Corps Oesterreicher unter Feldmarschall-Lieutenant Grünne ein; die Oesterreicher waren jetzt in den Niederlanden 17.000 Mann stark, die Holländer und Engländer 50.000, die Franzosen aber 124.000 Mann. Graf Batthyány übernahm den Oberbefehl; er konnte natürlich nur auf Vertheidigung denken, er zog darum sein Heer bei Löwen zusammen und verstärkte die Besatzung des wichtigen Antwerpen.

Auf diese Festung hatten es die Franzosen, bei denen am 4. Mai der König wieder eintraf, abgesehen. Conti sollte die Stadt belagern, der Marschall von Sachsen im freien Felde operiren. Die Franzosen überschritten die Dyle, die Verbündeten stellten sich hinter der Nethe auf, und zogen sich, als der Marschall diese Stellung umgehen und ihnen den Rückzug abschneiden wollte, bis in die Nähe von Breda zurück; denn man mußte Holland decken, sonst schloß dieses, mit Frankreich schon in Unterhandlung, einen besonderen Frieden ab. Bei Terheyde bezogen die Verbündeten eine schwer angreifbare Stellung und wollten hier Verstärkung aus England und Deutschland abwarten.

Antwerpen konnten sie nicht retten; bald waren hier die Geschütze unbrauchbar gemacht, die Brustwehren zerstört und ein Wallbruch gebildet; die Belagerten vertheidigten sich zuletzt nur mehr mit Flintenschüssen und Steinwürfen. Am 1. Juni wurde capitulirt; die Franzosen wollten durchaus die Besatzung kriegsgefangen machen; diese aber erklärte, daß sie sich eher bis auf den letzten Mann wehren wolle. Sie zog nun mit kriegerischen Ehren ab; am 4. Juni hielt der König seinen Einzug, am 10. kehrte er als Sieger nach Versailles zurück. Der Fall Antwerpens, der Rückzug der Verbündeten erschreckte die Holländer derart, daß sie dem Franzosenkönige Toscana für Don Philipp gegen den Frieden anboten; dieser aber wies den Antrag stolz zurück und befahl seinen Generalen, die Eroberung Belgiens zu vollenden; und nun begann Conti die Belagerung von Mons, einer der stärksten Festungen.

Indeß war Fürst Lobkowitz mit 16.000 Mann Verstärkung gekommen; auch kehrten die Regimenter, welche den Aufstand in Schottland niedergeschlagen hatten, zurück; Karl von Lothringen übernahm den Oberbefehl über die Verbündeten, 76.000 dienstfähige Soldaten. Nachdem Mons am 11. Juli gefallen, wünschte Prinz Karl Charleroi, welche Stadt Conti belagerte, zu retten. Die Stadt ergab sich aber schon am 2. August, und so konnte man nur noch einen Rettungsversuch für Namur machen. Auch dieser mißlang; die Stadt ergab sich am 30. September. Mit überlegener Macht warf sich der Marschall den Verbündeten entgegen, um Mastricht zu nehmen. Bei Raucoux kam es am 11. October zu einer großen Schlacht, 111.000 Franzosen standen hier gegen 72.000 Verbündete; die Franzosen siegten, die Verbündeten verloren 4500 Mann, die Sieger 3000. Die Holländer hatten am meisten Leute eingebüßt. Der Sieg hatte für die Franzosen keine andere Folge, als daß die Verbündeten

nicht im Gebiete von Lüttich überwintern konnten. Maria Thereſia beſaß jetzt nur noch Maſtricht, Luxemburg und Limburg; die Geldnoth war ſo groß, daß die Officiere ſeit 19, die Mannſchaft ſeit 12 Monaten keine Gage mehr erhalten hatten, das Ausreißen nahm darum ſtark überhand.

Der Wunſch nach Frieden war allgemein, alle Staaten waren erſchöpft; deshalb begannen im October 1746 zu Breda Unterhandlungen zwiſchen Frankreich, Holland und England. Namentlich wünſchten die Holländer den Frieden wegen der ungeheuer anwachſenden Schuldenlaſt und weil das Volk Rettung aus der großen Gefahr nur in einer monarchiſchen Verfaſſung ſah. Als aber der engliſche Geſandte Lord Sandwich erklärte, daß Oeſterreich und Sardinien mit zu dem Congreſſe gezogen werden müßten, brachen die Franzoſen die Verhandlungen ab: in Aachen ſolle im nächſten Jahre ein Congreß zuſammenkommen, einſtweilen mögen aber die Waffen entſcheiden. Am 17. April 1747 ließ Ludwig XV. den Generalſtaaten erklären, weil ſie die Truppen ſeiner Gegner England und Oeſterreich unterſtützten, ſo ſehe ſich der König genöthigt, ſeine Armee in das Gebiet der Republik einrücken zu laſſen. Sobald ſie aufhöre, die Feinde Frankreichs zu unterſtützen, ſo werde der König die eroberten Plätze zurückſtellen. Und zu gleicher Zeit begann der Angriff auf Holland.

Dies hatte eine Veränderung der holländiſchen Verfaſſung zur Folge, eine Wiederholung des Staatsſtreiches von 1672. Das Haus Oranien hatte ſich bei der Befreiung der Niederlande insbeſondere hervorgethan und eine Art monarchiſcher Gewalt errungen, gegen welche jedoch die republikaniſche Partei immerdar ankämpfte. Als Wilhelm III. 1702 kinderlos ſtarb, wurde kein General-Statthalter mehr ernannt. Das Haupt des Zweiges Naſſau-Dietz, Wilhelm IV., ein Tochtermann Georgs II.,

war blos erblicher Statthalter von Friesland, und gewählter Statthalter von Geldern und Gröningen. Das Volk aber schrie jetzt über Verrath und meinte, nur ein Oranier könne die Republik wieder retten, wie 1672. Englisches Geld unterstützte die Bewegung, welche jedoch ruhiger verlief, als die von 1672. Die republikanische Regierung verlor schnell den Kopf und hing aus dem Schlosse im Haag die orangenfarbige Fahne als Zeichen ihrer Nachgiebigkeit zum Fenster hinaus; es war kein De Witte mehr da! Wilhelm IV. wurde zum Oberstatthalter, Admiral und Generalcapitän des Heeres ernannt. Im nächsten Jahre wurde diese Würde sogar für erblich erklärt, und so wurde diese Republik in eine Monarchie verwandelt. Die Hoffnung auf schnelle Rettung durch einen Oranier war eitel. Wilhelm IV. hatte nicht die Fähigkeiten Wilhelms III., überhaupt war das ganze Volk gesunken; der neue Statthalter zeigte Thatkraft in der Verwaltung, verstand aber vom Kriegführen blutwenig. Ueberdies vertrug er sich nicht mit dem Herzog von Cumberland, der jetzt an der Stelle des Prinzen Karl von Lothringen den Oberbefehl übernahm. Der englische Minister klagt: „Unsere beiden jungen Helden vertragen sich nicht gut; der unserige ist offen, freimüthig, bescheiden, der andere anmaßend, pedantisch, streitsüchtig und hartnäckig. In welcher Lage befinden wir uns? Wir müssen Gott um das Beste bitten; denn selbst für uns zu sorgen, vermögen wir nicht. Wir haben nichts zu thun, als die schwebenden Streitigkeiten zu schlichten und Zeit zu gewinnen". So war die Stimmung im englischen Ministerium.

Im April begannen die Franzosen den Angriff auf die holländischen Festungen. Links rückte Löwendahl vor, wie der Marschall von Sachsen, ein Ausländer; denn Frankreich lieferte bei der damaligen Einrichtung des Heeres keine großen Feldherrn mehr; am 17. April stand er vor dem Fort Ecluse.

„Was bedeutet dieſes Vorrücken?“ fragte deſſen Commandant, der Oberſt Lambrecht. „Ich will die Feſtung erobern und euch gefangen nehmen“, war Löwendahls Antwort. Und im erſten Schrecken ſteckt Lambrecht ſchon am 22. April die weiße Fahne aus und ergibt ſich mit 1680 Mann kriegsgefangen. Am 23. ergibt ſich Iſendyke, bald darauf Sas van Gent, und das mitten in Ueberſchwemmung gelegene, nur auf drei Dämmen zugängliche Fort Philippine ergibt ſich gleichfalls ſo ſchnell, daß die Franzoſen zu glauben beginnen, die Holländer ließen ſich abſichtlich gefangen nehmen. Die kleinen Veſten La Perle und Liefkenshoek leiſten faſt gar keinen Widerſtand; Hulſt erwartet nicht einmal die Eröffnung der Laufgräben, Axel desgleichen. In der Zeit vom 17. April bis 17. Mai, alſo in einem Monate, war das ganze holländiſche Flandern erobert.

Cumberland hatte indeß nichts gethan, als die trefflichen Rathſchläge Batthyánys in den Wind geſchlagen. Dieſer klagte mit Recht ſeiner Königin, daß alles übel eingeleitet und derart verdorben ſei, daß man vom Feldzuge nichts gutes erwarten könne. Jetzt wandte ſich Moriz von Sachſen (vom König zum maréchal général aller Armeen Frankreichs ernannt, ein Ehrentitel, der nur Turenne und Villars ertheilt worden war) gegen Maſtricht. Zwiſchen dem Fluſſe Demer und dieſer Feſtung ſtellten ſich ihm die Verbündeten entgegen. So kam es am 2. Juli 1747 zur Schlacht bei Laveld, ſo genannt, weil dieſes Dorf den Brennpunct der Schlacht bildete. So ſehr auch Cumberland durch Unentſchloſſenheit und Langſamkeit gefehlt hatte, ſo heldenmüthig zeigte er ſich in dieſer Schlacht. Um 11 Uhr begann der Hauptangriff auf das Dorf Laveld; er wurde dreimal unter furchtbaren Verluſten zurückgewieſen. Cumberland feuerte durch ſein Beiſpiel zur höchſten Tapferkeit an; zum vierten, zum fünften Male ließ der Marſchall von Sachſen auf Laveld losſtürmen; beim

sechsten Angriff wurde das Dorf ganz genommen. Die Oesterreicher hatten auf dem rechten Flügel eine so vortreffliche Stellung, daß sie fast gar nichts zu thun bekamen. „Das Bedauerliche an unserer Aufstellung war", so schrieb der Herzog von Cumberland über die Schlacht, „daß unser rechter Flügel so fest gesichert war, daß er weder angegriffen werden, noch in die Schlacht eingreifen konnte, denn sonst würde Feldmarschall Batthyány, wie ich überzeugt bin, alles gethan haben, die Franzosen zurückzuwerfen oder anzugreifen". Konnten auf solche Weise die Oesterreicher an der Schlacht so gut als keinen Antheil nehmen, so thaten sie dafür alles, um den Rückzug der Engländer und Holländer zu decken. Die Verbündeten verloren in dieser entsetzlichen Schlacht 6000, die Franzosen 8000 Mann vom Fußvolk und 1000 Reiter, wie der Marschall von Sachsen selbst gestand. Der Sieger erreichte seinen Zweck nicht; er konnte Angesichts der bei Mastricht aufgestellten Gegner diesen Ort nicht belagern. Um wenigstens eine Frucht der Blutarbeit zu haben, ließ Moriz Bergen op Zoom angreifen. Diese Festung, ein Meisterwerk Coehorns, war, wenn umsichtig und tapfer vertheidigt, kaum einzunehmen; denn man konnte ihr nicht die Verbindung mit der See abschneiden, also nicht verhindern, daß stets frische Truppen die ermüdeten ablösten und Lebensmittel hineinkamen. Der Commandant Cronstrom war aber schon 86 Jahre alt, und so gelang es den Franzosen, nachdem sie schon 7000 Mann vor der Veste verloren hatten, sie in der Frühe am 16. September durch einen verwegenen Sturmversuch zu erobern. Sie besudelten aber diese glänzende Waffenthat durch Mord und Plünderung, die entfesselten Soldaten waren kaum zu zügeln. Löwendahl wurde für diese kühne That zum Marschall von Frankreich ernannt.

Schon nahte das neunte Jahr des Krieges und doch war die Sehnsucht nach dem Frieden so groß. Das englische Volk

fühlte sich durch die Höhe der Auflagen schwer bedrückt und sah voll Unmuth jedes Jahr große Summen für die Armee oder als Hilfsgelder an die Verbündeten nach dem Festlande wandern. Das englische Ministerium wünschte den Frieden und entriß dem Könige die Vollmacht, ihn unter gewissen Bedingungen abzuschließen. König Georg II. und der Herzog von Cumberland wünschten aber den Krieg; jener, um Land, dieser, um Ruhm zu erwerben. In Frankreich ging man einem Staatsbankerott immer mehr entgegen, die Noth und die Entvölkerung nahm entsetzlich überhand, der Kriegsminister erklärte, er bringe keine neue Armee auf, der Finanzminister, er wisse nicht, wie Geld zu bekommen; der Intendant von Guienne schrieb, die Bevölkerung seiner Landschaft sei auf dem Puncte, Hungers zu sterben. 1200 Millionen hatte der bisherige Versuch, Oesterreich zu zertrümmern, Frankreich gekostet und noch immer stand Maria Theresia fest. In der letzten Schlacht war der englische Reitergeneral Ligonier gefangen genommen worden. Diesen sandte nun Moriz von Sachsen mit Friedensvorschlägen zurück.

Der Marschall sagte, der König liebe den Krieg nicht, die Nation hasse ihn jetzt, er selber wünsche auch keine Fortsetzung desselben, denn er habe jetzt Ehre und Ruhm genug; treffe ihn aber ein Unglück, so könne ihn beim Hasse der Franzosen gegen die Ausländer nicht einmal der König schützen. Die Hauptfrage aber war, unter welchen Bedingungen die Franzosen Flandern räumten, und hier gab der französische Feldherr die den Engländern so willkommene Erklärung: der König von Frankreich fordert für sich nichts, er will Flandern zurückgeben mit Ausnahme von Furnes, welches er behalten will, wenn die Engländer auf der gänzlichen Schleifung von Dünkirchen bestehen. Der König begnügt sich mit der Rückgabe von Cap Breton. Diese wichtige Veste war nämlich von den Engländern den

Franzoſen in Amerika entriſſen worden. In Amerika und Oſtindien, zu Land und zur See bekämpften ſich nämlich damals Frankreich und England, und der blutige Gürtel des Krieges, der um Oeſterreich entſtand, ſchlang ſich nach und nach um den ganzen Erdkreis. Hinſichtlich Italiens verlange Frankreich, daß die Republik Genua in ihrem früheren Beſtande fortdauere und daß der Herzog von Modena wieder in ſein Land eingeſetzt werde. Weiter verlange Frankreichs Ehre, daß Spanien in den Frieden mit eingeſchloſſen werde. Das engliſche Miniſterium hieß dieſe Botſchaft willkommen, nicht aber der Hof. Der König und Cumberland ſuchten die Unterhandlung in der Hand zu behalten, das Miniſterium hingegen ſie ihnen zu entwinden. So entſpann ſich ein Gewebe von Intriguen; der engliſche Miniſter hatte mit dem franzöſiſchen Miniſter des Aeußeren eine geheime Zuſammenkunft.

Der König aber genehmigte den Kriegsplan, den Feldmarſchall Batthyány für das nächſte Jahr entwarf. Darnach wollte man mit 186.000 Mann in den Niederlanden den Krieg führen, 40.000 Mann ſollten von Breda, 80.000 von Maſtricht und 40.000 von Luxemburg aus ſich in Bewegung ſetzen. England und Holland nahmen 35.000 Ruſſen in Sold, die unter Repnin durch Polen nach Böhmen und von da an den Rhein zogen. In Italien ſollte Oeſterreich mit 60.000, Sardinien mit 30.000 Mann den Kampf wieder aufnehmen, jenes 400.000, dieſes 300.000 Pfund Hilfsgelder beziehen.

Der Plan war großartig, doch kommt man bei näherer Betrachtung deſſen, was man eigentlich that, faſt auf die Vermuthung, es ſei viel Lärm gemacht worden, um einzuſchüchtern. Batthyány klagte der Kaiſerin, daß man nicht die mindeſten Anordnungen für den Feldzug getroffen habe, daß Breda und Maſtricht in ſo ſchlechtem Stande ſeien, daß ſie einem Angriffe nur kurze Zeit widerſtehen könnten.

39.

Maria Thereſia und ihr Hof.

Genug des Schlachtendonners und der Ströme von Blut! Der Krieg iſt Gottlob am Verenden. Die Heere haben die Winterquartiere bezogen, die Diplomaten ſitzen am grünen Tiſch und feilſchen um den Frieden. Wenden wir uns nach dem Dogenpalaſt in Venedig, dem ſtolzeſten und ſchönſten Bau der wunderbaren Stadt, von deren einſtiger Größe heute noch die Steine reden, und hören wir dort zwei Berichte über die große Kaiſerin und das Treiben an ihrem Hofe an!

Die Republik hatte gewandte Staatsmänner und geiſtreiche Berichterſtatter in ihrem Dienſte zu einer Zeit, da die Diplomatie im übrigen Europa noch in den Kinderſchuhen ging. Die Berichte ihrer Geſandten — und nach einem Geſetz von 1268 mußte jeder Geſandte Bericht erſtatten — an den verſchiedenen Höfen über einflußreiche Perſonen und Ereigniſſe ſind großentheils noch vorhanden und rühmliche Zeugen für die ſcharfe Beobachtungsgabe ihrer Verfaſſer. Dieſe Berichte wurden im Senate vorgeleſen, die Zuhörer waren Staatsmänner, die oft am gleichen Hofe als Geſandte gewirkt hatten und jetzt über die Wahrhaftigkeit des Berichterſtatters zu Gericht ſaßen. Der Inhalt blieb Geheimniß der Behörde, für die Öffentlichkeit war er nicht beſtimmt, Schmeichelei daher ausgeſchloſſen. Die Regierung wollte genau Perſonen und Verhältniſſe kennen, um darnach ihre Politik einzurichten. Die Sprache iſt daher ſcharf, oft wie ein zweiſchneidiges Schwert.

Auch über Maria Thereſia und ihren Hof ſind aus der Zeit, mit der wir uns befaſſen, zwei ſolche Berichte vorhanden. Der eine iſt 1744 erſtattet von Pietro Andrea Capello,

welcher 1740 — 1744 in Wien Gesandter war; der andere, von Marco Contarini, der 1744—1746 diesen Posten bekleidete, 1746 im Rath der Pregadi vorgelesen worden. Wir heben einige Stellen daraus hervor, um zu sehen, wie das Bild Maria Theresias in den feinen italienischen Geistern sich spiegelt, nachdem wir früher (S. 147—154) sahen, wie ein Berliner Diplomat sich über sie äußern muß.

„Ich schließe meine Berichte", so äußerte sich Capello, „mit einer Darstellung des Systems der Regierung. Ihre Form ist noch dieselbe, wie unter Karl VI., es sind noch dieselben Behörden, denen die Leitung der einzelnen Provinzen anvertraut ist; aber sie haben weder die frühere Autorität noch den früheren Einfluß auf die Entschließungen der Herrscherin. Ihre Majestät will von allen ihre Ansicht sowohl als die alten Gesetze und Gebräuche wissen; doch auf diese Angaben hin bezieht und entscheidet sie sich nicht allein. Sie ist begabt mit Talenten und Vorzügen, daß man sie zur Herrscherin von Österreich küren würde, wenn man unter allen Frauen der Welt zu wählen hätte. In der That ist die Ansicht allgemein verbreitet, daß nur ihre Seelengröße den Thron gerettet hat, indem sie die Liebe ihrer Unterthanen errang und das ersetzte, was ihrem Ministerium mangelte. Daß sie alle diese Eigenschaften besaß, wird immerdar als ein Wunder der Vorsehung gelten müssen, welche der Herrscherin gerade die Gaben verlieh, die nöthig waren, um allen Schwierigkeiten zu begegnen und über alle Bedrängnisse Österreichs zu siegen. Die Umstände, unter welchen die Königin zur Krone gelangte, verliehen den ausgezeichneten Eigenschaften ihrer großen Seele noch höheren Glanz und ließen sie noch bewunderungswürdiger erscheinen. Wenn sie auch in der Geschichte, in den Sprachen gründlich gebildet, in den wahren Ideen der Klugheit, der Milde, der Liebe zu

ihren Unterthanen erzogen worden war, so besaß sie doch nicht einmal die Anfangsgründe in der Kenntniß der Staatsgeschäfte, so daß niemand ahnen konnte, sie würde je im Stande sein, deren Last so leicht zu ertragen. Aber schon in den ersten Tagen ihrer Regierung bewies sie, daß der Scharfblick und das richtige Urtheil in jeder noch so verwickelten und schwierigen Frage und dabei der unermüdliche, beharrliche Fleiß dem unverschuldeten Mangel an Kenntniß und Erfahrung abhelfen würden, welche letztere Eigenschaften sie in der That in der kurzen Zeit von nur wenig Monaten durch Geisteskraft und rege Thätigkeit sich zu erwerben wußte".

„Die Pflichten der Krone und vielleicht manches Beispiel aus früheren Jahren belehrten sie, daß die Monarchen selber die Last der Regierung tragen müssen, indem sie sich ihrer Minister als Werkzeuge, nicht aber als Schiedsrichter in den Angelegenheiten des Staates bedienen sollen. Deshalb legte sich Ihre Majestät die Pflicht auf, regelmäßig bei den Sitzungen ihrer Minister selber zu erscheinen, alle Depeschen, alle Sitzungsprotocolle selber zu lesen und die Vorstellungen auch des Geringsten ihrer Unterthanen selbst zu hören und zu prüfen, und gab dabei zu erkennen, daß sie bei allen Fragen wunderbarer Weise den wahren Grund und den Kern der Sache herauszufinden wisse. Ueberdies pflegt sie die Minister in einer gewissen Abhängigkeit zu halten, indem sie nie in ihre Anträge einwilligt, ohne sie vorher von anderen ihnen unbekannten Männern prüfen zu lassen. Jeder Minister muß Entdeckung fürchten, wenn er sich als parteiisch oder als schlecht unterrichtet zeigen sollte. Dann schreibt sie selber die Gegenstände der Berathung vor, deren Hauptpuncte zu Protocoll genommen werden, und bewunderungswürdig sind die Ausdrücke, in denen sie ihren Willen in allen Sprachen und in den schwierigsten und verwickeltsten

Angelegenheiten ausdrückt, und ganz einzig ist die Gabe, mit der sie die Befähigung ihrer Unterthanen, welche mit ihr in Berührung kommen oder die sie auf die Probe stellt, herauszufinden weiß, so daß sie je nach ihren Eigenschaften sich entweder ihrer bedient oder sie von ihrem Vertrauen ausschließt. In gleicher Weise verfährt sie mit den Conferenz-Ministern selber, indem sie den Beschluß verschiebt, bis die Gegenstände von ihr geprüft oder mit Anderen berathen sind und sie sich mit voller Sicherheit entscheiden kann; daher es oft geschieht, daß die Königin sich anders entscheidet, als während der Conferenz. Durch diese Methode hält sie nicht blos die ersten Minister in einer gewissen Abhängigkeit, sondern erleichtert sich über alle Behörden die Ausübung absoluter Autorität, welche jeder Herrscher mit gerechter und kluger Eifersucht sich wahren sollte."

„Die häufigen Anlässe, wo ich bei ihr Audienz hatte oder in Gesellschaft mit ihr zusammen war, haben mir in einem fort Beweise an die Hand gegeben, daß in der Königin alle jene Gaben vereinigt sind, welche den Fürsten Ruhm und den berühmtesten Staatsmännern Europas und der Geschichte selber Ehre verleihen. Nie erschrickt sie vor der Masse der Geschäfte, nie wird sie müde, nie redet sie von der Schwierigkeit einer Arbeit, sie erträgt die Last und sie will nicht blos alle Umstände hören und lesen, sondern es gibt auch kein Beispiel, in welchem sie vom Hauptgrund und Kern einer noch so verwickelten Sache abging. Schnell gefaßt und glücklichen Gedächtnisses braucht sie Vergleiche und so richtige Bilder, daß man sie nie überraschen, nie auf Widersprüchen ertappen kann, daß sie nie die Grundanschauung zu verändern braucht, die sie einmal für richtig hält und nach der sie die Geschäfte behandelt."

„Sollte ich jedoch den erhabenen Charakter dieser Fürstin schildern, so müßte ich mich über die ganze Reihe der merkwürdigen Thaten ihrer Regierung ausbreiten, und hätte in jeder neue Beweise aller Haupteigenschaften jedes anderen großen Monarchen zu betonen. Die Demuth und das Mißtrauen gegen sich selbst macht hievon eine Ausnahme, die sind meist nicht Sache großer Fürsten; doch hat der Ausgang und die Erfahrung bewiesen, daß sie auch den gewiegtesten ihrer Minister überlegen war. Diese hohen Gaben glänzen in der Bewährung und in der Eintheilung ihres Lebens um so mehr, als sie ein Gegengewicht in ihren Tugenden haben; keine hindert die andere und in gleichem Grade strahlen ihre Frömmigkeit, ihre Gerechtigkeit, ihre Milde und ihre gewissenhafte Erfüllung der Pflichten der Religion und der Herrschaft. Sie sind die Grundlagen, auf die sich die vollendetste Resignation nnd die unbeugsamste Standhaftigkeit stützt, mit der sie in stetem Gleichmuth die bittersten Heimsuchungen des Unglücks wie die glücklichsten Ereignisse zu ertragen vermochte; sie scheint nur für das Mißgeschick oder das Unglück ihrer Unterthanen empfindlich zu sein."

„Sehr früh wach, beginnt sie die Tagesarbeit am Morgen und vertheilt ihre Zeit zwischen den Uebungen der Andacht, der Pflege des Rechtes und der Verwaltung des Reiches derart, daß sie auch Zeit läßt zu angemessener Zerstreuung, um sich aufzufrischen und angenehm zu erholen. Obschon das Reiten ihr großes Vergnügen macht, so mäßigte sie sich doch darin, als man es ihr als gefährlich schilderte, und obschon sie Spaziergänge in den Gärten und Spiel in den Abendgesellschaften eingeführt hat, so verwendet sie doch nur wenig Zeit darauf, indem sie solche Zerstreuungen durch Besprechungen mit ihren Ministern, durch Audienzen ihrer Unterthanen unterbricht. Man darf deshalb nicht darüber staunen, wenn es in Oesterreich keinen Unterthan

gibt, der sich nicht für eine so große Herrscherin mit Freuden opfern würde, und daß jeder Ausländer, selbst wenn er ihr Feind wäre, von ihren herrlichen Eigenschaften hingerissen wird, sobald er in ihre Nähe kommt."

„Unter den vielen Vorzügen, die ich schildern könnte, verdient jedoch einer vorzugsweise die Beachtung anderer Fürsten und selbst der Unterthanen, weil er die Grundlage ist, auf welcher Ihre Majestät das Gebäude ihrer Thaten aufführt. Sie läßt nämlich nie die Wahrheit und Gerechtigkeit in den Geschäften und die Ehrenhaftigkeit der Minister oder des Verfahrens bei denselben außer Acht. Daher kommt es, daß, wenn sie einmal ihre Ueberzeugung gefaßt hat, sie schnell bereit zum Entschlusse ist; mißtraut sie aber in irgend etwas, so schneidet sie die Berathung ab, entfernt sich und läßt sich um keinen Preis zu einer Nachgiebigkeit herbei. In drei Jahren weiß ich von keinem Beschlusse, von dem die Königin nicht genaue Kenntniß in vorhinein hatte. Doch ist die Königin auch darauf bedacht, das Ansehen der Minister zu erhalten und faßt selten einen Entschluß, ohne sie gehört zu haben."

„Wie sehr der Großherzog Franz Stephan von der Königin geliebt wird, weiß ganz Europa. Seine kaiserliche Hoheit wird gepriesen wegen seines Scharfblickes in Geschäften, wegen seines Fleißes in der Arbeit; doch weil die Befehle von seiner Gemahlin ausgehen, so fällt auch der Ruhm auf sie. In der Regierung seines Großherzogthums sieht er eifrig auf das Wohl seines Volkes, namentlich auf die Uebung der Gerechtigkeit. Dieser Fürst galt immer für den glücklichsten unter den Fürsten Europas, weil zum Gemahl der Erbin einer so großen Monarchie erkoren."

„Sein Bruder ist Prinz Karl von Lothringen, von dem selber der Kaiser die gerechte Hoffnung hegte, daß in

ihm die glänzenden und ruhmvollen Gaben seiner Vorfahren, die von den Türken und Franzosen so sehr geachtet und gefürchtet wurden, wieder aufleben würden. Mit Eifer verlegte er sich auf das Studium der Geschichte, der Befestigungskunst, der Mathematik, die er nebst der Mechanik betreibt, und hat deutliche Beweise seiner Neigung und seiner Talente gegeben, weshalb auch die Königin, mehr den Werth seiner Person als den Glanz seiner Geburt beachtend, ihn über die Generale ihrer Armee gesetzt hat, ohne Rücksicht auf sein Alter. Er übertraf ihre Erwartungen, und es ist keine Kriegsthat in den beiden letzten Feldzügen, in welcher er sich nicht als ein kluger vorsichtiger unermüdlicher Befehlshaber Ruhm erwarb. Mit diesen Vorzügen verbindet sich eine solche Anmuth des Benehmens, eine solche Regsamkeit des Talentes, so viel Liebe und Sorgfalt für die Soldaten, daß jeder leicht erkennt, wie sehr er die allgemeine Achtung und Liebe erworben hat. Die Freundlichkeit am Hofe, die Artigkeit gegen alle, die ihm nahe kommen, haben ihm die Gemüther gewonnen; darum dienen die Soldaten mit Eifer und Zuversicht in jeder Gefahr, wenn sie wissen, daß er befehligt, und sind alle Anderen bestrebt, in Ehre und Verehrung sich seine Zuneigung zu erwerben. Er nimmt übrigens nur Antheil an Berathungen über Kriegswesen oder wenn er zu außerordentlichen Verhandlungen eingeladen wird."

„Von den Ministern hat der Graf Uhlefeld jetzt die Stelle des Grafen Sinzendorf; er war hochgeschätzt in den schweren Verhandlungen mit Holland und neulich bei der Pforte. Die Methode und die Genauigkeit, mit der er die Geschäfte behandelt, erleichterten ihm die Ausführung derselben, worin sein besonderer Fleiß und seine eigenthümliche Ausbildung ihm zu statten kommen. Auch heute, wo er an der Spitze der schwierigsten politischen Geschäfte der Monarchie steht, beweist er dieselbe

Sorgfalt und denſelben Eifer. Der Graf Kinsky, Kanzler von Böhmen, iſt einer der Miniſter, der ſich mehr als jeder andere Mühe gibt, ſich zu unterrichten, und der in den Angelegenheiten des Reiches ſehr bewandert iſt. Viel gelobt wird die Wahl des Grafen Friedrich Harrach, welchen Kenntniß, Scharfſinn und richtiges Urtheil in jeglichem Geſchäfte zieren. Die Königin wollte auch den Grafen Manuel Tellez de Sylva-Tarouca, Sohn des verſtorbenen Geſandten von Portugal, zum Präſidenten des Rathes von Flandern machen und in der That verdiente ſein Talent dieſen Vorzug; auch betrachtet man es als einen Beweis ſeines Verdienſtes, daß er die Annahme eines Poſtens in der Miniſterconferenz verweigert hat. Es geht das Gerede, daß die Königin ihn in jeder wichtigen Angelegenheit insgeheim berath und daß er von allen Angelegenheiten Kenntniß hat."

Maria Contarini ſagt von Maria Thereſia: „Es iſt immerdar ſchwierig, das Bild von Fürſten zu zeichnen, doch das iſt nicht der Fall bei der Kaiſerin-Königin, weil, wenn man nicht die Vorzüge leugnen will, welche ihr mit ſo viel Recht zukommen, alle Tugenden, die ſie umſtrahlen, einen reichen Stoff zu einer wahrhaften Schilderung geben. Sie beſitzt zunächſt die beſondere Gabe eines immerdar richtigen und ſehr empfänglichen Geiſtes, ſie iſt in der That Feindin jeder Schmeichelei und beſtrebt, ſich jeden zu verpflichten, der ſich ihr vorſtellt. Aus der Schnellkraft ihres Geiſtes im Erkennen der Dinge auf den erſten Blick, im Unterſcheiden auch der zweifelhafteſten Sachen, die vorkommen können, entſpringt eine ſichere Entſchließung voll Billigkeit und Gerechtigkeit."

„Darüber muß man ſich umſomehr verwundern, als bekannt iſt, daß der Kaiſer Karl ſie in die Regierungsgeſchäfte nicht einweihen wollte, weil er darin eine Vorbedeutung geſehen hätte,

daß er keinen Erzherzog als Nachfolger bekommen würde. Ihre Grundstimmung ist eine tiefe Frömmigkeit, in der sie sich nie durch andere Beschäftigungen stören läßt. Unterhaltungen des Hofes haben bei ihr den letzten Platz, bei welchen sie doch immer heiter und mit fröhlichem Antlitz erscheint. Im Glücke und Unglücke besitzt sie eine so wunderbare Unerschütterlichkeit, daß man sie an einem Manne hochschätzen würde. Bei jeglichem Ereignisse bewährt sie den äußersten Gleichmuth, obschon sie innerlich alles erfaßt und durchfühlt, und noch mehr beweist sie eine unbedingte Verschwiegenheit, die folgerichtig sich den Ministern mittheilt, weßhalb Enthüllungen oder Entdeckungen sehr selten und schwierig sind. Die erste und einzige Leidenschaft bei ihr war, daß sie ihren Gemahl sich nicht gleich an Rang sah; deshalb stimmten alle im Glauben überein, daß sie, obschon sie den Frieden sehnlichst wünschte, doch nie in denselben eingewilligt hätte, wenn nicht darin ihrem Gemahl dieser Zuwachs von Titeln und Würden, wie es später geschah, zu Theil geworden wäre. Sie achtet und würdigt die Freundschaft anderer Fürsten aus Grundsatz der Klugheit, aber noch viel mehr aus gutem Herzen, das für das Wohl Anderer besorgt ist."

Mit Wärme spricht sich der Gesandte über das Familienleben im kaiserlichen Hause aus. „In dem Augenblicke meiner Abreise", sagt er, „befanden sich nur ein Erzherzog und drei Prinzessinen am Leben. Die glücklichen Anlagen und die Lebendigkeit dieser königlichen Nachkommenschaft können nicht genug gerühmt werden; und was insbesondere den Erzherzog Joseph betrifft, so gibt er die vortheilhaftesten Anzeichen, daß er dereinst ein Fürst von vielem Geist und eine Zierde in der Wissenschaft, in den Waffen, in den Sprachen sein wird. Es entspricht dies dem eigenthümlichen Erziehungssysteme, das als Grundsatz der ererbten Etikette im Hause Oesterreich beachtet wird, und welches nach

Maß des Standes und Vermögens von allen Familien in Wien und Deutschland angenommen wird, so daß die besten Wirkungen für den Dienst des Staates, für die Ehre der Städte und für den bürgerlichen Verkehr entstehen". Mit diesem Urtheile des venetianischen Gesandten fällt auch das Göthes zusammen, der in seinem väterlichen Hause zu Frankfurt oft erzählen hörte, „Maria Theresia sei über die Maßen schön", und über das innige Familienleben im Hause der großen Kaiserin die Bemerkung macht: „Da die Großen auch einmal Menschen sind, so denkt sie der Bürger, wenn er sie lieben will, als seines Gleichen; und das kann er am füglichsten, wenn er sie als liebende Gatten, als zärtliche Eltern, als anhängliche Geschwister, als treue Freunde sich vorstellen darf".

Noch spricht Capello einen edlen Grundsatz des politischen Systems Maria Theresias aus: „Ich habe sie oft den bewunderungswerthen Grundsatz aussprechen hören, daß sie viel eher bereit wäre, Krone und Leben zu verlieren, als sich durch Aufopferung von schuldlosen Fürsten oder durch irgend eine Verletzung des Rechtes zu retten. Aber mit der Zeit haben sie die Engländer so zu sagen zur Nachgiebigkeit gezwungen, indem sie ihr drohten, sie im Stiche zu lassen; jedoch hätte sie auch da noch Widerstand geleistet, wenn die Engländer nicht Auskunftsmittel gefunden hätten, ihr Gewissen zu beschwichtigen".

Noch sei mit wenigen Worten eines der schönsten Züge in Maria Theresias Charakter gedacht. Von dem Grafen Sylva Tarouca ahnte, wie wir gesehen haben, Capello, daß er großen Einfluß auf die Entschlüsse der Kaiserin habe. Der Graf war beim Tode Karls VI. ältester Rath in der niederländischen Kanzlei in Wien und stand im besonderen Vertrauen sowohl des Kaisers, als auch der Kaiserin-Mutter. Er war nicht blos ein einsichtsvoller besonnener Mann, sondern er hatte auch den Muth, die Wahrheit zu sagen. Er klagte die Regierung Karls VI.

der Langsamkeit und Unentschlossenheit an; er hatte eine klare Einsicht in die Gefährlichkeit der Lage, als Maria Theresia die Regierung antrat, und ihr Talent, ihr Muth, ihre Beharrlichkeit waren seine einzige Hoffnung. Maria Theresia ernannte ihn nicht blos zum Präsidenten ihres obersten niederländischen Rathes, sondern sie verlieh ihm insgeheim eine ganz einzige Stellung, zu der nur eine Fürstin sich entschließen konnte, die so innig das Wohl ihrer Unterthanen anstrebte, und die eine so tiefe Ueberzeugung von ihrer Pflicht als Herrscherin hatte. Sie befahl ihm, täglich bei ihr zu erscheinen, nicht blos, um über Dienstsachen Vortrag zu halten, ihr in Angelegenheiten ihrer Familie zu rathen, sondern ihr gleich einer einfachen Privatperson ihre Fehler zu sagen und die Mängel ihres Charakters ihr offen mitzutheilen! Tarouca schreibt in einem Briefe, daß sie mit der Geduld einer Klosterfrau seine Vorstellungen und seine Verweise hinnahm. Er gesteht, daß alle Reichthümer, die höchsten Stellen nichts werth seien gegen solches Vertrauen, wie sie es ihm schenke. „Sprechen Sie nur fort", äußerte sie sich einmal, „wenn ich auch nicht gleich folge, Ihre Worte kommen mir doch später zu Sinn". Die Kaiserin nennt sich in ihren Briefen seine Schülerin, ihn ihren Erzieher; sie nennt ihn ihren ältesten bewährtesten Freund. Wie rührend ist dieses Verhältniß! Wie tief fühlte die große Kaiserin die Schwäche der menschlichen Natur! Aber wie hoch steht sie auch über den tausenden von Königen, welchen die Wahrheit wehe thut!

So manche historische Größe schwindet bei näherer Beleuchtung in nichts zusammen, während hier jede neue Entdeckung den Ruhm Maria Theresias nur reiner und glänzender strahlen läßt.

40.

Der Friede zu Aachen.

Das Frühjahr 1748 kam heran und noch war nicht ein Dritttheil der bestimmten Armee beisammen. „In Mastricht liegt der Friede", sagte Moriz. Am 3. April hatte er diese Stadt schon umschlossen, nachdem er durch allerlei Scheinbewegungen die Verbündeten besorgt gemacht hatte, er wolle Breda angreifen. Den Holländern war der Vorwand, bei Breda zu bleiben, willkommen; in Mastricht waren 10.000 Holländer und 500 Oesterreicher, ein tapferer Mann, Aylva, war Commandant, die Vertheidigung war eine muthige, mehrere Ausfälle glückten, bei Sturmversuchen erlitten die Franzosen große Verluste; das Feuer auf die Stadt aus 104 Geschützen war ein gewaltiges. In diesem Augenblicke entschloß sich das britische Cabinet zur Unterzeichnung von Präliminarien. Nie, hieß es, sei in London das Geld so rar und der Stand der Papiere so schlecht gewesen, England sei erschöpft. Die Unterhändler beim Frieden waren für Holland Bentinck, für England Lord Sandwich, für Frankreich Graf St. Severin. Es wurde in den Präliminarien festgesetzt: alle in Europa, Ost- und Westindien gemachten Eroberungen werden in dem Zustande, in dem sie sich befinden, gegenseitig herausgegeben; Dünkirchen behält auf der Landseite seine Befestigungen, verliert sie aber auf der Seeseite. Die Herzogthümer Parma, Guastalla und Piacenza tritt Oesterreich an Don Philipp ab; stirbt er aber ohne Nachkommen oder gelangt er auf den Thron von Neapel, so fallen Parma und Guastalla an Oesterreich, Piacenza aber an Sardinien. Der Herzog von Modena wird in seine Staaten wieder eingesetzt. Die Republik Genua wird in ihren Besitzungen,

wie sie im Jahre 1740 gewesen, mit Einschluß Finales wieder hergestellt. Der König von Sardinien behält, was ihm Oesterreich im Vertrage von Worms 1743 übertrug. Frankreich räumt das österreichische Flandern und gibt alle Festungen heraus, sobald Maria Theresia in Italien abgetreten hat, was sie vermöge der Friedensbestimmungen herausgeben muß. Der Assiento-Vertrag wird auf vier Jahre erneuert, mit anderen Worten, England darf Sclavenhandel nach den spanischen Colonien treiben. Karl Stuart wird aus Frankreich ausgewiesen und dieses anerkennt die protestantische Erbfolge in England. Franz I. wird als deutscher Kaiser anerkannt und die pragmatische Sanction von neuem garantirt, mit Ausnahme der von Maria Theresia früher gemachten oder der durch die Präliminarien bedungenen Abtretungen; d. h. Preußen wird Schlesien und die Grafschaft Glatz, und dem Sardinier das Vigevanische, ein Theil von Pavia und Parma und von der Grafschaft Anghiera garantirt. Ein geheimer Artikel setzte fest, daß die betheiligten Mächte, welche die Unterzeichnung der Präliminarien verzögern oder verweigern, der ihnen in denselben gewährten Vortheile verlustig gehen. So schlossen die drei Mächte ab. Kaunitz protestirte vergebens gegen einen Vertrag, der über seine Gebieterin nur Verluste verhänge, dem Sardinier seien jene Landschaften in Italien durch den Vertrag von Worms nur bewilliget worden unter dem Beding, daß kein bourbonischer Prinz Land in Oberitalien bekomme. Es half nichts, England und Holland opferten Oesterreich. Maria Theresia mußte den Krieg allein fortführen, wenn sie den Frieden nicht annehmen wollte. Die drei Mächte unterzeichneten den Frieden am 30. April.

Damit begann auch der Waffenstillstand. Lord Sackville, Cumberlands Adjutant, kam ins Lager zu Marschall Moriz und bot die Uebergabe von Mastricht an, denn die Präliminarien

ſeien unterzeichnet. Das war ein neuer Verrath an der Kaiſerin, denn wenn Waffenſtillſtand war, ſo blieb ſie im Beſitze von Maſtricht; man gab aber Maſtricht den Franzoſen als Pfand in die Hände, um Maria Thereſia zum Unterzeichnen des Friedens zu zwingen. Mit dem Befehle Cumberlands ging Sackville in die Stadt. Aylva erkärte, er habe nicht vom Herzog von Cumberland, ſondern nur vom Statthalter und von der Republik Befehle zu empfangen; erſt, als auch von dieſen der Befehl zur Uebergabe gekommen war, ſteckte Aylva die weiße Fahne auf. Am 7. Mai zog die Beſatzung mit Waffen und Gepäck frei ab und rückte der Marſchall Moriz von Sachſen in die Stadt. Es war ſein letzter Erfolg; kaum zwei Jahre nach dieſem Kriege, der ihm ſo viel Lorbeern gebracht hatte, ſank er in die Grube. Mit Recht drückt ſich ein öſterreichiſcher militäriſcher Schriftſteller über dieſen Helden ſo aus: „Das Glück hatte ihm alles, nur nicht ſeiner würdige Gegner gewährt. Betrauert von Allen, von ſeinem König mit Ehren, Reichthümern und Würden überhäuft, ſtarb dieſer deutſche Verherrlicher Frankreichs am 30. November 1750, erſt 44 Jahre alt. Wie anders hätten ſich die Verhältniſſe wohl geſtaltet, hätte dieſer königliche Sprößling an der Spitze der Verbündeten gegen Frankreich gefochten!“ Kaunitz unterſchrieb endlich den Vertrag am 18. Juni, Sardinien und Modena am 31. Mai; am 18. Juni Spanien und Genua, am 18. October 1748 wurde der Friede von allen kriegführenden Mächten unterzeichnet.

Mit Unwillen äußerte ſich Maria Thereſia über das Benehmen Englands: „Guter Gott!“ rief ſie, „wie bin ich von euerem Hofe behandelt worden! Meine Feinde werden mir beſſere Bedingungen einräumen, als meine Freunde.“ Als ihr der britiſche Botſchafter ſeine Glückwünſche zum Frieden darbringen wollte, ließ ſie ihn abweiſen: „denn Beileidsbezeigungen ſeien beſſer am Platze als Kundgebungen einer Zufriedenheit, die

ſie nicht fühle; er möge ihr und ſich eine peinliche Scene erſparen.“ Die innige Verbindung mit England war für lange Zeit abgebrochen.

Ludwig XV. entſchuldigte ſich in einem Schreiben an den König von Spanien über den Abſchluß des Friedens mit dem Ruine des Handels und der Marine, mit der ſtets wachſenden Macht ſeiner Gegner, mit der Erſchöpfung des Landes, die ihn zum Frieden zwinge. Es war nur zu wahr; in Frankreich lebten damals Tauſende von Menſchen nicht mehr von Brod, ſondern von Farrenkräutern, und ſtarben vor Schwäche wie Fliegen weg. Frankreichs Macht war für lange gebrochen, ſeine Seemacht, ſeine Finanzen waren zerrüttet, unaufhaltſam eilte es einem furchtbaren Umſturze entgegen; der ungerechte Krieg gegen Oeſterreich, die rieſenhaften Opfer, die Frankreich gebracht, trugen ihm nichts ein, als den Ruhm einiger gewonnenen Schlachten. Spanien war ſo verarmt und erſchöpft, daß es nicht tiefer in Noth und Elend verſinken konnte. Von ſeinen Soldaten ſpotteten die Franzoſen ſchon während des letzten italieniſchen Krieges: ſie ſeien wie von Papier. Sachſen und Bayern hatten lange zu thun, bis ſie ſich von der Erſchöpfung erholten; gewonnen hatten nur Großbritannien, Preußen und Oeſterreich. Großbritannien ſtand von neuem als erſte Seemacht da, Preußen war eine Halbgroßmacht geworden, für Deutſchland bedeutſam, wenn es ſich an die deutſche Großmacht anſchloß, an die es ſich naturgemäß anſchließen ſoll, an Oeſterreich; verderblich aber, wenn es mit Frankreich oder Rußland ſich gegen die deutſche Nation verbindet.

Auch Oeſterreich hatte gewonnen, obſchon Maria Thereſia voll Schmerz ſich ein koſtbares Juwel aus ihrer Krone geriſſen ſah. Im Kampfe hatte man erfahren, welch' rieſenhafte Kräfte Oeſterreich birgt, wie halb Europa es nicht zu zertrümmern

vermag, wenn diese Kräfte recht verwendet werden. Als Großmacht stand es wieder da, und führte das erste Wort im Rathe der Völker. Es war ärmer geworden um eine Provinz, aber reich an Ruhm, innerer Kraft und äußerer Macht.

Darum Ehre den Tapferen, welche in jenen entsetzlichen Kriegen ihr Blut hingaben für die Erhaltung, für die Größe des Vaterlands! Ehre jenen begabten Feldherren, welche die freiwillig sich darbietenden Kräfte zu ordnen und zum Siege zu leiten wußten, wie Prinz Karl von Lothringen, Traun, Königsegg, Browne, Nádasdy, Batthyány, Lobkowitz und Andere. Ehre den Männern, die auf den Reichstagen oder bei Congressen die Sache unseres Vaterlandes mit Geschick und Begeisterung führten, wie Pálffy und Kaunitz. Ehre der ritterlichen Nation der Ungarn, die zuerst im kriegerischen Feuer für die Königin sich erhob, und mit dem Beispiele der Hingebung den anderen Völkern des Reiches voranging. Ehre vor allem ihr, deren Seelengröße diese Kräfte weckte und deren Geist das Reich erhielt, als auch die Muthigsten an seinem Bestande verzagten. Ihr gebührt der schönste Kranz der Ehren, der Heldin unter den Helden, der herrlichsten der Frauen. Ihr Bild möge uns stets vorschweben, daß wir im Unglücke uns an ihm erheben und im Glücke uns vor ihm demüthigen.

Mit welchem Jubel mag das Wort Friede nach neun Jahren eines entsetzlichen Krieges von den Zeitgenossen aufgenommen worden sein, die noch litten unter den Schrecken von Schlächtereien wie bei Raucoux und Laveld, von Brand, Plünderung und Verheerung! Mit welchem Jubel mögen die heimkehrenden Krieger empfangen worden sein in den Thälern des Schwarzwaldes, wie auf den Pußten Ungarns, an den Ufern der Donau und der Elbe, wie an der Mur und Drau. Jetzt galt es, die verheerten Fluren wieder anzubauen, verbrannte